

Webseite ldn-knigi.lib.ru/Judaic-D.htm
Leon Dotan 12.2012

M. Guedemann, aus meinem Leben
typescript M.E. 141

Hebraeisch im Text

Manuskript

Abschrift

S. 16
S. 19
S. 23
S. 25
S. 40
S. 49
S. 53
S. 53
S. 57
S. 58
S. 61
S. 63
S. 67
S. 69
S. 76/77
S. 79
S. 84
S. 110
S. 115
S. 126
S. 127
S. 212
S. 215
S. 216
S. 216
S. 219
S. 221
S. 222
S. 223
S. 227
S. 228
S. 232
S. 234
S. 236
S. 236
S. 238
S. 239
S. 256
S. 257
S. 258
S. 259
S. 261
S. 264
S. 275
S. 276
S. 283

S. 20
S. 24
S. 30
S. 32
S. 55
S. 68
S. 73
S. 74
S. 78/79
S. 79
S. 83/84
S. 86
S. 94
S. 97
S. 107
S. 112
S. 119
S. 164
S. 170
S. 182
S. 183
S. 212
S. 214
S. 215
S. 216
S. 218
S. 221
S. 222
S. 222
S. 226
S. 227
S. 231
S. 233
S. 234
S. 235
S. 237
S. 238
S. 251
S. 251
S. 252
S. 253
S. 254
S. 256
S. 268
S. 269
S. 275

Beilagen

Zeitungsausschnitt aus Dr. Blochs Wochenschrift vom 2. Juli 1915

"Festsitzung und Festgottesdienst der Wiener
Israelitischen Kultusgemeinde

Manuskript
S.232

Abschrift
S.231

Zeitungsausschnitt ?

Gedenkrede auf Dr. Gustav Kohn

Manuskript
S.237

Abschrift
S.236

Zeitungsausschnitt aus Dr. Blochs Wochenschrift

"Festrede zur Hundertjahrfeier des Bestandes
des Israelitischen Frauen Wohltatigkeitsverein"

Manuskript
S.240

Abschrift
S.239

Aus "Die Wahrheit"

Trauerpredigt Dr. Guedemann (Kaiser Franz Josef)

Zeitungsausschnitt aus Dr. Blochs Wochenschrift Nr. 47 (1916)

Bericht ueber Trauerfeier

Manuskript
S.260

Abschrift
S.253

Aus "Oesterreichische Wochenschrift" Nr.50 (1916)

"Die Stimmung waehrend des Empfangs der Vertreter der
oesterreichischen Judenschaft durch das Kaiserpaar"

Manuskript
S.263

Abschrift
S.256

Aus "Oesterreichische Wochenschrift vom 4.3. 1917
Leichenrede auf Salo Cohn.

Manuskript
S.266

Abschrift
S.259

I. Teil

Heute, den 31. Januar 1899 () begehe ich meinen 64. Geburtstag, wie seit meiner Kindheit nach dem juedischen Datum. Ich habe mir heute vergesetzt, die Erinnerungen aus meinem Leben aufzuzeichnen, zunaechst fuer meine Kinder, die mir GOTT erst in meinem Alter geschenkt hat. Sie kennen meine Vergangenheit nicht. GOTT moege mir zu dem vielen Guten, das er mir bereits erwiesen, noch das Glueck schenken, dass ich sie ihnen erzaehlen kann. Immerhin moegen sie sie auch schriftlich besitzen, nach der Schilderung ihres Vaters. Sollten dereinst Sachkundige glauben, dass diese Aufzeichnungen auch fuer Andere einigen Werth besitzen, so habe ich meinerseits gegen die Drucklegung nichts einzuwenden.

I.

Meine Kindheit.

Ich bin in Hildesheim im ehemaligen Koenigreich Hannover am 19. Februar 1835 (20. Schewat) geboren. Mein seßlicher Vater Joseph Gudemann war gerade im Begriff, die Jahrzeit-Abendandacht nach seinem Vater, meinem Grossvater Moses Gudemann, nach welchem ich heisse, zu beginnen und beim "Minjan" vorzubeten, als ihm meine Geburt gemeldet wurde. Als das letzte und juengste Kind meiner damals schon in verge-rueckten Jahren befindlichen Eltern wurde ich bei meinem Eintritt in die Welt als "Nestkueken" (Nest kuechlein) freudig begruesst. Es hat aber sein Missliches, das juengste Kind in Jahren vergerueckter Eltern zu sein. Denn meinen Vater verlor ich schon mit 12 Jahren, meine Mutter verweehnte mich, da fuer verfuhren meine aelteren Geschwister mit mir

unse strenger. Ich fiel von einer Hand in die andere, oder vielmehr diese Haende fielen auf mich, indes waren die Schlaege gut gemeint und haben mir nicht geschadet, eher genuetzt. Mein Vater, laut seiner eigenen Niederschrift geboren am 5. Maerz 1781, stammte aus Belzum, einem Derge unweit Hildesheim. Dert hatte sich mein Gressvater, dessen Herkunft ich nicht kenne, angesiedelt, und nachdem er durch den Betrieb eines Viehhandels zu maessigen Vermoeegen gelangt war, ein Haus gebaut, welches noch steht. Ueber der Hausthuer ist der Name meines Gressvaters Moses Gudemann und meiner Gressmutter Betti Gudemann geb. Fraenkel in einem Querbalken eingeschnitzt, ausserdem der hebraeische Urtext des biblischen Satzes: "Gesegnet seist Du bei Deinem Eingange, und gesegnet bei Deinem Ausgange". Der Ruf, den mein Gressvater genoss, wird am besten durch die Thatsache illustriert, dass bei seinem Tode der kathelische Pfarrer seine Gemeinde in der Kirche aufforderte: "Und nun betet noch ein Vaterunser fuer unseren guten Moses!" Er wurde naemlich einfach bei diesem Namen genannt, bis er sich in Folge einer Verordnung der westphaelischen Regierung nach einem christlichen Geschaeftsfreunde in Ostfriesland, bei dem er gelegentlich seiner Viehkaeufe einzukehren pflegte, den Familiennamen Guedemann beilegte. Der Name wurde und wird nach Hildesheimer Art, das G zu erweichen, vielfach Juedemann ausgesprochen, und findet sich deshalb sogar in antlichen Urkunden so geschrieben und gedrueckt, obwohl es mit dem Judentum nichts zu tun hat und von Christen herruehrt. Ich habe diesen Namen nur einmal wieder geheert, oder vielmehr gelesen. Als ich einmal Ende der 50" Jahre waehrend meiner Studienzeit von Breslau nach Hildesheim durch Berlin fuhr, las ich in der Nationalzeitung von einem daselbst verfallenen Haeusereinsturz, und unter den Verunglueckten befand sich auch ein

Maurer namens Guedemann aus Grimma. Meine Grosseltern zeichneten sich, wie erwahnt, durch Rechtschaffenheit, Gastfreundschaft und Wohltatigkeit aus, waren aber auch sehr fromm. Als nun mein Vater im Jahre 1811 heirathete, besetzte er sich in Hildesheim und begruendete eine Schlachtereier. Er kaufte daselbst auch ein Haus im Jahre 1817, worueber sich in der "Hildesheimer Zeitung" Nr. 11 von Sonnabend, den 25. Januar dieses Jahres eine Citation" des "Koeniglich Grossbritannisch-Hanneverschen Stadtgerichts" in Hildesheim befindet. Das gewiss seltene Zeitungsblatt hat mir mein Bruder Wolf uebergeben und ich bewahre es auf. Die in der damaligen Zeit einem Juden selten gewahrte Freiheit eines beliebigen Gewerbebetriebes und Hauskaufes ruehrte noch von der Napoleonischen Zeit her. Mit dem Regierungsantritte des Koenigs Ernst August, der die "Goettinger Sieben" zur Aufgebung ihrer Professur zwang, wurden auch die Freiheiten der Juden wieder eingeschränkt. Mein Vater, dessen ich mich nur dunkel aus seinen Liebkesungen, aber auch aus seiner Strenge erinnere -er starb bereits 1847- war ein Mann ohne besondere Schulbildung, auch des Hebraeischen nicht besonders kundig, aber ungemein bildungsfreundlich, dabei von klarem Verstande, von peinlicher Gewissenhaftigkeit und Rechtschaffenheit, strenge in den Forderungen, die er an sich, aber auch an Andere stellte, ein Feind jeder Falschheit und Unwahrhaftigkeit, dabei gastfreundlich und wohltaetig ueber seine Verhaeltnisse, eine zusammen gefasste, koernige Personenlichkeit, bieder und geradezu in Gesinnung und Rede, mit einem Wort ein Charakter. Er hielt viel auf seine Religion, uebte jede Verschrift genau, aber doch mit Verstaendnis und ohne jeden Fanatismus. Zahlreiche Zuege aus seinem Leben, welche das Wesen dieses merkwuerdigen Mannes illustrieren, erzaelten sich Juden und Christen noch

lange nach seinem Tode. Hier nur einer dieser Zuege, als Beweis seiner Selbstbeherrschung: Als Vorsteher eines juedischen Wohltathigkeitsvereins, der Chewra Kadischa, hatte er die Verpflichtung, bei selbststaendigen Vertheilungen nicht eine gewisse Summe zu ueberschreiten. Einmal ging er auf die Bitte eines sehr wuerdigen Mannes davon ab, und haendigte ihm eine groessere Summe ein. Als in der naechsten Generalversammlung der Fall zur Sprache kam und mein Vater den Mann nicht nennen wollte, fuchtelte ihm der Sohn desselben vor der Nase herum und rief ihm zu: "Sie muessen den Namen nennen"! Mein Vater aber schwieg und erklaerte kurz, dass er sein Vorsteheramt niederlege. Seine Festigkeit bewies er auch bei anderen Gelegenheiten. Bevor die jetzige Synagoge im Jahre 1849 errichtet, und nachdem die fruhere, baufaellig geworden, verlassen war, hatte der Vorstand der juedischen Gemeinde eine ehemalige Druckerei als Betlokal gemiethet und eingerichtet. Dies schien meinem Vater aber keine der Andacht wuerdige Staette zu sein, und er hat diese interimistische Synagoge niemals betreten, obwohl wir Kinder sie mit seiner Einwilligung besuchten. Ich erinnere mich noch, wenn ich als Knabe am Jom Kippur zu Mittag nach Hause geschickt wurde, um "anzubeissen", wie mein Vater einsam im Zimmer stand und andaechtig aus einem grossen Machser betete. Um an anderen Tagen Minjam zu haben, hatte er arme Leute zur Abhaltung eines Privatgottesdienstes zu sich geladen. Dieser wurde ihm aber vom Verstande untersagt. Als er dennoch den Gottesdienst abhielt, wurde er von der Polizei in Strafe genommen. Noch besitze ich nachstehende polizeiliche Bestaetigung:

"Dass der Schlaechter Guedemann et Cons. fuer gehaltenen unerlaubten Gottesdienst in seinem Hause die angewachsenen Kosten von 3 Thlr. 18 gr. vorlaeufig deponiert hat, wird hiermit bescheinigt.

Hildesheim den 21. April 1843

Kratz P.C."

Die Abkuerzung hinter dem Namen bedeutet: Polizeicommissaer. Aus der Schilderung meines Vaters erklaert sich, dass er sich gern an den Rabbiner, als an den geistig vernehmsten Mann der Gemeinde, und dass dieser auf ihn hielt. Als der Landrabbiner Welfsehn, der erste, der in Hildesheimdeutsch predigte (siehe Zunz, Gottesdienstl.Vertraege S.466) jung verstarb, etwa 1830, wollte der Verstand die Witwe und ihre Kinder mit einmaliger Abfindung los werden und sie veranlassen, von Hildesheim weg zu ziehen, mein Vater aber setzte es durch, dass sie in Hildesheim verbleiben konnte. So unterhielt mein Vater auch zu dem folgenden Rabbiner Bodenheimer, der nachmals in Crefeld verstorben ist, gute Beziehungen.

Ich werde noch Gelegenheit haben, von meinem Vater zu reden, will aber zunaechst meiner seligen Mutter einige Worte widmen. Eine Aufzeichnung meines Vaters bezeichnet den 3. November 1790 als ihren Geburtstag. Sie hiess Bona (Juedisch gesprochen Bune, mein Vater nannte sie mit dem Kosenamen Bunechen) und war eine geberene Juda. Ein Familienname war das nicht, sondern der Name ihres Vaters. Ihre beiden Eltern starben in einer Nacht, als sie ein Jahr alt war. Das Hildesheimer "Memorbuch" verzeichnet diese Thatsache mit folgenden Worten unter Nr.553 und 554:

d.h. Gett gedenke des ehrenwerthen Juda Sohn Jakobs und seiner Gattin der Frau Reeschen, Tochter des Herrn Juspa, die beide in einer Nacht starben, und am Dienstag, den 17.Schewat des J.5551 (1791 buergerl. Zeitrechnung) begraben wurden. Folgt die uebliche Eulogie nach I Sam. 25,29.Monats: Datum und Wochentag stimmen aber in dieser Aufzeichnung nicht ueberein, denn der 17. Schewat fiel im J.1791 auf Samstag (den 22. Januar), nicht auf Dienstag. Nimmt man an, dass der Schreiber sich

im Datum, nicht aber im Wechentag geirrt habe, so haette das Begraebnis am 30. Schewat (und wahrscheinlich in der Nacht dieses Tages auch der Tod) stattgefunden. Dies aber ergaebe ein merkwuerdiges Zusammentreffen, denn am 20. Schewat ist auch, wie bereits bemerkt, der Vater meines Vaters gestorben, und derselbe Monatstag ist mein Geburtstag.

Nach dem Ableben ihrer Eltern wurde meine so frueh verwaiste Mutter von einem Oheim, Namens Herz, in Goslar in Pflege genommen, bei dem sie, und noch mehr bei dessen Frau, eine wenig freundliche Jugend verlebte. Sie musste so angestrengt arbeiten, dass sie zuweilen im Stehen einschliief. Dagegen geschah nichts fuer ihre Bildung. Deutsche Buecher waren damals noch bei den frommen Juden verpoeent. Meine Mutter hatte sich selbst die Fertigkeit, deutsch zu lesen, angeeignet. Wenn sie dann mit einem deutschen Buche in der Hand von der Tante ueberrascht wurde, dann rief diese tadelnd: "Sie liest schon wieder ein "galchisch" Buch". "Galchische" (eigentlich geistliche) Buecher hiessen die nicht mit Hebraeischen Lettern gedruckten.

Im Jahre 1811 verlebte sich meine Mutter mit meinem Vater und in den "zehn Busstagen" fand die Hochzeit statt. Die Ehe meiner Eltern war eine ueberaus glueckliche. Meine Mutter erzaehte mir oft, dass der Vater zu ihr zu sagen gepflegt habe: "Frau, wenn ich es koennte, liesse ich Dir einen goldenen Sessel machen". Meine Mutter war aber auch unermuedlich thaetig im Haushalte, genuessam, von ausserordentlicher Sanftmuth und Milde, sie besass ein angeborenes vornehmes Wesen und muss sehr schoen in ihrer Jugend gewesen sein, was man ihr noch im Alter anmerken konnte. Ich erinnere mich noch, als kleines Kind gesehen zu haben, dass der Vater vor dem gemeinschaftlichen Spaziergang die Mutter beim Ankleiden bediente, und dass er vor ihr niederkniete, um ihr die samtenenen Niederschuhe, die sie im Sommer zu tragen pflegte, anzuziehen. Ihre Spa-

ziergaenge machten sie am liebsten durch die Getreidefelder, denn mein Vater, als auf dem Lande geberen und aufgewachsen, war mit der Landwirtschaft vertraut, und er freute sich des guenstigen Saatenstandes. Oft aber machten die Eltern ihren sabbathlichen Spaziergang -denn an Wechentagen hiess es zu Hausw bleiben und arbeiten- auf den Waellen, die sich zum Theil heute noch um Hildesheim hünziehen, waehrend sie theilweise abgetragen sind, und von wo man eine wundervolle Aussicht bis gegen den Brecken hin geniesst. Auf diesen Spaziergaengen kam es wohl vor, dass der Fuerstbischof von Hildesheim, Egon von Fuerstenberg, den Eltern begegnete. Der pflegte dann immer, wie mir die Mutter oft erzachte, zuerst zu gruessen. Diese Zuvoorkommenheit von Seiten des Oberhauptes der Kathelischen Christenheit in Hildesheim war fuer das Zusammenleben der verschiedenen Konfessionen charakteristisch. Ich habe als Kind von einer Reibung oder Antipathie zwischen Juden und Christen nie etwas erfahren, es herrschte zwischen beiden das angenehmste und mitunter ein wahrhaft freundschaftliches Verhaeltnis. Man war sich der Verschiedenheit der Religion nur im Verhaeltnis zu Gott bewusst, im Umgange und Verkehr mit Menschen trat sie nicht zu Tage. Auch jetzt noch hat der Antisemitismus trotz mannigfacher Versuche in Hildesheim keinen Boden zu gewinnen vermocht.

So gluecklich indessen meine Eltern in ihrem ehelichen Leben und in ihrer Haeuslichkeit waren, -die Ehe war im ganzen mit zehn Kindern gesegnet, von denen heute nur noch meine jetzt, Ende 1900, zweiundachtzigjaehrige Schwester Caroline, verwitwete Dammann, in Berlin, mein nahezu achtzigjaehriger Bruder Wolf in Hildesheim, und ich durch Gottes Gnade am Leben sind-: so hatten sie doch sonst ihre liebe Noth. Zwar

eigentliche Nahrungssorgen waren nicht vorhanden, denn da meine Mutter ein Fleischgeschäft betrieb, zuweilen auch, besonders an Jahrmaerkten, zugereiste Juden gegen Entgelt in unserem Hause mit Kest bedient wurden, so gab es immer reichlich zu essen. Es wurde ein gutes, buergerliches Haus gefuehrt, oeffters nahmen auch fremde Arme an Mahle theil, und zu den Feiertagen pflegte ich den eingesessenen Armen Fleisch und andere Nahrungsmittel im Auftrage der Eltern hinzutragen. Aber an Geld war immer Mangel. Der Betrag des Schulgeldes, den ich alljaehrlich im Gymnasium zu entrichten hatte, belief sich auf einen Taler und einen Gulden, jetzt etwa fuenf Mark. Als ich einmal, 9 oder 10 Jahre alt, meinen Vater um diesen Betrag ansprach, erwiderte er: "Ich habe die Summe nicht". Der Geldmangel mag meinen Vater oft bedrueckt haben, aber er wurde dadurch auch nicht um Haaresbreite von dem Rechtenweg abgelenkt, den ihm sein Rechts- und Ehrgefuehl verzeichnete. Eine Unterstuetzung anzunehmen, oder gar zu erbitten, war er zu stolz, und ich glaube, er haette jedem die Thuere gewiesen, der ihm, dergleichen anzubieten gewagt haette. Bei seiner Empfindlichkeit musste der Gedanke an das Ende, und an den Zustand, in dem er Frau und Kinder hinterlassen wuerde, ihm viel Kummer bereiten. Seit der Regierung des Keenigs Ernst August war unter anderen mittelalterlichen Einrichtungen auch der Zunftzwang wieder eingefuehrt worden, deshalb entschloss sich mein Vater, zuenftiger Fleischermeister zu werden, um meiner Mutter die Fortfuehrung des Geschaeftes nach seinem Tode zu ermoeglichen. Er unterzog sich der fuer einen alten und kraenklichen Mann, der er war, schwierigen Aufgabe, das Meisterstueck zu machen. Es duerfte im Jahre 1845 oder 1846 gewesen, an einem Juli- oder Augusttage, da vollzog sich das gresse Ereignis, das den ganzen Familienkreis mit Angst und Bangigkeit erfuellte. Nach

sehe ich als kleiner Knabe gegen Abend meinem Vater unserem Hause zuwanken. Man hatte ihn durchfallen lassen. Der Stadtsyndikus, namens Traumann, hatte, wie es hiess, bei der Angelegenheit eine meinem Vater unguenstige Rolle gespielt. Der Vater dieses Stadtsyndikus war einst Knecht bei meinem Gressvater gewesen und hatte sich einer Heirat wegen taufen lassen. Sein Sohn war nun ein grosser Herr geworden und verweigerte meinem alten Vater das Meisterzeugnis. Aber alle Muehseligkeit und Sorgen haetten erspart werden koennen. Als mein Vater starb, konnte mein Bruder, der sich inzwischen alle zuenftigen Erfordernisse angeeignet hatte, das Geschaeft uebernehmen. Der Segen Gottes ruhte auf seiner Haende Werk, der auch seinem Sohne, meinem Neffen, treu geblieben ist. Ihm war es vergoent, an der Stelle des alten Hauses ein neues, stattliches aufzufuehren, und dieses mit derselben, oben erwachten hebraeischen Inschrift zu versehen, die einst das Haus meines Gressvaters geziert hatte.

Inzwischen hatten die Anstrengungen beim Meisterstueck, die Kraenkungen und Sorgen auf den keerperlichen Zustand meines Vaters zerstoeend eingewirkt. Er lag lange krank und starb im Sommer 1847, am 21. Siwan, gegen Ausgang des Sabbat. Ich spielte auf der Strasse mit anderen Knaben, da oeffnete sich die Haustuer, mein Lehrer und nachheriger Schwager Berendt, ein sonst wuerdiger Mann, riss mich unsanft beim Arm ins Haus und sggte barsch: "Der Vater ist toedt". Im Augenblick hatte ich noch keine volle Vorstellung von dem Inhalt dieser Botschaft, aber sie fiel doch wie ein niedersausender, alles in seiner Umgebung zertruemmender Felsblock auf das kindliche Gemuet, dem die bange Ahnung aufdaemmerte, was es fuer einen zwelfjaehrigen Knaben bedeute, keinen Vater mehr zu besitzen. Ich ~~XXXXXX~~ kann aber, von meinem Vater sprechend, nicht unerwaehnt lassen, dass er zu den Gruendern der noch bestehenden, im Jahre 1826 ins Leben gerufenen israelitischen

Volksschule in Hildesheim geheert. Die gedruckte Schulerdnung, von der ich noch ein Exemplar besitze, traegt neben den Unterschriften des Rabbiners und anderer angesehenen Maenner auch die seinige. So war dieser einfache, selbst einer tieferen Bildung ermangelnde Mann doch stets da zu finden, wo es sich darum handelte, die Bildung unter den Juden zu befeerdern.

Ich habe diese Schule auch besucht, frueher auch die unserem Hause am Neustaedtermarkt gegenueber gelegene staedtische Volksschule. Wenigstens wurde ich von meiner Schwester Resalie, die sieben Jahre aelter als ich war, dahin mitgenommen, obwohl ich das schulpflichtige Alter noch nicht erreicht hatte. Ich muss noch sehr jung gewesen sein, als ich anfang, deutsch und hebraeisch zu lesen, denn ich erinnere mich dieses Anfangs nicht. Aber wohl erinnere ich mich dessen, dass ich die Buchstaben, deutsche und hebraeische, nachzeichnete, -ich war damals kaum mehr als fuenf Jahre alt- und dass ich, wenn Gaeste kamen, Proben dieser Kunstfertigkeit, worauf mein Vater sehr stolz war, ablegen musste. Schon in demselben Alter wurde mir der Gedanke eingefleesst, Rabbiner zu werden, so dass ich, wenn ich als Kind gefragt wurde, was ich werden wolle, diesen Beruf angab. Der Rabbiner, oder eigentlich der Landrabbiner, welchen Titel erfuehrte, war der erste Mann unter den Juden der Stadt und der Provinz, wenigstens gab es fuer meinen Vater keinen groesseren, verehrungswuerdigeren. Diese Anschauung meines Vaters ging schon in meinen Kindesjahren auf mich ueber, so war es natuerlich, dass ich den Beruf des Rabbiners als meinen Lebensberuf waelhte, oder dass er suggeriert wurde, und auf diesen Beruf wurde denn auch meine Ausbildung angelegt.

II.

Die Gymnasialzeit

Mit acht Jahren kam ich auf das bischoefliche Gymnasium Josephinum, oder schlechtweg das Josephinum, wie dieses Institut genannt wurde, und zwar in die Quinta, die unterste Klasse, in der ich aber drei Jahre verbleiben musste. Dies war der vorgeschriebene Zeitraum. Ich rueckte dann regelmassig alljaehrlich bei der Versetzung, die im Herbst stattfand, in die hoehere Klasse auf, bloss in der ~~XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX~~ Unterprima musste ich zwei Jahre verbleiben, weil ich infolge mangelnden Fleisses den Bedingungen fuer die Vorrueckung nicht entsprach. Genau erinnere ich mich meiner damaligen Qualitaeten nicht, aber meine Lehrer werden wohl gewusst haben, was sie taten, wenn sie mich nicht aufruecken liessen. Ich war damals in den sogenannten Flegeljahren und mag wohl nachgelassen haben. Ich habe im Laufe meines Lebens gelernt, mich auf die Seite der Lehrer zu stellen, wenn ihre Beurteilung der Schueler von diesen und ihren Eltern als ungerecht bezeichnet wird, denn ich bin selbst mehrere Jahre Lehrer gewesen. Ich kann mich ueber meine Lehrer am Gymnasium nicht beklagen, bewahre einzelnen sogar aufrichtige Dankbarkeit, dennoch darf ich heute in sehr vergerueckten Jahren bei abgeklaertem Urteil behaupten, dass manche von den Lehrern in der Beurteilung ihrer Schueler fehlgriffen, weil sie nicht auf deren Individualitaet eingingen. Fast alle Lehrer waren Geistliche, durch ihre Ehe- und Kinderlosigkeit mag ihnen im Laufe der Zeit das rechte Verstaendnis fuer die Jugend abhanden gekommen sein. Mit meinen Mitschuelern stand ich im besten Verhaeltnis. Der Umstand, dass ich Jude, noch dazu der einzige, auf dem Gymnasium war, hat mir nie Kraenkungen oder sonstige Unannehmlichkeiten weder seitens der Lehrer, noch von seiten meiner Mitschueler zugezogen. Ja es wurde auf meine Ken-

fession und religiöse Haltung Rücksicht genommen. Ich schrieb natürlich am Sabbat und an den juedischen Feiertagen nicht, setzte nun ein Lehrer aus Versehen ein "Extemporale" d.h. eine schriftliche Pruefungsarbeit auf einen dieser Tage an, dann pflegten meine katholischen Mitschueler den Lehrer zu erinnern, dass ich an dem Tage nicht schreiben koenne, worauf alsdann ein anderer Tag festgesetzt wurde. Andererseits nahm ich an manchen Uebungen und Verrichtungen meiner Mitschueler teil, denen sie als Katholiken oblagen. Im Gesangsunterricht sang ich die Litanei und andere Kirchengesaenge mit, daran nahm weder ich, noch nahmen die Lehrer und Schueler daran Anstoss. In einer Metette von Mozart sang ich sogar ein Solo, natuerlich nur im Gesangsunterricht, nicht in der Kirche. Einmal begleitete ich einige Mitschueler in den Dom, welche den Auftrag hatten, die Glocken zu ziehen, deren Straenge von der Weelbung auf den Boden des Hochaltars herunterhingen. Wie Kinder sind, ich war etwa zweelf Jahre alt, wollte ich das Laeuten ebenfalls versuchen, hatte aber uebersehen, dass meine Mitschueler den Strang nach dem Anziehen losliessen, um ihn sodann wieder zu ergreifen. Ich hielt aber den Strang fest und wurde unversehens von der Glocke drei bis vier Meter hochgezogen. Es war ein angstvoller Augenblick, wie ich in der Heehe schwebte, von meinen Mitschuelern aber wurde ich, als meine Fuesse wieder den Boden beruehrten, trotz der Heiligkeit des Ortes ausgelacht. Ich erwaehne diese Einzelheiten, weil sie ein Bild von der Harmlosigkeit und Gutmuetigkeit des Verkehrs geben, in dem ich, obwohl Jude, zu meinen katholischen Mitschuelern und Lehrern stand. Ich habe aich einmal eine lange Reihe von Predigten angehoeert, welche von den

beruehten Jesuiten Reth, Klinkewstroom u.a. im Dom gehalten wurden. Ich erinnere mich nicht, dass Aufreizungen gegen die Juden darin vorgekommen waeren. Freilich gab es in Hildesheim keine reichen Juden, aber sie waren alle in guten Verhaeltnissen, befleissigten sich eines rechtschaffenen Lebenswandels, hielten auf ihre Religion und pflegten mit ihren christlichen Mitbuergern einen angenehmen, oft freundschaftlichen und intimen Verkehr. Von einer buergerlichen und politischen Gleichstellung der Juden war im damaligen Keenigreich Hannover keine Rede. Sie bekamen keine Orden und keine Staatsanstellung, aber es gab in Hildesheim einen juedischen Advokaten und juedische Aerzte, unter letzteren angesehen und auch bei Christen viel in Verwendung. Meine Mutter erzaehte mir allerdings oft, dass in ihrer Kinderzeit kein Jude am Frehnleichnamsfeste auf der Strasse erscheinen durfte, auch dass den Juden zuweilen zugerufen wurde: "Jude nach' meres!", aber in meinen Kinderjahren habe ich eine Zuruecksetzung oder Verspottung meiner Religion wegen nie erfahren. Mit dem Jahre 1848 wurde dann auch die rechtliche Stellung der Juden der uebrigen Staatsbuenger gleich.

Die Lehrer des Gymnasiums zerfielen in Professoren und Praezeptoren. Letztere waren Hilfslehrer in den untersten Klassen, uebernahmen auch die Aufsicht bei dem sogenannten "Silentium". So wurden die Nachstunden genannt, waehrend deren die Schueler ihre Aufgaben machen mussten, und die einige Male in der Woche dem Nachmittagsunterricht folgten. Da die Praezeptoren juengere Maenner waren, so traten sie den Schuelern naeher und diese schlossen sich ihnen rueckhaltloser und mit greesserer Waerme an, als den meist schon aelteren und zurueckhaltenden Professoren,

Die Praezeptoren waren es auch, die zuweilen die eine oder andere Klasse zu laendlichen Ausfluegen aufforderten, die Aufsicht uebernahmen und an den gemeinschaftlichen Spielen teilnahmen. Lebhaft steht ein Praeceptor Albrecht, ein schoener und gebildeter junger Mann, der bald nach seiner Ernennung zum Professor starb, vor meiner Erinnerung. Als wir einmal von einem Spaziergang nach Neuhef ueber den Steinberg, der heute dicht bewaldet ist, damals aber noch kahl war, heimkehrten, da erzaehte er uns von Hannibal, wie dieser als zweelfjaehriger Knabe von seinem Vater beschworen wurde, auf den Roemern Rache zu nehmen. Wir Schueler waren ungefaehr im gleichen Alter, und wie der genannte Praeceptor den Vorgang in beweglicher Rede erzaehte, wie wir uns um ihn scharten, um nur kein Wort zu verlieren, und wie der Sonnenuntergang die zu der Erzaehtling passende Stimmung in uns weckte -das alles steht, obwohl es sich bereits vor sechzig Jahren zugetragen -ich schreibe dies in meinen einundsiebzigsten Jahre nieder, so lebhaft vor mir, als waere es gestern geschehen.

Von den Professoren, deren Unterricht ich genoss, war unstreitig der bedeutendste Leunis, dessen Synopsis der drei Naturreiche, heute noch von den ersten Naturforschern neu bearbeitet und herausgegeben, ein grosses Ansehen genieisst. Leunis lehrte Naturgeschichte und Geographie, er wusste aber alles, und sprach auch waehrend seiner Lehrstunden von allen, ohne den eigentlichen Gegenstand seines Vertrages zu vernachlaessigen. Er pflegte zu sagen, dass ein Mensch nicht alles wissen koenne, wohl aber muesse er wissen, wo er ueber das was er nicht wisse, sich Belehrung verschaffen koenne. Durch seinen ueber alles Moegliche sich erstreckenden Unterrricht regte er in mir, und gewiss auch in vielen meiner Mitschueler,

das Bestreben an, nichts gleichgültig vorbeugehen zu lassen, sondern von allem eine wenigstens ungefähre Kunde zu erlangen. Dadurch habe ich mir vielerlei, wenn auch selbstverständlich nicht immer gründliche Kenntnisse angeeignet, ein Besitz, der mir im Leben oft zu Gute gekommen ist und mich zu den verschiedensten Menschen in nähere Beziehung gebracht hat. Einmal kam ich bei einem Gastmahl neben den Inhaber eines grossen Destillationsgeschäfts zu sitzen, es kam die Rede auf Roseneel, und als ich hinwarf, dass dieses oft mit Rosenholzeel vermischt werde, sah er mich mit grossen Augen an und gewann Interesse an mir. Bei einer anderen Gelegenheit musste ich mit einem Fabrikanten eiserner Reehren von Muffen und Flauschen, wieder mit einem Farbwarenhändler von Indigo und Cochenille, mit einem Lehgärber von Qurbwache zu reden u.s.w., und es machte mir ungeheuren Spass, das Erstaunen in den Mienen meiner Unterredners zu beobachten, wenn ich solche unerwartete Kenntnisse vorbrachte. Ich verdanke diese Art mich zu bilden, meinem Lehrer Leunis, der sogar einmal im Unterrichte von dem juedischen Synagegengesang "Leche daudi" sprach und die Schueler einlud, auch dem juedischen Gottesdienst gelegentlich beizuwohnen. Denn alle sollten wenn möglich alles kennen. Dabei war er ein katholischer Geistlicher und las jeden Morgen seine Messe. Auch seine Pruefungen waren dieser Lehrmethode angemessen. Er stellte keine eigentlichen Fragen, sondern warf nur Werte hin, z.B. Kieler Umschlag -so heisst eine Messe in Kiel- oder aehnliches, und der Schueler musste darueber Auskunft geben. Er hatte immer unbemerkt eine lederne Gerte, eine Art Kautschu, in der Tasche, der faule und unwissende Schueler musste vertreten, nieder knien, und bekam eine Tracht maessiger Hiebe ueber den Ruecken. So ging es auch mir einmal, als ich mein Pensum nicht wusste, und auf die

Frage, warum ich es nicht gelernt haette, erwiderte, ich sei nicht dazu aufgelegt gewesen. Leunis pruegelte aber nie im Zorn, sondern gelassen und laechelnd, und nur solange als der Schueler im Kindesalter sich befand. Gesegnet sei sein Andenken!

Ein anderer bemerkenswerter Professor, der seit vielen Jahren und auch gegenwaertig noch (1905) Bischof von Hildesheim ist -er starb zu Ende dieses Jahres- war Jakobi, oder genauer Sommerwerk-Jakobi. Er trug in den mittleren Klassen Griechisch vor und zeichnete sich durch ein angenehmes und liebevolles Wesen aus. Es gab auch recht muerrische Lehrer, die ich nie lachen oder auch nur laecheln gesehen habe. Das waren die Mathematiker.

Ein feiner Kopf war Professor Mueller, der in den haeheren Klassen Griechisch und Deutsch vertrug. Er hat auch die deutsche Uebersetzung einiger griechischer Dramen herausgegeben. Ein grossgewachsener Mann von vornehmer, ernster Haltung machte er auf die Schueler grossen Eindruck, aber sein blasses Gesicht und die durchdringenden Augen hatten etwas Furchteinfluessendes. Er ist spaeter Direktor des Gymnasiums geworden, aber bald darauf gestorben.

Zu meiner Zeit fungierte Direktor Renke. Das war ein prachtvoller Mann, dem ich die verehrungsvollste, dankbarste Erinnerung bewahre. Kehlrausch, der an der Spitze des Schulwesens im Koenigreich Hannover stand, hat ihn in seinen Erinnerungen, oder wie sonst der Titel der Schrift lauten mag, einen "wirklich ausgezeichneten Direktor" genannt, und das war er auch. Schueler und Professoren hatten gleichen Respekt vor ihm, aber ebensoviel Liebe zu ihm. Er war ein geberener Hildesheimer, hatte in der Jugend meine Mutter gekannt und liess sie zuweilen

durch mich gruessen. Wie ich gehoert habe, hat er einige Male den Hildesheimer Bischofsitz ausgeschlagen, denn er war ganz Schulmann. Er war ein ausgezeichneter, faszinierender Redner, als welcher er bei der jaehrlichen Schulschlussfeier im Monat August hervortrat. Bei dieser Gelegenheit, die in der Aula stattfand, wurden auch die Praemien verteilt. Einige Wochen vorher wurden in allen ~~Klassen~~ Klassen und in allen Gegenstaenden Preisarbeiten von den Schuelern unter Aufsicht der Lehrer gemacht, nach denen ein erstes und zweites Praemium fuer die Verfasser der beiden besten Arbeiten bestimmt wurde. Ausserdem wurden noch drei oder vier "Accessisten", welche die naechstbesten Arbeiten geliefert hatten, aufgerufen. Der ganze Akt machte grossen Eindruck und die Aula war von Zuschauern aus der besten Gesellschaft gefuellt. In der Mitte der ersten Reihe sass der Bischof, neben ihm andere Heneratieren. Vor der ersten Reihe war ein freier Platz gelassen, auf dessen einer Seite die Praemien-Buecher in rothem Einband aufgestellt waren, waehrend auf der anderen Seite die Schueler standen. Auf dem Katheder am ~~Kopfende~~ Kopfende des Saales stand der Direktor, der, nachdem eine Musikkapelle durch den Vortrag eines passenden Tenstueckes die Feier eingeleitet hatte, die Festrede hielt. Nach Beendigung derselben eine kurze Pause, die Zuehererschaft und die Schuelerschar aeusserten durch vernehmliche Aufgergtheit ihre Neugierde, wer der glueckliche Gewianer eines Praemiums sein moechte. Nun begann die Aufrufung der Praemierten nach der Reihenfolge der Klassen und der Gegenstaende. War der Name des Siegers genannt, so erfolgte ein Tusch der Musikkapelle, der aufgerufene Schueler trat vor, verneigte sich vor dem Bischof, ~~nahm~~ nahm das Buch, das ihm ein Professor reichte, entgegen, verneigte sich abermals vor dem Bischof und

verschwand in der Schuelerschaar. Es kam vor, dass ein und derselbe Schueler, drei, vier und mehr Praemien, als der Tuechtigste in ebenso viel Gegenstaenden, erhielt. Dann vernahm man in der Zuhoererschaft halblaute Rufe der Bewunderung. Mir selbst fiel in allen Klassen von der Quinta an, womit damals das Gymnasium begann, das Praemium fuer die Uebersetzung des Deutschen ins Lateinische, einigemale auch das fuer die Webersetzung aus dem Lateinischen zu. Bei dieser Gelegenheit nun machte Renke als Redner grossen Eindruck. Sein gelbliches velles Gesicht mit den dunkeln Augen, die gedrungene Gestalt in einfachem, schwarzen Talar, die senere Stimme und die mit kurzen und sparsamen Bewegungen der Rede nachhelfenden Haende- so sehe ich ihn nach mehr als fuenfzig Jahren noch vor mir. Ich habe ihn, als ich schon Rabbiner in Wien war, nachdem er in hohem Alter sich hatte pensionieren lassen, im Garten des Gymnasiums wieder gesehen. Es war nach 1866, als Hannover preussisch geworden war. Da sprach er, obwohl dem alten Regime ergeben, voll Bewunderung von der preussischen Verwaltung, in der jeder Vergesetzte seinem Untergebenen scharft auf die Finger sehe. Das muesse so sein, meinte er, denn unter hundert Menschen seien nicht zwei, die aus Pflichtgefuehl ihre Schuldigkeit taeten, die uebrigen muessten durch strenge Aufsicht dazu verhalten werden. Das Wort war in seinem Munde von besonderer Bedeutung, denn er selbst war ein Mann von strengstem Pflichtgefuehl, ich habe wenige seinesgleichen gesehen. Im Jahre 1853 nahm ich, mit dem Zeugnis der Reife versehen, vom Gymnasium Abschied.

Waehrend meiner Gymnasialzeit hatte ich dem Religionsunterricht und hebrseischen Studien bei dem damaligen Landesrabbiner M. Landsberg

obgelegen, teils in der juedischen Volksschule, teils im Privatunterricht, den er mir erteilte. Er stammte aus der Provinz Posen und war mit dem fruheren Rabbiner Wolfsohn von dort nach Hildesheim gezogen, hatte dann in Berlin seine weitere Ausbildung sich angeeignet und war daselbst im Nauen'schen Stift als Direktor oder unter einem aehnlichen Titel angestellt worden. Aus dieser Stellung wurde er, als Bedenheimer anfangs der vierziger Jahre von Hildesheim nach Crefeld als dortiger Konsisteriallebrabbinner uebersiedelte, als Landesrabbiner nach Hildesheim berufen. Er war ein frommer, und besonders im Rabbinischen sehr bewandeter Mann, aber heftig und leicht entzuendlich, was ihm manche Unannehmlichkeit zuzog. Er starb frueh, wozu vielleicht auch seine schnelle Abwechselung in der Lebensweise beigetragen hatte. Ich bin ihm zu grossem Danke verbunden, denn er gab sich mit mir redliche Muehe, mich im Talmudstudium verwaerts zu bringen. Aber es wollte nicht recht gehen, ich fand nicht den rechten Geschmack an dieser Wissenschaft, und da ich der einzige Schueler war, so entbehrte ich auch der Anregung und Aneiferung, die von Mitschuclern und Mitstrebenden auszugehen pflegt. Da ereignete sich im Sommer des Jahres 1853, dass die Kunde von der Errichtung eines juedisch-theologischen Seminars in Breslau nach Hildesheim gelangte. Dies geschah auf einem Umwege. Es wurden eines Tages Aufrufe unter den Juden in Hildesheim verbreitet, in welchen die beverstehende Errichtung jenes Seminars als eine gresse Gefahr fuer das Judentum bezeichnet wurde. Die Aufrufe waren von dem Rabbiner Samson Raphael Hirsch in Frankfurt a.M. ausgegangen und in alle Welt verschickt worden. Den Anlass zu dem Sturm hatte wohl die in Aussicht genommene Anstellung H. Graetz's an dem zu errichtenden Seminar gegeben. Graetz hatte fruher bei Hirsch in Oldenburg gelebt und diesem gresse

Verehrung entgegen gebracht, hatte sich aber dann von ihm und seiner religiösen Anschauung getrennt. Durch diese Aufrufe nun empfing ich zuerst Kunde von der beabsichtigten Errichtung des erwähnten Seminars. Bei einem Besuche, den ich, wie dies öfters geschah, meiner Schwester und meinem Schwager in Hannover machte, suchte ich auch Dr. Wiener auf, und sprach mit ihm über die neue Gruendung. Dr. Wiener lehrte am Lehrer Seminar in Hannover und hat sich durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der juedischen Geschichte einen guten Namen gemacht. Wiener klaerte mich nun über das Seminar, aber auch über das was ich zu tun haette, wenn ich meinem Versatz, Rabbiner zu werden, treu bleiben wollte, gruendlich auf. Besonders machte er mir klar, dass meine Studien ohne Fundament bleiben wuerden, wenn ich nicht im Talmud geheerig zu Hause waere. Nur durch diese Pforte koenne ich in das Wesen des Judentums und in die Geschichte der Juden eindringen und mich in beiden zurecht finden. Es war eine sehr eindringliche Ermahnung, die Wiener an mich richtete, und ich muss diesem Manne dankbar das Verdienst zuerkennen, dass er mir eigentlich den Weg fuer meine Zukunft gewiesen. Angenehm war mir ja der Eindruck nicht, mit dem ich von Wiener schied. Es war mir zu Mute wie einem, der hungert, und dem gerade eine unwillkommene Speise verge-setzt wird, aber ich sagte mir, es muss sein! Der Gedanke, einen anderen Beruf zu wahlen, kam mir nicht: es war mir von Kindheit an der Rabbiner-beruf so bestimmt vergezeichnet. auch schien mir die Wahl dieses Berufes eine Ehrenpflicht gegen meinen seligen Vater zu sein, dass ich an andere Berufszweige garnicht dachte. Ich reiste also von Hannover ab und gelebte mir im Stillen, mich ganz und gar auf das Talmudstudium zu wer-fen. Dies tat ich denn auch. Sobald ich nach Hause gekommen war, entlich ich mir von dem Rabbiner Landenberg den Traktat Baba mezia und versenkte mich in ihn so sehr, dass ich kaum eine oder zwei Stunden taeglich der

Ruhe und Bewegung widmete. Wie es nun geht, dass diejenigen Bestrebungen, die einem schwer werden, sich aber dadurch auch beliebt machen, so erging es mir auch mit dem Talmud. Je mehr Eiferica auf ihn verwendete, desto mehr erfreute ich mich an den Problemen, die er darbietet, und an den versuchten Loesungen, die ich auf kleinen Zetteln aufschrieb, die ich zwischen die Blaetter schob. Spaeterhin zeigte mir noch Landsberg diese Zettel, die er sorgfaeltig aufbewahrt hatte. Auch der Unterricht, den er mir nun erteilte, ward angeregter, lebhafter und erfolgreicher. Ich schrieb nun an den Oberrabbiner Dr. Z. Frankel in Dresden, den kuenftigen Direkter des Seminars und bat, mich in dasselbe aufzunehmen. Ein sehr heefliches Antwertschreiben, das mich sehr beglueckte, enthielt die Bewilligung meines Ansuchens. In eifrigen Studien, besonders des Talmud, erwartete ich das Herannahen des August, in dessen ersten Tagen das Seminar ereeffnet werden sollte. Die Vorbereitung zur Reise stimmte mich sehr wehmuetig. Gerade waehrend des Jahres 1854 hatte ein Leichtsinn des Mannes meiner aeltesten Schwester Jeanette, oder Nette wie wir sie nannten, grosses Unglueck ueber unsere Familie gebracht. Sie war eines der scheensten ~~Maedchen~~ Maedchen gewesen, die man sich denken kann, und in ganz Hildesheim bekannt und wegen ihrer Einfachkeit und Sittsamkeit geschaetzt. Ende der dreissiger Jahre kam ein Vetter meines Vaters, ein Arzt, der in hellaendischen Diensten gewesen war, nach Hildesheim und in unser Haus. Da er ein schoener und tuechtiger, auch, was bei einem Arzte selten zu finden, frommer Mann war, so erhielt er, als er um meine Schwester anhielt, dieselbe zur Frau. Das junge Ehepaar besitzte sich in Bettmar, einem Dorfe bei Hildesheim und nahm mich, der ich etwa drei oder vier Jahre alt sein moechte, mit auf das Dorf. Ich hielt meinen Schwager fuer meinen Vater, und meine Schwester fuer meine Mutter, und es wurde spaeter oft erzaehlt, dass ich, als

ich einmal mit meinem Schwager und meiner Schwester von Bettmar nach Hildesheim kam, dieselben mit dringenden Bitten bestuernte, wir wollten wieder nach Hause. Anfangs der fuenfziger Jahre uebersiedelte mein Schwager mit meiner Schwester nach Hildesheim, und hier liess derselbe, als Arzt einer Versicherung, sich verleiten, Kranken Gesundheitsatteste auszustellen, was zur Folge hatte, dass er ins Gefaengnis, dann vor das Schwurgericht kam und verurteilt wurde. Man kann sich denken, welchen zerseerenden Eindruck die Schande, die durch die sich jahrelang hinziehende Untersuchung und endliche Verurteilung herbeigefuehrt wurde, auf unseren ganzen, so ehrenhaften Familienkreis machte. Meine Schwester wurde schwindsuechtig und verfiel vor Gram einem jammervollen Siechtum. Keiner von uns wagte sich an einen oeffentlichen Ort, oder in groessere Gesellschaft. In so gedrueckter Stimmung hiess es fuer mich von der Staette meiner Kindheit, von Mutter, Geschwistern und Freunden scheiden und in die unbekannte Ferne ziehen. Nie werde ich vergessen, wie der Landesrabbiner Landsberg beim Abschiede zu mir sagte: "Du bist berufen, alles Traurige, was Deine Mutter erlitten hat, wieder gut zu machen". Ich glaube, dass es mir mit Gottes Hilfe vergeennt gewesen ist, diese Aufgabe zu erfuelen. Dann zaehlte Landesrabbiner Landsberg eine Summe Geldes, vierund zwanzig oder dreissig Taler, in Gutengroschen, wovon vierundzwanzig auf einen Taler gingen, auf den Tisch, und sagte, dass er diese Summe unter den Gemeindemitgliedern Hildesheims fuer mich gesammelt habe und mir nun als Zehrpfennig uebergebe. Ich brach in Traenen aus, denn ich empfand die Annahme von Almosen als eine grosse Schande. Ich war gewohnt gewesen, am Purim oder zu anderen Zeiten Liebesgaben im Auftrage meiner Eltern Armen zu ueberbringen. Hier sollte ich nun

selbst eine solche Gabe annehmen. Es ist waehrend meines ganzen Lebens nur noch ein einziges Mal vorgekommen, dass ich eine Geldunterstuetzung bei einem Anlass, von dem noch die Rede sein wird, annahm, aber diese konnte ich nachmals mit muelichlichen Zinsen heimzahlen. Wer die Geber waren, die meinem Lehrer die erwaehte Summe fuer mich uebergeben hatten, habe ich nie erfahren, aber ich habe nachtraeglich im Verein mit meinem Bruder eine Stiftung zum Andenken meines seligen Vaters in Hildesheim mit einer Summe gemacht, die jenen Zehrpennig bei weitem ~~u~~ ueberstieg. So hat mich Gott, wofuer ich ihm besonders danke, bis heute davor bewahrt, Almosen annehmen zu muessen, und ich bitte Gott, dass er meinen Kindern dieselbe Gnade erweisen moege. Nichts legt so sehr ~~xxxxxx~~ Bresche in die aufrechte Selbstaeendigkeit eines Menschen, wie die Annahme eines Almosen oder einer Unterstuetzung. Hat man sich einmal daran geweehnt und die Schande ueberwunden, so widersteht man nicht mehr und die Energie, die sich auf eigene Faust durcharbeitet, breeckelt ab. Der Respekt vor meinem Lehrer haenderte mich, die Summe, die er mir aufgezaehlt hatte, zurueckzuweisen. Dazu legte dann mein Bruder etwa die gleiche Summe. Damit verliess ich mein Vaterhaus. Vielleicht haette ich ein Recht auf eine Abfindung als Erbe gehabt, denn wenn auch das vaterliche Haus verschuldet war, so bestand doch das Geschaef, in dem mein Bruder taetig war. Aber dergleichen Gedanken kamen mir damals nicht, und ich bin stolz darauf, auch von Seiten der Familie weiter keine Unterstuetzung erhalten zu haben. In den letzten Julitagen des J. 1854 nahm ich von meiner Mutter, meinen Geschweistern und Freunden als neunzehnjaehriger Juengling Abschied, um mich nach Breslau zu begeben. Ich war frueher niemals weiter als bis nach Hannover gekommen, und man kann sich denken, eine wie gresse Entgeernung mir die Reise nach Breslau schien. Sie war es auch wirk-

lich. Man reiste in der Provinzialstadt, in der ich lebte, wenig und nicht weit, auch war der Eisenbahnverkehr damals ein langsamer und schleppender. Erwähnen muss ich noch, dass ich einige Empfehlungen mitbekam, von denen eine für mich von besonderem Werte war. Ich erhielt sie auf folgende Weise: Mein Studiengenosse in Hildesheim war ein junger Mann, Hermann May aus Hamburg, der daselbst vor einigen Jahren als sehr geachteter Rechtsanwalt und Mitglied der Bürgerschaft gestorben ist. Sein Vater, Z.H. May, ein in der Judengemeinde Hamburgs sehr bekannter und geschätzter Mann, schickte mir auf mein Ersuchen um eine Empfehlung nach Breslau einen Brief an Herrn Michael Spiegel. Ich steckte den Brief nebst einigen anderen derartigen zu mir und begab mich auf die Reise. Meine erste Station war Magdeburg, das damals nur eine einzige grosse und breite Strasse, den Breitenweg, besass und einen höchst unfreundlichen Eindruck machte. Dort wohnte eine Cousine meines Vaters, die verheiratet war und sich in guten Vermögensverhältnissen befand. Sie machte mir den Aufenthalt so angenehm wie möglich und beschenkte mich unter anderem mit grossen und bunten seidenen Taschentüchern, die damals in Mode waren und meine beschränkte Ausstattung bereicherten. Nach einigen Tagen fuhr ich nach Berlin, wo eine Tante von mir, die Frau des einzigen Bruders meiner Mutter wohnte, die mich gut aufnahm. Berlin war damals eine verhältnismässig kleine Stadt gegenüber seinem jetzigen Umfange, dennoch imponierte mir die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten gewaltig. Es gab nur eine Synagoge, in der Heidenreutergasse, in der ich Dr. Michael Sachs (am) predigen hörte. Ich war noch zu jung und unerfahren, um die Begabung dieses gefeierten Redners zu würdigen, und habe nur soviel von ihm im Gedächtnis behalten, dass er sehr gewandt über (die Worte aus) dem laufenden Wochenabschnitt sprach, dass aber der Eindruck der Rede unter häufigem laen-

gerem Husten sehr erheblich litt. Ich habe ihn nie wieder oeffentlich reden geheert. Am 6. August 1854, einem Sonntag, reiste ich fruehmergens nach Breslau ab. Auf dieser Reise, die einen ganzen Tag dauerte, ward ich mir erst des Abschieds von Mutter und Heimat, wie des Beginns eines neuen Lebensabschnitts bewusst. Es war ein leuchtender heisser Augusttag und auf den Stationen viel fruehliches Volk, das ein- und ausstieg. In Lissa, kurz vor Breslau -der Ort war damals ein Ausflugsort der Breslauer- stieg eine grossere Familie ein, Eltern und Kinder, die ich spaeter als eine Familie Sawersensky in Breslau kennen lernte. Die Munterkeit und laute Fruehlichkeit der Kinder und die strahlenden Augen der Eltern schienen mir, der ich mir so einsam und verlassen verkam, eine Seligkeit auszudruecken, von der ich ausgeschlossen war und die zum ersten Male ein so schmerzliches Gefuehl des Heimwehs in mir weckte, dass ich haette laut weinen moegen. Diese traurige Stimmung ward durch den Sonnenuntergang noch erhoehet. Aber es blieb mir keine Zeit, meinen Gedanken nachzuhaengen, der Zug hielt und der Schaffner rief: Breslau. Ich war an meinem Ziele angelangt.

III.

Die Seminar- und Universitaetsjahre.

Es war etwa halb acht Uhr abends als ich in der "Fechtschule", auf der Karlstrasse, wo ich mich einquartieren wollte, anlangte. Kaum hatte ich meine Sachen abgelegt und mich vom Staube gereinigt, so begab ich mich in die benachbarte Schweidnitzer Strasse, wo in einem Geschaefte ein Landsmann von mir, Jakob Semmer, angestellt war, den ich aufsuchen wollte. Er ist nun schon lange tot, aber waehrend meiner Studienzeit verkehrten wir viel miteinander und ich bewahre ihm fuer die treue Freundschaft, die er mir bewiesen, ein dankbares Gedaechnis. Wie ich

nun auf die Schweidnitzerstrasse kam, fand ich wohl das Geschaeft, aber es war des Sonntags wegen geschlossen, und ich war erstaunt, dass der Geschaeftsinhaber nicht auch im Hause der Handlung wohnte, wie dies in Hildesheim die Regel war. So wurde ich hier zum erstenmal auf die veränderten Verhaeltnisse der Grossestadt aufmerksam, und ich begab mich, da ich ueber meinen Landsmann und seinen Aufenthalt keine Auskunft erlangen konnte, betruebt und im Gefuehl der Einsamkeit in die "Fechtschule". Diese bildet jetzt einen Komplex von stattlichen Gebaeuden, die einen saubern, grossen Hof einschliessen. Damals war der letztere unsauber, mit Leiterwagen und allerlei ~~Geruempel~~ Geruempel ueberladen, auch sah man viele polnische Juden im Kaftan, die ich in Hildesheim nur ab und zu und einzelwise als durchreisende Bettler gesehen hatte. Auf der einen Seite des Hofes befand sich die Gastwirtschaft, in der man mir ein geraeumiges Zimmer im Parterre zur Wohnung angewiesen hatte. Die Verhaenge waren herabgelassen und bei einer brennenden Kerze sass ich still und sann ueber mein Schicksal nach, waehrend die laute Heiterkeit scherzender junger Maedchen und Juenglinge, die im Hofe vor dem Fenster meines Zimmers sassen und standen, mich an die Zeit in Hildesheim erinnerte, in der ich auch die Sommerabende in heiterem Freundeskreise zugebracht hatte. Allmaelig ward es draussen ruhig, und ich begab mich auch zur Ruhe. Von der Reise ermuedet schlief ich sofort ein, ward aber ploetzlich wie durch ein mich ueberstroomendes Flammenmeer aufgescheucht und sprang aus dem Bett. Ich machte Licht, und das Schauspiel, das sich nun meinen Augen bot, spottete jeder Beschreibung. Der weisse Ueberzug meines Bettes war mit Wanzen uebersaet, und schon dieser Anblick versetzte mich in einen krankhaften Zustand, den die Blasen an meinem Keerper noch verstaerkten. Der Versuch, auf dem Kanapsee zu

schlafen, war vergeblich, denn auch diese Lagerstatt schien von jenen Insekten beveelkert zu sein, und so erwartete ich wachend den Tagesanbruch. In den ersten Morgenstunden machte ich mich auf den Weg zu Herrn Michael Spiegel, um die fuer diesen bestimmte Empfehlung abzugeben und so wenigstens die Bekanntschaft eines Menschen in der mir gaenzlich fremden Stadt zu erlangen. Das Haus, in dem mein Gastfreund wohnte, machte ebensewenig wie die enge und schmale Strasse, in der es sich befand,- die sogenannten "Hinterhaeuser"- einen gewinnenden Eindruck. Als ich aber auf gebrechlichen und engen Treppen den dritten Stock hinaufgestiegen war, stand ploetzlich ein grosser und starker freundlicher Mann mit einer gruenen Lederschuerze da, wie sie die Schuhmacher tragen -denn dieses Gewerbe uebte er aus- und bewillkomente mich so herzlich, dass ich mir sogleich sagte: "Hier wirst du dich wieder zu Hause fuehlen". Dies ist auch waehrend meines ganzen Breslauer Aufenthaltes der Fall gewesen. Vererst war ein kleines Missverstaendnis zu beseitigen. Der Empfehlungsbrief, den mir Z.H. May aus Hamburg eingesendet hatte, war naemlich nicht von diesem, sondern einem Dr. Lewy, einem Redakteur der "Hamburger Nachrichten", der eine Adeptivtechter Spiegels geheiratet hatte, ausgestellt, was ich aber nicht wusste. Als auch nun Spiegel nach seinem Schwiegersehn und seiner Tochter fragte, die ich nicht kannte und von denen ich nichts wusste, stand ich perplex da und es schien fuer einen Augenblick, als ob die Sache mit dem Empfehlungsbrief nicht in Ordnung waere. Aber sie war mit wenigen Worten aufgeklaert, und bei einem Glase Wein, das die biedere und fromme Hausfrau, die ich spaeter immer scherzhaft meine Pflegemutter nannte, mir versetzte, schlossen wir sogleich einen Freundschaftsbund. Spiegel begleitete

mich, um mir eine Wohnung zu besorgen, und diese wurde denn auch bald bei einem alten kinderlosen Ehepaar, Namens Tuerkheim, in der Goldenen Redegasse in unmittelbarer Nahe des Karlsplatzes gefunden. Es wohnten hier, im dritten Stocke, noch einige Studenten, mit denen ich sogleich bekannt wurde, dadurch ward mir der Aufenthalt in Breslau schon am ersten Tage angenehmer, als ich nach der ersten Nacht erwarten durfte. Ich machte nun die erforderlichen Besuche bei meinen kuenftigen Lehrern, auch eine Cousine, die Tochter eines Bruders meiner Mutter, suchte ich auf, die einen Herrn Jacobi geheiratet hatte. In diesem Hause, in dem man mir verwandtschaftlich entgegen kam, habe ich auch manche ~~angenehme~~ angenehme Stunde verlebt. Und so lernte ich im Laufe der Zeit viele und achtbare Familien kennen, mit denen ich auf angenehme Weise verkehrte. In Breslau galt damals der Student viel, jede Familie, die auf Bildung hielt, suchte den studentischen Einschlag, und dies kam auch den Seminaristen, die ja auch Studenten waren, zu Gute. Doch dauerte es geraume Zeit, bis ich anfang, mich in Breslau heimisch zu fuehlen.

Am Donnerstag, den 10. August, 1854, an einem warmen Sommermorgen ward das Seminar durch eine einfache Feier eroeffnet, die ich anlaesslich der fuenfzigsten Jubilaeumsfeier des Seminars im Oktoberheft der Zeitschrift "Ost und West" (1904) naeher beschrieben habe. Es waren von dem Lehrkoerper der Direkter Dr. Zacharias Frankel, Dr. H. Graetz, Dr. Jacob Bernays und Dr. B. Zuckermann, dann die Herren Kuratoren Milch, Prinz und Dr. Lewy zugegen. Die Schuelerzahl belief sich auf zehn oder zweelf. Nach der Feier, die in dem auch als Betlokal verwendeten grossen Saale im zweiten Stockwerk stattfand, begaben wir uns

in den Garten, der wohlgepflegt und geraeumig ebense wie das Haus einen sehr einnehmenden Eindruck machte. Sodann begaben wir Schueler und auf die Promenade. Hier hatte ich mit einem in Jahren schon ziemlich vergerueckten Kollegen Namens Landsberg ein mich sehr entmutigendes Gespraech. Dieser, der aus der Provinz Posen stammte, hatte schon viele rabbinische Kenntnissse sich angeeignet, und als ich ihm sagte, & dass es bei mir damit noch schwach bestellt sei, da meinte er, ich sollte lieber von meiner Absicht, Rabbiner zu werden, abstehen, denn wer nicht schon in der Jugend im Talmud beschlagen sei, der bringe es darin zu nichts. Aber ein anderer bereits aelterer junger Mann, Meier Lewy, der selbst ein guter Talmudist war, der, obwohl er das Seminar nicht besuchte, mit uns umging, beruhigte mich und ermutigte mich. Labor omnia vincit improbus. Das habe auch ich erfahren. Ich warf mich mit allem Ernst auf diese Studien, bis tief in die Nacht und frueh am Morgen lag ich ihnen ob. Dabei ward mir die Huelfe eines jungen Mannes fuerderlich, der damals aus Ungarn nach Breslau gekommen war, um die weltlichen Wissenschaften zu studieren. Es war Benjamin Szold, der ~~XX~~ nachmals als langjaehriger und sehr angesehener Rabbiner in Baltimore gestorben ist. Er war ein feiner Kopf, uebersah und begriff in einem Augenblick die ganze Felieblaetter einnehmenden Ausfuehrungen der Kommentatoren zum Talmud, und verstand den Inhalt mit ungemeiner Klarheit wiederzugeben. Dadurch wurde ich in die scharfsinnigen Diskussionen eingefuehrt und ward bald einer der heftigsten Diskutatoren im Kelleg unseres Direktors. Einmal verging ich auch so weit, dass der Direktor in beleidigender Weise mich zurecht wies. Ich blieb dem Kelleg fern, aber der Direktor liess mich bald rufen und beguetigte mich - so bescheiden und liebevoll war dieser Mann gegen seine Schueler, die er, selbst kinderlos, seine Kinder zu nennen pflegte. Eine gleich tiefe

Anregung, wie vom Direktor, ging auch vom Professor H. Graetz aus, der juedische Geschichte, auch Grammatik und Exegese vertrug. Von einer anderen Seite wusste Jakob Bernays, der als Oberbibliothekar in Bonn gestorben ist, unser Interesse anzuregen. Er trug den Kusari vor, schlug aber auch die Bruecke zu den klassischen Wissenschaften hinueber, indem er uns Phokylides, oder lateinische Dichtungen ueber biblische Themata lesen liess.^f Einmal kam er dabei in spassige Verlegenheit. Wir lasen eine in Anapaesten abgefasste Uebersetzung von , in der das Wort eps im Sinne von Arbeiter gebraucht war, was ihm nicht gleich klar war, Wie, die wir uns vorbereitet hatten, wussten es. Es machte uns Spass, ihn bei der Unsicherheit zu ertappen, aber er fand sich bald zurecht und an die kindische Schadenfreude schloss sich bald die Bewunderung ueber den vielseitigen, mit den geistreichsten Pointen gewuerzten Vortrag.[!] Es herrschte damals unter den Lehrern, zu denen auch der Mathematiker Dr. Zuckermann gehorte, eine entschiedene Begeisterung fuer die von ihnen uebernommene Aufgabe. Dieselbe Begeisterung ging auch auf uns Schueler ueber, unter denen mehrere waren, die als Preussen , Hannoveraner, Badenser u.s.w. gruendliche Gymnasialbildung genossen hatten. Weniger war dies bei den aus der Provinz Posen und aus Oesterreich gekommenen Schuelern der Fall. Der Direktor betraute mich mit der Aufgabe, diese in den lateinischen und griechischen Anfangsgruenden zu unterrichten, was mir nicht blos schmeichelhaft war, sondern auch Geld einbrachte. Als dann im zweiten Jahre des Seminars Dr. M. Joel kam, heerte meine Lehrtaetigkeit auf. Zu meinen Schuelern gehorte auch Freudenthal, der vom Lehrerseminar in Hannover herkam und dem die Gymnasialstudien fehlten. Er ist bald von der Absicht, Rabbiner zu werden, abgegangen,

und wirkte viele Jahre als Professor der Philosophie in Breslau, auf einer Lehrkanzel, die eigens fuer ihn errichtet wurde. Freudenthal war wie ich aus dem Hanneeverschen. Er ist leider im J. 1907, noch nicht siebenzig Jahre alt, gestorben und auf seinen Wunsch in seinem Geburtsorte Beudenfelde bei Goettingen beerdigt worden.

Weniger gut, als im Seminar, ging es mir und den Kollegen an der Universitaet. Hier fehlte uns jede Anleitung zu dem einzuschlagenden Studiengang. So wahlte ich denn auf eigene Faust Arabisch und Syrisch, dann auch Persisch. Ich habe es aber in allen diesen Faechern nicht weit gebracht. Das Arabische war damals in Breslau nicht sanderlich vertreten, Syrisch wurde von dem ausgezeichneten Kenner dieser Sprache, Bernstein, vorgetragen, der aber schon sehr alt war und den wir zumeist in seiner Wohnung heerten. Das Persische reizte mich, und Stangler, der diese Sprache vertrat, war auch ein anregender Lehrer. Aber es fehlte jede Beziehung dieser Literatur zu meinen rabbinischen Studien, heechstens, dass ich durch das Persische das eine oder andere Wort im Talmud mir zurecht zulegen wusste. Sehr anregend und fesselnd waren die philosophischen Vertraege von Braniss, der ein getaufter Jude aus Kempen war, grossen Ansehens sich erfreute, damals aber schon in hohem Alter sich befand. Ich heerte von ihm eine beruehmt gewordene akademische Rede gegen den bekannte Fuehrer der Reaktionsere in Preussen, Stahl, der frueher Schlesinger geheissen hatte und als getaufter Jude eine Stuetze des christlichen Pietismus wurde. Braniss gegen Stahl -ein getaufter Jude gegen den andern! Der Kladeradatsch bezeichnete die erwachnte Rede als einen "Stahlstich", was damals in Breslau viel besprochen wurde. Es

waere besser gewesen, wenn ich die klassischen Studien, in denen ich vom Gymnasium her ziemlich gut beschlagen war, auf der Universitaet fertgesetzt haette. Diesen ward ich immer mehr entrueckt, waehrend ich in den semitischen Studien nie recht heimisch wurde. Zu meiner Dekter-Dissertation benutzte ich ein persisches Manuskript. Ich kann meine eigene Dissertation schon lange selbst nicht mehr lesen.

Fuer das Studium im Seminar waren sieben Jahre festgesetzt, eine lange Zeit, wenn man sie vor sich hat. Als mich bald nach meiner Ankunft der Professor der Geologie, Reemer, der aus Hildesheim stammte und an den ich empfohlen war, ^{der Laenge} nach meiner Studienzeit fragte und ich sie angab, so rief er erstaunt aus: Sieben Jahre! und schlug die Haende ueber dem Kopf zusammen. Nun sind mehr als sieben mal sieben Jahre dahingegangen, und ich habe das fuenfzigste Jubilaeum des Breslauer Seminars dank der Gnade Gottes, erlebt. Aber waehrend dieser sieben Jahre sind doch eine Menge von Heerern dem Seminar und dem Rabbinerberuf untreu geworden. Die lange Zeit hatte das Gute, dass man Gelegenheit zur Selbstpruefung hatte. Manche Heerer sind dann auch auf anderen Gebieten tuechtige Maenner geworden.

Meine naechsten Kellgen waren Rahmer, der als Rabbiner in Magdeburg, Bamberger, der in dieser Eigenschaft in Keenigsberg, und Seligsehn, der noch als Heerer im Seminar i.J.1858 gestorben ist. Sein Tod bildete ein erschuetterndes Ereignis. Er starb innerhalb weniger Tage an einer Perforation des Darms. Dergleichen oepert man heute, das war aber damals noch nicht ueblich, und so ging der junge, hochbegabte Mann zu Grunde. Ich hielt ^{ihm am} ^{des erwaehten Jahres} die Leichenrede, die zugleich meine erste rednerische Leistung bildete.

Wir vier uebersiedelten i.J. 1856 in das Seminar, wo man uns zwei Dachkammern zur Wohnung ueberlassen hatte. Im Winter lagen ganze Schneemassen vor unseren Betten, wenn wir des Morgens erwachten, denn Oefen gab es da eben nicht. Auch die Betten waren primitiv und gaben keine Waerme. Den Fruehstueckskaffee kochte uns die Frau des Hausdieners und da sich auf der Oberflaeche einige wenige Fettaugen der Milch anzusammeln pflegten, so ward eine bestimmte Ordnung vereinbart, nach welcher jedem von uns verstattet war, sich zuerst einzuschenken und jener Fettaugen sich zu bemaechtigen. Im Winter benutzten wir ein im Parterre gelegenes, geheiztes Zimmer zu unseren Studien. Hier pflegten wir Abends, wenn wir von der Universitaet kamen, unser sehr frugales Nachtmahl zu nehmen, ein Stueck Bred mit schlechter Butter und einem Stettiner Apfel, den wir uns auf dem Heimwege von der Universitaet auf dem Ringe zu kaufen pflegten. Bis tief in die Nacht hinein studierten wir. Um Mitternacht ward Kaffee gemacht. Zu diesem Zwecke stieg abwechselnd einer von uns auf einen Stuhl und hielt die Blechkanne ueber der Gasflamme selange, bis der Kaffee fertig war. Wir kamen wohl nie vor eins, halbzwei hinauf in unsere Dachkammer, in der uns eine eisige Kaelte empfing. Diese Lebensweise wich so sehr von der regelmaessigen ab, an die ich von Kindheit an geweehnt war, dass die Folgen nicht ausblieben. Ich bekam einen Darmkatarrh, und nun ward unser gemeinschaftliches Studierzimmer mein Krankenzimmer. Hier lag ich nun Tage und Wochen einsam und verlassen, nur dass ab und zu einer der Kollegen oder Herreder Frau Spiegel mich fuer kurze Zeit besuchten. Langsam kam ich zu Kraeften, aber zu meinem keerperlichen Zustand kam noch das drueckende Bewusstsein hinzu, dass ich aller Subsistenzmittel entbleesst war und einer ungewissen Zukunft entgegen ging.

So kam der 27. Januar heran, an welchem die Gedächtnisfeier fuer die Stifter des Seminars stattfinden sollte. Es war -1856- die erste, in der das Seminar bereits auf einen Bestand von einem und einem Halben Jahre und auf Erfolge hinweisen konnte und die deshalb besonders feierlich abgehalten werden sollte. Einige Kollegen, darunter auch ich, wurden an den Eingang der Aula postiert, um die Gaeste zu empfangen. Jeder von uns im Frackanzug, den uns das Kuraterium hatte machen lassen. Da stand ich nun, seusserlich festlich, mit einem Gemuet veller Sorgen, als ploetzlich ein Bote von Dr. Samuelsohn einen Brief ueberbrachte, in dem er mich einlud, ihn noch am selben Tage zu besuchen. Dieser war Direktor der Religioesschule des konservativen Teils der Juedischen Gemeinde in Breslau. Er hatte eine Berlinerin, eine geberene Fliess zur Frau, die von Natur klein und unbedeutend, geistig ungemein begabt war. Sie wusste so fliessend und gewaehlt zu sprechen, dass man sie deshalb in Berlin die vierte Korrektur genannt hatte. In ihrem Hause, dem sie mit grosser Gewandtheit verstand, verkehrten Universitaetsprofessoren, Studenten, ueberhaupt Angehoerige der besten Gesellschaft. Auch ich verdanke diesem Hause die angenehmsten Erinnerungen, denn ich habe die meisten meiner Mussestunden dert zugebracht. Als ich auf die erhaltene Einladung mich noch am selben Tage Samuelsohn vorstellte, trug er mir ein Lehramt an seiner Religioesschule an, das ich natuerlich mit Freuden annahm. Ich befand mich im Zustande eines Ertrinkenden, dem ein Rettungsseil zugeworfen wird, und freudestrahlend machte ich der Familie Spiegel und meinen Freunden die Mitteilung von meinem Engagement. Mein monatliches Gehalt betrug achtzehn Taler. Als mir nach Ablauf des ersten Monats diese Summe von dem juedischen Gemeindeverstand zugeschickt wurde,

hielt ich mich fuer einen Kreesus. Ich verblieb in dieser Stellung solange wie ich mich in Breslau aufhielt und hatte waehrend dieser Zeit keine Net, ich war vielmehr so gluecklich, von meinem Gehalte und von dem was ich durch einige Privatstunden erwarb, meiner Mutter regelmässige Beitraege zu ihrer Erhaltung zusenden zu koennen. Von gressem Vorteil war die Erteilung des Unterrichts fuer meine spaetere Laufbahn, denn ich sammelte dadurch paedagogische Erfahrung. Dennech muss ich bekennen, dass ich nicht die rechte Eignung fuer den Lehrberuf besass. Ich konnte einen allzu gressem Eifer nicht maessigen und eine gewisse Heftigkeit nicht unterdruecken, sodass ich nach mehreren Stunden Unterricht jedesmal erscheept war und gewiss zu Grunde gegangen waere, wenn ich auf die Ausuebung dieses Berufes angewiesen geblieben waere. Aber zahlreiche meiner Schueler, jetzt schon bejahrte Maenner und Frauen, erteilen meinem Unterricht rueckhaltlose Anerkennung.

Im Jahre 1858 uebersiedelte ich aus dem "Muehlhof", wo ich einige Jahre gewohnt hatte, nach der Reuschestrasse zu einer Familie Spiegel, dem Bruder und der Schwaegerin des vergenannten Schuhmachers dieses Namens, der meine erste Bekanntschaft in Breslau war. Es ging meinen Mietsleuten, die frueher in besseren Verhaeltnissen gewesen waren, jetzt aber von den Gnadengaben eines reichen Bruders, Albert Spiegel, lebten, kuemmerlich, so dass sie von ihren beschraenkten Raeumen ein Zimmer zur Maete abgeben mussten, das ich einnahm. Die Frau des Hauses, Nanny mit Namen, war eine edle Seele, aber zart gebaut und kraeklich. Sie starb noch im selben Jahre, am 10. Tebet, und durch ihren Tod gestalteten sich die haeuslichen Verhaeltnisse noch trauriger. Unwillkuerlich wurde ich in diese Verhaeltnisse hineingezogen und machte mich so nuetzlich als moeglich. Dadurch entspann sich ein Liebesverhaeltnis zwischen mir und der aeltesten Tochter, Fanny, die den Haushalt unter

den schwierigsten Umstaenden leitete. Sie war gress und scheen von Gestalt und von gemessenem, impenierendem Wesen. Am 26. Oktober 1863 heirateten wir uns und ich habe mit ihr dreissig Jahre, bis zu ihrem am 13. Januar 1894 erfolgtem Tode in gluecklicher, wennglaetich kinderloser Ehe, gelebt. Ueberall machte sie durch ihre vernehme, jedoch bescheidene Haltung den besten Eindruck. Gesegnet sei ihr Andenken. Sie war es auch, die einst meiner jetzigen geliebten Frau Ida geb. Sachs, die gleichfalls eine geberene Breslauerin ist, weissagte, dass sie einst einen guten Mann bekommen werde. Nun umgeben mich vier bluehende Kinder, die Gett erhalte und segne, und meine Frau erfreut sich gleichfalls derselben Verehrung wie ihre Vergaengerin. Doch ich will den Ereignissen nicht vergreifen.

Im selben Jahre 1858 habe ich auch mein Dekterexamen gemacht, in dem Persisch mein Hauptfach und Professor Stenzler der Hauptpruefende war. Ich weiss von dieser Sprache fast nichts mehr, denn meine spaeteren Studien gingen in eine andere Richtung. Auch habe ich in diesem Jahre, waehrend der Hehen Feiertage, zum ersten Mal in einer Gemeinde, naemlich in Brieg, gepredigt. Es wurde mir gresser Beifall zuteil. Einige Monate zuver hatte ich im Seminar meine Jungfernrede gehalten. Ich besass wohl einige Begabung fuer den oeffentlichen Vortrag, denn auf dem Gymnasium war ich auch immer fuer oeffentliche Deklamationen ausersehen werden, aber jedesmal lief ich aus Angst Gefahr, stecken zu bleiben. Man kann sich danach verstellen, wie mein Herz pechte, als ich zum ersten Male die Kanzel des Seminars betrat. Es kam aber ganz anders, denn kaum hatte ich das erste Wort gesprochen, so war auch die Angst verschwunden und alle ruehten nachher die Freiheit meiner Haltung und den guten Vortrag.

In den folgenden beiden Jahren wurde ich nach Berlin berufen, um an den Hehen Feiertagen in den von dem Verstande errichteten Nebensynagogen zu predigen. Ich lernte damals den beruehmten Prediger Dr. Michael Sachs kennen, der mich sehr freundlich aufnahm, mich an seine Tafel lud und bei meiner Abreise mich mit Cigarren versorgte. Im Jahre 1854, als ich nach Breslau zog, hatte ich ihn predigen hoeren, und dachte damals nicht, dass ich auf diesem Gebiete in seine Naehel gelangen wuerde. Nun war es doch so gekommen. Bei meinem zweiten Aufenthalte in Berlin ueberbrachte ich ihm einen Brief von meinem Lehrer Dr. Frankel, der ihn in seinem Missgeschick troesten wollte. Damit hatte es folgende Bewandnis: In diesem Jahre, 1860, wie ich glaube, war der Rabbiner und Mitbegruender der Reformgemeinde, Dr. Samuel Heldheim, gestorben, und der Verstand der Hauptgemeinde hatte, nachdem er den alten und fremden Rabbiner Ettinger befragt und derselbe zugestimmt hatte, eine Grabstaette in der sogenannten "ersten Reihe" des Friedhofes ~~XXXXXX~~^{Heldheim}, wo die Rabbiner lagen, angewiesen. Sachs war zu dieser Zeit abwesend. Nach seiner Rueckkunft tadelte er in seiner Predigt das Verfahren des Verstandes heftig und gab seine Kuendigung, die der Verstand schlechtweg annahm. Die Sache erregte damals grosses Aufsehen. Auch die Toleranz, eine der erhabensten Tugenden, hat ihre Grenzen. Heldheim hatte waehrend seines ganzen Lebens im schreiendsten Gegensatz zu der Gesinnung und Lebensfuehrung der alten Rabbiner sich verhalten, und es war weder fuer sie, noch im Grunde fuer ihn selbst eine Ehre, ihn unter ihnen zu begraben. Er hatte ja nie zu ihnen gehoert. Die Zustimmung Ettingers ruehrte zum Teil von dessen Altersschwaeche, zum Teil von einer Friedensliebe um jeden Preis her. Noch weniger zu rechtfertigen war, dass der Verstand

die Kuendigung des Dr. Sachs angenommen hatte und keine Schritte tat, ihn zu halten. Frankel besprach die Sache in einem Leitartikel seiner Monatsschrift, in dem er ausfuehrte, Sachs habe vielleicht unklug gehandelt, doch wuerdig, der Verstand dagegen klug, ob aber wuerdig? Der Brief, dessen Ueberbringer ich war, sollte Sachs treesten. Auf Andraengen vieler Gemeindemitglieder nahm schliesslich Sachs seine Kuendigung zurueck und verblieb in Berlin. Er starb 1864 in noch nicht vergeruecktem Alter, wozu vielleicht die erlittene und nicht verwundene Kraenkung beigetragen hatte. Er genoss als Prediger die gresste Bewunderung, empfand es aber doch uebel, dass er nur Rabbinatsassessor und nicht Rabbiner war. Dieser Titel war zwar damals wenig begehrt und stark im Kurse gesunken, weil seit der Gruendung des Hamburger Reformtempels (1819) das gresste Gewicht auf das Predigen in deutscher Sprache gelegt, die rabbinische Gelehrsamkeit und Lebensfuehrung dagegen gleichgueltig, wenn nicht gar veraechtlich behandelt wurde. Aber Sachs dachte und lebte fremd und sah in dem Titel Rabbiner den Ausdruck fuer das was er war und sein wollte. Der Verstand aber verlieh ihm diesen Titel nicht, denn auch der talaudisch weit besser beschlagene Ettinger besass nur den Titel Rabbinatsverweser. Diese Haltung setzte der Berliner Verstand auch spaeter fort, bis bei Gelegenheit einer gressen Wohltatigkeitsaktion fuer die Uberschwemmten von Murcia in Spanien, wobei auch ein Rabbiner mitwirken sollte, die Hofbeherde, die an der Spitze stand, entdeckte, dass die Berliner Juedische Gemeinde bloss mehrere Rabbinatsassessoren, aber keinen Rabbiner besass. Auf die Anfrage der Hofbeherde, wer denn eigentlich Rabbiner sei, wurden dann die Assessoren schnell zu Rabbinern befeordert. Solche aeusserliche Einfluesse konnten

in so wichtigen juedischen Dingen in der ersten juedischen Gemeinde Deutschlands entscheidend sein. Waere Spanien schon zu Sachs' Zeiten einmal ueberschwemmt gewesen, so haette der Verstand wohl auch ihm einmal die Freude gemacht, ihm den Titel Rabbiner zu verleihen.

Im Jahre 1861 wurde ich von der etwas reformierten Bruedergemeinde in Pesen berufen, um am Pessach zu predigen, da ihr Prediger Dr. Geldstein kurz vorher verstorben war. Auch zu Pfingsten erhielt ich die Berufung. Ich gefiel sehr. Da meine Predigten konservativen Geist atmeten, so kamen viele Mitglieder der fremden Gemeinde, wie man mir erzählte, auch die Witwe des ehemaligen Rabbiners Salomon Eger, um mich zu hoeren. Nach Breslau zurueckgekehrt erzählte ich dem Direkter von meinen Erfolgen, auch von meiner Aussicht als Prediger der Bruedergemeinde angestellt zu werden. Aber er hatte keine rechte Freude von meiner Mitteilung.

"Wenn Sie als erster Abiturient des Seminars bloss Prediger und nicht Rabbiner werden", sagte er zu mir, "so durchkreuzen Sie meinen Plan, denn ich will Rabbiner bilden, nicht bloss Prediger. Sehen Sie wenigstens zu, dass Sie auch dem Rabbinatskollegium der Gesamtgemeinde zugesellt werden." Die Worte begegneten bei mir einem vollen Verstaendnis. Denn bei Gelegenheit der silbernen Hochzeit des Frankelschen Ehepaars hatten wir Seminaristen einen silbernen Becher als Angebinde geschenkt, und mit Bewilligung der Kommilitenen wurde der von mir verfasste Spruch darauf eingegraben:

"Wie der Wein im Becher funkelt
Und erzeuget frisches Leben,
Hast Du was die Nacht verdunkelt,
Mit erneutem Glanz umgeben."

Damit hatte ich sagen wollen, dass Frankel dem Talaud und dem Rabbinerverbande die beiden zukommende historische Bedeutung wieder errungen habe,

nun sollte ich diesen Erfolg durch Annahme der Pesener Predigerstelle selbst preisgeben und damit die Wirksamkeit des Seminars in Frage stellen. Eine solche Schuld mochte ich nicht auf mich laden. Ich ging, wie schon mehrere Sommer zuvor, nach Landeshut im Riesengebirge, wo die Kinder des einstigen Hildesheimer Rabbiners Welfsehn sich angesiedelt hatten und in guten Verhaeltnissen lebten. Bei ihnen fand ich immer die liebevollste Aufnahme und so begab ich mich auch jetzt zu ihnen, um mir die Stellung in Pesen aus dem Kopf zu schlagen. Waehrend meines Landaufenthaltes fand die Wahl statt, und Professor Graetz, von den Pesenern dazu bewegen, schrieb an meine Landshuter Freunde, mit denen auch er befreundet war, dass sie mich bewegen sollten, die Stellung in Pesen anzunehmen. Er stellte sie als eine glaenzende und zukunftsreiche dar, aber ich blieb fest und lehnte ab. Damit war diese Episode beendet und mein Freund Perles, der spaeter als Rabbiner und grosser Gelehrter in Muenchen starb, wurde nach Pesen berufen. Nach Ablauf der Ferien schnuerte ich mein Raenzel und begab mich wieder nach Breslau, wo ich meine Studien, besonders die rabbinischen, mit erneutem Eifer aufnahm.

Aber ich haette aelter sein muessen, als ich war, um die Sache bald zu verwinden. Wenn ich in dem folgenden Winter ueber meinen Felianten, oder in Kelleg des Direktors sass, da trat zuweilen der Zweifel an mich heran, ob ich nicht eine Thorheit begangen haette, die Stelle in Pesen von der Hand zu weisen. Dieser Zweifel mochte seinen Widerschein in meinen Minen gefunden haben, was dem Direkter aufgefallen sein musste, denn er war, obwohl sehr kurzsichtig, ein scharfer Beobachter. Eines Tages liess er mich zu sich rufen und sagte mir: "Sie scheinen es zu bereuen, Pesen aufgegeben zu haben, machen Sie sich keine Sorge". Er klopfte mir

laechelnd auf die Schulter, indem er mir das hebraeische Bibelwort zurief: "Ich werde Jerusalem mit Lichtern suchen" und was der Talmud dazu bemerkt: "Suchen und abermals suchen". Dieser Zuspruch gab mir meinen Humer wieder, und dann kam die Vorbereitung fuer das wichtige Ereignis der Entlassung der ersten zu Rabbinern promovierten Rabbiner aus dem Seminar, die mich ganz in Anspruch nahm. Auf das Doktor-Examen an der Universitaet hatte Frankel kein Gewicht gelegt, er wollte gar nicht, dass wir diesen Titel erwerben sollten, und er hatte eigentlich Recht, denn die Theologen der anderen Konfessionen fuehren ihn auch nicht. Aber die jungen Leute, so auch ich, liessen sich nicht abhalten. Bei der Entlassungsfeier sollte ich die Festrede halten, die ich denn mit grossem Fleisse ausarbeitete und die Barnays durchsah. Er machte manche Ausstellung, die von feinem Sprachgefuehl zeugte, so z.B. hatte ich das Wort "Amtswirksamkeit" gebraucht, wofuer er mich richtiger "Amtstaetigkeit" setzen liess, aber im Allgemeinen schien ihm die Rede zu gefallen, wenn er es auch nicht aussprach. Sie ist, wie der ganze Bericht ueber die Feierlichkeit im Jahrgang 1862 der Monatsschrift gedruckt. Am 3. April fand die Feier statt mit einer einleitenden Rede des Direktors, wir waren unserer drei, Rahmer, der als Rabbiner in Magdeburg, Perles, der in dieser Eigenschaft in Muenchen verstorben ist, und ich. Nach der Feierlichkeit fand ein Mahl beim Direkter statt, an dem alle Lehrer und wenige Gaeste teilnahmen, unter anderem auch Joseph Lehmann aus Glogau, der Gruender des "Magazins fuer die Literatur des Auslands", der seiner Zeit Frankel nach Breslau gebracht, und auch ein wissenschaftliches Stipendium fuer das Seminar gestiftet hatte. Er war ein beruehmter Mann, mit vielen literarischen Greessen, so auch mit Heinrich Heine, befreundet, und ein treuer Jude. In einer Tischrede fuehrte er aus, wie wichtig

das Seminar und die heutige Feier dadurch sei, dass sie dem Rabbinerberufe seine historische Bedeutung wiedergegeben haette. In Berlin sei er der "cadet" des juedischen Gemeindeverstandes gewesen, an dessen Spitze Gumpertz stand. Als dieser vom Minister Eichhorn gefragt wurde, was denn eigentlich der Rabbiner verstelle, habe er geantwortet: "Was der Rabbiner kann, kann bei uns jeder". Die Folge dieser seltsamen Schilderung von der Stellung des Rabbiners sei gewesen, dass derselbe in dem preussischen Judengesetz von 1847 ganz uebergangen und fuer die Juden als ein Ausnahmsgesetz die Civilehe eingefuehrt wurde. Die Rabbiner wurden in der Tat in Preussen und sind heute noch nicht einmal den christlichen Kirchendienern gleichgestellt, diese und natuerlich erst recht die Geistlichen sind von den direkten Gemeindeabgaben befreit, die Rabbiner sind es nicht. Ich will dies nur anmerken anlaesslich der Rede Lehmanns. Es wurden auch noch andere Tischreden gehalten und die Feier verlief sehr gemuetlich.

Inzwischen war die Magdeburger Rabbinerstelle ausgeschrieben worden, weil der bisherige Inhaber, Dr. Ludwig Philippsen, der Gruender der "Zeitung des Judentums", Verfasser des Bibelwerks und anderer Schriften beabsichtigte, sich zurueckzuziehen. Ich reichte meine Meldung ein und erhielt die Berufung zur Prebepredigt fuer Pessach 1862. Wahrscheinlich hatte die Kusine meines Vaters, die mich schon als ich 1854 nach Breslau zog, sehr freundlich aufgenommen hatte- sie war zum zweiten Male verheiratet und hiess jetzt Frau Fanny Hirsch- zu der Berufung beigetragen. Meine Predigt gefiel, aber es passierte mir etwas Eigentuemliches. Ich hatte die Reise von Breslau nach Magdeburg ueber Nacht gemacht und mich bald auf die rechte, bald auf die linke Seite gelegt. Durch die Reibung

an den Polstern des Wagenabteils waren beide Backen aufgerieben und gereet, denn ich besass eine zarte Haut. Als ich nun gepredigt hatte, fragte einer der Vorsteher die Frau Hirsch, ob ich nicht hektisch wäre, denn die eigentümliche Rote meiner Backen liesse darauf schliessen. Es gelang mir glücklicherweise schnell, durch die Angabe der Entstehungsursache der Rote diesen Verdacht zu beseitigen, und der Vorstand trat mit mir in eine Besprechung ein. Unter anderem wurde ich gefragt, warum ich denn die Stelle in Pesen ausgeschlagen hatte, wo doch eine grössere Gemeinde sei, und mich um die Stelle in der kleineren Gemeinde Magdeburg bewerbe,? Ich antwortete, dass hier eine kleine Gemeinde sei, der ich verstehen würde, während in Pesen mein Einfluss sich nur auf einen Teil der Gemeinde erstreckt haben würde. Ferner wäre ich in Pesen nur Prediger gewesen, hier aber würde ich Rabbiner sein, wodurch ich der Absicht des Seminars und meiner eigenen Meinung entspreche. Meine Antwort leuchtete ein. Auch anderes kam zur Sprache, was mir aber entfallen ist. Es war nicht lange nach meiner Abreise, so wurde ich gewählt. Die telegrafische Anzeige und nachher die feierliche schriftliche ~~XXXXXXXXXX~~ Berufung bereiteten meiner Mutter, meinen Geschwistern grosse Freude und erregten in Breslau, wo ich sehr bekannt war, grosses Aufsehen. Das Gehalt, das mir zugesagt wurde, war klein- achthundert Taler. Damit sollte ich alle meine Bedürfnisse Bestreiten, Aber die Summe schien mir ein Reichtum, auch war es keine Kleinigkeit, der Nachfolger eines in weiten Kreisen bekannten Mannes zu werden. Im August sollte ich mein neues Amt antreten, und nun hiess es fuer den Ernst des Lebens sich vorbereiten. Ungern verliess ich Breslau, die Familie Spiegel und den grossen Bekanntenkreis, und obwohl ich während der acht Jahre meiner Studienzeit nur nach diesem Ziele getrachtet hatte, so hatte ich jetzt,

da dieses Ziel erreicht war, mehr die Empfindung, als ob ich etwas verlieren, nicht als ob ich etwas gewinnen sollte. Aber mein Humor, eine gewisse rasche Entschlossenheit, die mir zu eigen waren, und mein GOTT-vertrauen halfen mir schnell ueber diesen Zwiespalt hinweg. Die Jugend vergeldet alles und so malte^{te} sie auch die in Breslau verlebten Jahre auf Geldgrund, aber sie waren doch recht muelhselig und, was ich besonders betonen will, nicht ohne Gefahren. Ich war, da ich wohl gebildet und beliebt war, mannigfachen Versuchungen ausgesetzt. Wie das Schicksal eines jungen Mannes, seine Zukunft, sein ganzes Lebensglueck mannigfach bedreht ist und oft an einem Haare haengt, das erkannte ich erst jetzt, und ich erkannte auch die Gnade Gottes, der mich an manchem Abgrunde vorbeigefuehrt hatte. Voll von diesen Gedanken verliess ich Breslau.

IV

Magdeburg

Am Sabbat "Nach¹⁴mer" des Jahres 1862 hielt ich meine Antrittspredigt in Magdeburg. Anfangs der Woche war ich daselbst angekommen und hatte eine kleine Wohnung in der Wasserkunststrasse am Ufer der Elbe bezogen. Im ersten Stock nach vorn lag ein zweifenstriges Empfangszimmer, daneben ein eifenstriges Arbeitszimmer, nach hinten lag ein groesserer dunkler Raum, der nur etwas Licht durch die Glastuer des Arbeitszimmers erhielt, endlich ganz hinten, dem schmalen Hefe zu, lag mein sehr bescheidenes Schlafzimmer. Zur Feier meines Antritts kamen von Hildesheim mein Bruder Wolf und mein Schwager Isenstein, die meine Mutter mitbrachten, die nun bei mir bleiben sollte. Das war immer mein sehnlichster Wunsch gewesen. Ich wollte meiner Mutter, wiß es bei dem Scheiden aus meiner Vaterstadt

im Jahre 1854 mein Lehrer, der Landesrabbiner Landsberg als meine Pflicht bezeichnet hatte, fuer so viel Kummer, den sie erlitten, Entschaedigung bieten. Ich danke Gott, dass er mir diese Gnade beschieden hat, denn ich habe meine Mutter, solange sie sich bei mir aufhielt, und auch spaeterhin mit der gressten Sorgfalt umgeben und durch meine Erfolge erfreut. Der Besuch des Getteshauses war sehr spaerlich, was auf mich wie auf meine Gaeste keinen angenehmen Eindruck machte, auch mein Antritt fand keine sanderliche Beachtung, aber der Besitz einer eigenen Wohnung, die ueberdies von meiner Kusine Frau Hirsch nett eingerichtet war, sowie das Zusammensein mit meiner Mutter, die in dem dunkeln Mittelraum schlief, fliessste mir eine heitere Stimmung und Lust zur Arbeit ein. Wir liessen uns aus einer Restauration speisen, manchmal kechte mir meine Mutter in einer kleinen Kueche, die zur Wohnung geheerte, ein Hildesheimer Leibgericht. Eine Bedienungsfrau raeumte auf und besorgte das Netwendigste, gab auch zuweilen Bemerkungen ueber mein Tun und Lassen von sich. Als ich sie einmal einem Bettler ein Paar meiner Stiefel geben liess, belebte sie diese Tat, indem sie sagte: "Das war echt christlich gehandelt!"

In Magdeburg hatte fruher eine gresse juedische Gemeinde gesessen, deren bedeutende Religionsgelehrte als die "Weisen von Maideberch" - dies der seltere Name der Stadt- in den Responsensammlungen des Mittelalters erwaeht werden. Aber die Gemeinde war 1492 vertrieben worden. Das spanische Beispiel hatte Schule gemacht. Die jetzige Gemeinde ist verhaeltnismassig jungen Datums und hat sich zum Teil aus Elsaessern, die mit Napoleonszuge als Marketender oder Lieferanten, aber auch Kombattanten bis an die Elbe gelangt waren, rekrutiert. Auch der beruehmte Feldherr Carnot, der Vater des gleichnamigen Praesidenten der franzeesischen Republik, hatte in Magdeburg seine Grabstaette, aus der er nachmals in

feierlichem Zuge nach Frankreich ueberfuehrt wurde. Von den aus dem Elsass eingewanderten Juden waren einzelne sehr reich geworden und bekleideten in Magdeburg angesehenen Stellungen, so die Familien Max und Spier, deren letzte Namenstraeger ich noch antraf, die aber bereits ihr Vermuegen eingebuesst hatten. Auch die Familie Brandus, mit der mich spaeter verwandtschaftliche Beziehungen verknuepften, stammte aus dem Elsass. Ich habe den Stammhalter, damals in hohen Jahren, noch gesehen. Fuenfzig Jahre waren veruebergegangen, ohne dass er seine in Frankreich gebliebene Mutter zu Gesicht bekommen hatte. Da entschloss er sich zu einer Reise in die Heimat und das Wiedersehen mit der hochbetagten Mutter, die den Segn auf ein Muttermal untersuchte und erst als sie es fand, von der Identitaet sich ueberzeugte, bildete einen beliebten Gegenstand des Gespraechs und ich musste oft davon hoeren.

Auch aus dem Anhaltischen hatten sich viele Juden in Magdeburg angesiedelt. Die Gemeinde war nicht reich, aber im Ganzen wohlhabend, und zaehlte sehr gebildete Familien in ihrer Mitte. Das damalige Getteshaus war gross, aber schmuck- und geschmacklos. Auch die Terarellen waren ohne jeden Schmuck. Als ich in einer Verstandssitzung darueber klagte, meinte einer der Herren, die Tera beduerfe keines Schmucks. "Das ist richtig", entgegnete ich, "aber das koennen Sie von Ihrer Gattin auch sagen, dennoch werden Sie sie schmuecken". Ich unternahm eine Sammlung und habe den ersten ueblichen Silberschmuck fuer die Terarelle nach Magdeburg gebracht.

Das Verhaeltnis der Gemeindemitglieder zu einander war ein liebevolles. Die wenigen Armen wurden reichlich unterstuetzt. Alljaehrlich fand ein Liebesmahl der "Chewra Kadischa" statt und bei dieser Gelegenheit sassen die Armen oder Mittellosen mitten unter den angesehensten

Persenen. Zu diesen gehöerte auch Alexi Hirsch, der Vater des bekannten Sozialpolitikers und preussischen Abgeordneten Dr. Max Hirsch. Bei einem Brudermahl kam ein Mann, der das ehrsame Gewerbe eines Rat-ten-und Maesevertilgers ausübte, neben Alexi Hirsch zu sitzen, und als dieser sonst sehr witzige und reiselige, jetzt aber schweigsame Mann wegen seines Verhaltens befragt wurde, erwiderte er mit Hinweisung auf seinen Nachbar: "Heute darf ich mich nicht mausig machen."

Auch sonst kam es bei diesen Zusammenkünften zu manchen Ergeetzlichkeiten. Das Magdeburger Deutsch des gemeinen Mannes war kein klassisches, bei einem Teast verwechselte einer konsequent das Geschlecht des Wortes Oel, er sagte: der Oel, wie es dert ueblich ist, die Gesellschaft verbesserte: das Oel, aber er liess sich nicht irre machen, und so schallte es hin und her: der Oel, das Oel zu allgemeiner Heiterkeit.

Der Einzige, mit dem ich mich ueber die juedische Literatur und Wissenschaft unterhalten konnte, war der sehr unterrichtete Kanter Nathansen. Ein trefflicher, buecherkundiger Mann, dem ich manche Anregung verdanke. Ich bewahre ihm ein freundschaftliches und liebevolles Andenken. Auch philippsen hatte viel auf ihn gehalten. Sonst gab es in der Gemeinde keinen, der ordentlich hebraeisch verstand. Dieses bei mir erlernen zu duerfen, bat mich Dr. Carl Siegfried, der Lehrer am dertigen Demgynasium war und der mich zu diesem Zwecke besuchte. Ich las mit ihm Verschiedenes, unter anderem den "Meer Enajim" des Asarja de Rossi. Siegfried wurde bald nach Schulpforta, dann nach Jena berufen, wo er als Professor und Geheimer Kirchenrat nach langem Siechtum vor einigen Jahren versterben ist. Ich habe ihn nie wiedergesehen, aber wir blieben in brieflichem Verkehr und innig befreundet. Waehrend

seiner Krankheit bearbeitete ich fuer ihn und auf seinen Verschluss den Artikel "Juden" im Brockhaus'schen Konversationslexikon, den er abgefasst hatte. Auch durch den Buchhaendler Fischl in Halberstadt empfing ich manche Anregung. Ich konnte nur wenig Buecher kaufen, aber er ueberliess mir viele zur Durchsicht. Dadurch bereicherte ich meine Kenntnis der ju'dischen Literatur und fand Lust an wissenschaftlicher Arbeit. Ich machte auch ~~archivalische~~ Studien und gab eine kleine Geschichte der Juden in Magdeburg ~~XXXX~~ heraus. Eine andere Arbeit behandelte das Rabbinerwesen im Mittelalter, ueber die mein Lehrer Graetz sehr guenstig urteilte. Beide Arbeiten erschienen in der Frankel'schen Monatsschrift.

Wenn im Laufe der Zeit meine juengeren Kollegen, die sich in kleinen Gemeinden befanden, ihre wissenschaftliche Untaetigkeit oft damit entschuldigten, dass sie ohne Anregung und ohne einen greesseren Buecherschatz waeren, so musste ich mir sagen, dass es mir in Magdeburg ~~XXXXXX~~ gleichfalls an beiden fehlte, dass ich aber doch mich auf diesem Gebiete unablaessig versuchte, was fuer meine spaetere Laufbahn von grosser Bedeutung war. Ich arbeitete spaet in die Nacht hinein und es kam auch vor, dass ich mich angekleidet zur Erholung auf das Sofa hinstreckte und aus dem Schlafe, der mich ueberrumpelt hatte, erst bei hellem Sonnenschein erwachte. Trotz fleissiger Arbeit und eifrigen Unterrichts in der Religionschule, die ich neu gegrundet hatte, fand ich Zeit genug zu Spaziergaengen, die ich meistens in Gesellschaft des Kanters Nathansen, spaeter mit meiner Frau unternahm. Magdeburg selbst war damals eine von Festungswerken eingeschnuerte unscheene Stadt, die ausser dem Breitenweg, der die Stadt in zwei Haelften teilte, nur enge und winklige Strassen besass. Es zirkulierte der Witz, dass in der Zeit nach 1848, in der der Besitz eines Passes wieder notwendig geworden war, ein Fremder ohne einen solchen auf dem Magdeburg Bahnhof ankam.

Von dem Pelizisten gefragt, wozu er nach Magdeburg kam, antwortete er: "Zum Vergnuegen", werauf jener einwendete: "Nach Magdeburg kommt kein Mensch zum Vergnuegen". Aber es gab scheene Aufenthaltsorte ausserhalb der Festungswerke, und besenaers war es die Ortschaft Krakau an der Elbe, die wir an Samstag-Nachmittagen zu besuchen pflegten. Als ich schon einige Zeit nach Wien uebersiedelt war, bekam ich von dem Krakauerwirt eine Rechnung ueber ein Butterbred nachgeschickt, das ich zu bezahlen vergessen hatte. Das war aber auch die einzige Schuld, die ich trotz kaerglichen Einkommens in Magdeburg hinterlassen hatte.

Im Sommer 1862 verlobte ich mich mit Fraeulein Fanny Spiegel in Breslau. Viele Antraege waren mir gemacht worden, aber ich konnte doch den Gedanken an diejenige, mit der mich so manche Beziehungen verknuepften, nicht los werden, und obwohl ich den Wert des Geldes schaetzen gelernt hatte, so wusste ich doch Ehrenhaftigkeit und Gemuetsruhe noch mehr zu schaetzen. Die Verlobung mit einem armen Maedchen machte in der Gemeinde einen guten Eindruck. Am 26. Oktober 1863 heirateten wir, Rabbiner Dr. Jeel in Breslau vollzog daselbst die Trauung. Der Onkel Albert Spiegel gab mir 800 Taler. Wir reisten noch am Hochzeitstage ueber Liegnitz nach Dresden, und dann nach Magdeburg. Kaum reichte die Mitgift fuer die Einrichtung, aber ich habe die Heirat nie zu bereuen gehabt, denn die Vernehmtheit und Bescheidenheit meiner Frau nahm alle fuer sie ein, dadurch gewann ich selbst auch und mein Haus war der Sammelpunkt der besten Gesellschaft. Im Winter darauf kam meine Schwagerin Pauline Spiegel zu Besuch. Auf einem Balle lernte sie ein braver und tuechtiger junger Mann, Max Brandus, kennen, er hielt um sie an,

verlebte sich mit ihr und heiratete sie bald darauf. Nun hatten wir nahe Verwandte an dem Orte unseres Wohnsitzes, wodurch sich unser Leben immer angenehmer gestaltete. Leider starb meine Schwägerin bei der Geburt des zweiten Kindes. Mein Schwager heiratete dann die zweite Schwester meiner Frau, Johanna, die nun auch schon ihrem vor Jahren verstorbenen Gatten in den Tod nachgefolgt ist.

In dieser Zeit bereiteten sich die politischen Ereignisse vor, die den Krieg von 1866 herbeifuehrten, und wenn ich auch dem politischen Leben fernstand, so hatte ich doch Gelegenheit, die Vergaenge zu beobachten, aus denen sich welthistorische Begebenheiten entwickelten. Bismarck, der nachher so gross geworden, wurde damals verspottet und gehasst. Auf dem Bahnhofe einer kleinen pommerschen Stadt, Belgard, hatte man ihn in einem Abort eingesperrt. Man muss aber das altmaerkische Junkertum aus der Nahe beobachtet haben, wie ich Gelegenheit hatte, es zu tun, dann wird man wissen, dass die Wurzeln der Bedeutung Bismarcks nicht so edel und zart waren, wie man nach seinen ungeheuren Erfolgen sie sich ausgemalt hat. Dieses Junkertum zeichnete sich durch grosse Menschenverachtung und eine noch greessere Frechheit aus. Diese aber ist, wie der Talmud sagt, ein Keenigtum ohne Krone. Zu meiner Zeit sagte ein solcher Junker im preussischen Herrenhause, Namens Waldow-Stein: "Wir waren frueher in der Altmark als die Hohenzollern". So sah die Keenigstreue dieser Herren aus, und wenn man in den jetzt erschienenen Denkwuerdigkeiten des Fuersten Hohenlehe- die Aeusserung Kaiser Wilhelm's II. liest, dass in einer Unterredung mit Bismarck nicht viel gefehlt habe, und dieser haette ihm das Dintenfass an den Kopf geworfen,

so kann man sich den Grundzug des Wesens und Auftretens des grossen Mannes vorstellen. Fuer die Juden wird es immer denkwuerdig bleiben, dass er den Antisemitismus entfesselt hat. Es existiert aber ueberhaupt kein roher und niedriger Instinkt, den er zur Erreichung seines Zweckes zu entfesseln nicht faehig gewesen waere. So erschien damals Bismarck den Vertretern einer wirklich freien Gesinnung in Magdeburg, zu denen auch der Abgeordnete und Redakteur der Magdeburgischen Zeitung, Hoppe, gehoerte, und auch bei mir konnte dieser Eindruck durch alle nachherigen noch so grossen Begebenheiten nicht verwischt werden.

Waehrend der Vergaenge in dieser sogenannten Konfliktszeit, aus der die weltgeschichtlichen Ereignisse sich entwickelten, fand auch in meinem Leben ein folgenreiches Ereignis statt.

Im Jahre 1864 war der Berliner Prediger Dr. Michael Sachs gestorben und bald darauf erhielt ich von dem mir bekannten Buchhaendler Poppelauer in Berlin ein Schreiben, in dem er mich dringend und in meinem Interesse einlud, ihn so bald als moeglich zu besuchen. Dies tat ich und er eroeffnete mir vertraulich, dass die konservativen Mitglieder des Repraesentantenkollegiums beabsichtigen, mich als Rabbiner nach Berlin zu berufen. Nach Sachs' Tode war naemlich diese Koerperschaft in zwei Teile gespalten, der reformatorische wollte Geiger haben, der konservative entschied sich fuer S.R. Hirsch, den Vertreter der aeussersten Orthodexie. Spaeter rueckten die Parteien in so fern einander naeher, als die reformatorische sich mit der Wahl Jeels in Breslau zufrieden zu geben erklaerte. Als sein Kellege war ich von der konservativen Partei ausersehen, denn zwei Rabbiner sollten unter allen Umstaenden angestellt werden. Der Fuehrer dieser Partei war J.T. Geldberger. Man

hatte ihn fruher den Ketten-Geldberger genannt, denn er hatte galvanische Ketten gegen die Gicht in Handel gesetzt und mittelst grosser Reklame verbreitet. Man erzählte, dass er einst auf die Frage, ob die Ketten auch helfen, geantwortet habe: "Mir haben sie geholfen". Denn er war sehr reich geworden, machte jetzt ein grosses Haus und genoss grosse Achtung. Er war uebrigens ein sehr gebildeter, rede- und schriftgewandter Mann, verfuegte ueber eine ziemliche Kenntnis der juedischen Literatur und hing mit grosser Waerme an der Religion. Seine Frau, eine geberene Poppelauer aus Brieg -als ich dort predigte, wohnte ich in ihrem elterlichen Hause- war eine hoechst wuerdige, fromme und wohltaetige Dame, und erfreute sich ebenfalls grosser Achtung, sie wurde auch, wenn ich nicht irre, durch einen Orden ausgezeichnet. Einer der Seehne ist der bekannte Geheimrat Geldberger, der Verfasser eines guten Buches ueber Amerika, in oeffentlichen Dingen mehrfach taetig und auch bei Kaiser Wilhelm II. in Geltung.

Der Buchhaendler Poppelauer fuehrte mich also zu J.T.Geldberger. Dieser empfing mich sehr wohlwollend und setzte mir die Lage auseinander. Nur einmal noch beschied er mich zu sich. Damals waren noch drei der vier Versteher der Berliner Gemeinde zugegen, die mich ziemlich von oben herab ansahen und auch einige Fragen an mich richteten. Weiter hatte ich keine Beruehrung mit dem Verstande, auch tat ich nicht das Geringste, um meine Sache zu befoerdern. Dagegen nahm sich Geldberger meiner sehr an und zahlreiche Briefe von seiner Hand, die sich in meinem Besitze befinden, sind Zeugnisse seines Wohlwillens fuer mich, wie auch der nicht immer reinlichen Vergaenge, die sich in den massgebenden Koerperschaften der Berliner Gemeinde bei dieser Gelegenheit abspielten. Dort befand und besteht auch noch die Einrichtung, dass das Repraesentanten-Kollegium den Rabbiner waehlt, der Verstand dagegen, der selbst

auch wahlen kann, die getroffene Wahl entweder bestaetigt oder verwirft. Der Vorstand bestand nun aus Maennern, die zumeist der reformatorischen Richtung zuneigten und deshalb mich, der ich als Konservativer bekannt war, perherreszierten. Es waren wohl auch einige im Vorstande, die selbst konservativ dachten, aber sie waren unsichere Kantenisten, die keine entschiedene Meinung hatten, unter ihnen auch ein gewisser August Hirsch, von dem der Velkswitz sagte, er sein vorn August und hinten Hirsch, wemit seine religieese Halbschlichtigkeit bezeichnet werden sollte. Der Hauptfaktor im Vorstande aber war der Gemeindesekretaer Wertheim. Er stammte aus Kempen, war im dunkelsten Judentum erzogen worden, hatte sich aber, wie dies bei aus Polen stammenden Juden haeufig, zu den extremsten Gegnern des Konservatismus geschlagen und war jetzt einer der verbissensten Reformer. Dieser machte mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln Stimmung im Vorstande gegen mich, wovon noch weiter die Rede sein wird.

Inzwischen waren die beiden Parteien des Repraesentantenkollegiums von denen die eine der andern nicht traute, dahin uebereingekommen, Joel und mich mit der Resolution zu wahlen, dass der Vorstand nur das Recht haben sollte, die Wahl en bloc zu bestaetigen oder zu verwerfen, nicht aber, den einen zu akzeptieren und den andern abzulehnen. So wurden wir denn beide, wie der Velkswitz sagte, wie ein Paar Struempfe gewahlt. Am Tage vor Pessach 1865, depeschierte mir Goldberger meine Wahl und stellte mir die Bestaetigung des Vorstandes in Aussicht. Meine Frau und meine Verwandten waren natuerlich hoch erfreut, auch in der Magedeburger Gemeinde machte die Wahl gresses Aufsehen, ich selbst aber traute meinem Glueck nicht, und es sollte sich bald zeigen, dass ich Recht hatte.

Geldberger schrieb mir bald, dass der Verstand die Doppelwahl, eigentlich die meinige, nicht bestaetigen werde. Er gedenke die Sache bis zur Neuwahl der Repraesentanten im November auf sich beruhen zu lassen, dann werde er fuer eine Umwandlung dieses Kollegiums in seinem d.h. reformistischen Sinne sorgen, und an die Aufrechterhaltung meiner Wahl in einer so gearteten Keerperschaft waere nicht zu denken. Ich sagte mir, dass Berlin fuer mich versperrt sei. Unter meinen Waehlern hatte sich unter anderen Gersen Bleichreeder und der letzte juedische Spress des Mendelsehnschen Hauses, Paul Mendelssohn, befunden. Die wuerden sich wohl nicht um ihre Wiederwahl reissen, was sie auch wirklich nicht taten. Ich kannte ueberdies den ersteren kaum, den letzteren garnicht. Spaeter besuchte ich Bleichreeder einmal hier in Wien im Hotel Imperial. Damals war KK er schon blind, er erinnerte sich meiner und meiner projektierten Berliner Wahl, sehr bewegt umarmte er mich und sagte zu mir: "Benschen Sie mich!", was ich denn auch tat.

Was diesen Besuch betrifft, so muss ich bemerken, dass ich ihn auf Andraengen eines sehr reichen und ehrenwerten Freundes machte, dessen Tochter ich Bleichreeder fuer seinen Sohn antragen sollte. Auf meine briefliche Anfrage an Bleichreeder hatte mir mehrmals sein Sekretaer eine unbestimmte Antwort gegeben. Darauf schrieb ich, dass ich nicht gewohnt sei, mit Bedienten zu verkehren -ich wusste nicht, dass Bleichreeder blind war- darauf erfolgte dann eine sehr heefliche Einladung zu einer festgesetzten Stunde, und ich machte meinen Besuch. Ich fahre in meiner Erzählung fort.

Nun entspannen sich sehr ekelhafte Uatriebe, die mir, der ich

solche Dinge ungewohnt war, die Ruhe raubten, aber auch meinen Charakter befestigten. Zunaechst erschien in der Berliner "Volkszeitung" eine Notiz, worin ich als ein Hypokrit geschildert wurde. Auf diese Weise wurde gegen mich Stimmung gemacht in der Berliner Gemeinde. Joel hatte gleich nach Bekanntwerden unserer gemeinschaftlichen Wahl dieselbe seinerseits abgelehnt. In der Zeitung des Judentums wurde diese Ablehnung so hingestellt, als ob sie deswegen erfolgt sei, weil X Joel nicht mein Kollege sein wollte. Er schrieb mir darauf ganz von selbst folgenden Brief:

Breslau d. 4. Mai 65

Lieber Herr Doctor!

Soeben lese ich zu meiner nicht geringen Entruestung in einer Correspondenz der Judenzeitung ein paar Zeilen, welche die Auslegung zulassen, als haette ich um Ihretwillen abgelehnt. Da ich in dem Schreiben nach Berlin, in welchem ich wegen der Aufregung in hiesiger Gemeinde ueber meinen Abgang um Bedenkzeit bat, mit ausdruecklichen Worten erkluert, dass Sie als College mich nicht hindern wuerden, die Wahl zu acceptieren, so halte ich es fuer meine Pflicht Ihnen das mitzuteilen nach dem Grundsatz . Ich halte zwar alles Zeitungsgeschreibe fuer irrelevant, nicht aber, wie Sie mein Verhalten auffassen. Ich bin mir bewusst, soweit es ~~Sie~~ Sie betrifft, durchaus treu und angemessen dem einstigen Verhaelt-
nis zwischen uns gehandelt zu haben.

Mit Hochachtung und Freundschaft Ihr ergebenster
Joel

Schlimmer als dieser sicherlich von Berlin ausgegangene Missbrauch, der zur Entzweiung zwischen diesem von mir verehrten aelteren Kollegen haette fuehren koennen, was gluecklicherweise durch seinen prompten und ehrenwerten Brief verhindert wurde, ist das folgende Stueckchen, fuer das ich sicher nicht mit Unrecht den besagten Gemeindesekretaer Wertheim verantwortlich mache. Der Direktor Frankel hatte mir ueber diesen Mann d. 29 Januar 1865 Folgendes geschrieben:

"W. (Wertheim) soll bei Magnus (dem damaligen Vorsteher der Berliner Gemeinde) viel gelten und im Grunde dieser W. Magnus in Gemeindeangelegenheiten leiten, oder besser, Magnus ist zu commod um sich mit ihnen abzugeben und ueberlaesst sie W. (Weh)" Die letzte Klammer und das eingeklammerte Wort stammt von Frankel. Nun erliess der Vorstand der Berliner Gemeinde im Laufe des Sommers 1865 unter der Aufschrift "An die geehrten Mitglieder der hiesigen juedischen Gemeinde" eine gedruckte, ziemlich umfangreiche Flugschrift, in der die zwischen dem Vorstände und dem Repraesentanten-Kollegium anlaesslich der Rabbinerwahl gewechselten Schreiben und noch andere Schriftstuecke aus aelterer Zeit der Gemeinde zur Kenntniss gebracht wurden. Dadurch sollte die Gemeinde fuer die Ansichten des Vorstandes gewonnen werden. In dieser Flugschrift S.20 kommt nun folgender auf mich bezueglicher Passus vor: Man hat sich an Stelle der Punkte meinen Namen zu denken, ferner bemerke ich, dass mit dem "Berichterstatter" ueber mich der Direktor Frankel in Breslau gemeint ist, auch schicke ich noch voraus, dass Wertheim einmal an einem Sabbatmorgen nach Magdeburg kam, um meiner Predigt beizuwohnen. Es war gleichsam ein Ueberfall, den er vollzog, nachdem er sich telegrafisch bei einem Magdeburger Gemeindemitglied durch dessen

Bruder in Berlin darueber vergewissert hatte, dass ich an diesem Samstag predige. Ich selbst habe erst nachtraeglich von seiner Anwesenheit erfahren, denn ich kannte ihn nicht. Nach dieser Vorausschickung gebe ich den betreffenden Passus woertlich wieder.

"Was zuvoerderst Herrn..... anbetrifft, so schaeztz unser, demselben ebenso sehr wohlwollende (sic!) als competente (sic!) Berichterstatter allerdings dessen Charakterfestigkeit und "schoenes theologisches Wissen", raeumt aber ein, dass man denselben als einen namhaften Gelehrten nicht bezeichnen koennte. Ueber das "Predigertalent" des Herrn.....will der Berichterstatter -wie er sich woertlich ausdrueckt- "sich nicht verbreiten" und den Umfang seiner Stimme vermag er nicht zu beurteilen. Erwaegt man nun, dass der Referent den Herrn..... und zwar auch als Prediger, genau kennt, ein Goenner desselben, und sein Bericht daher von dem lebhaftesten, protegierenden Wohlwollen gegen ihn dictiert ist, so wird man zugeben, dass eine solche Empfehlung allenfalls fuer eine in einer kleinen Gemeinde zu vollziehende Wahl ausreiche, nicht aber fuer die erste und intelligenteste Gemeinde in Deutschland, fuer Berlin- und dass wir schon hiernach allein der Candidatur des Herrn..... nicht beizustimmen vermoechten. Nichtsdestoweniger haben wir aber, um auch nur den Schein bloß beharrlichen Widerstrebens von uns abzuwenden, da der Referent sich ueber das Predigertalent des Candidaten nicht auslassen wollte und der Umfang seiner Stimme zu beurteilen sich ausser Stande erklaerte, uns in dieser Beziehung, durch

eigene Wahrnehmung an Ort und Stelle volle Gewissheit zu verschaffen gesucht. Auf Grund dieser Wahrnehmung sind wir nun in der Lage berichten zu koennen, dass das Organ des Herrn...selbst in der kleinen und ueberdies in ihrer inneren Einrichtung fuer den Prediger sehr guenstig gestalteten Synagoge zuals ein unzulaengliches bezeichnet werden muss, mithin schon unsere alte Synagoge nicht ausfuellen koennte, in der neuen aber vollstaendig verhallen wuerde, sodass die schon auf den mittleren Baenken sitzenden Besucher des Gotteshauses der Predigt zu folgen ganz ausser Stande sein wuerden."

Dieses an die Repraesentanten-Versammlung gerichtete Schreiben war datiert vom 5. Januar 1865, unterzeichnet: "Der Vorstand der juedischen Gemeinde Magnus, Baswitz, Aug.Hirsch, Liebermann, Dr.Waldeck, Dr.Gumbinner, Jacoby". Dass dieser Vorstand der "ersten und intelligentesten Gemeinde Deutschlands", wie es in dem obigen Passus heisst, ein so inkorrektes Deutsch, wie es die ersten Zeilen desselben aufweisen, in einer oeffentlichen Kundgebung in die Welt schicken konnte, mag fuer das Jahr 1865 verzeihlich gewesen sein. Unverzeihlich dagegen ist, dass diese Kundgebung eine Faelschung enthielt- und ueberhaupt eine Entstellung des Frankel'schen Briefes war, um die Gem einde gegen mich einzunehmen. Ich sollte mich bald davon ueberzeugen. Denn da ich nicht glauben konnte, dass Frankel so verklausoliert geschrieben und ein Urteil ueber mich abgegeben hat, dass selbst "fuer eine in einer kleinen Gemeinde zu vollziehende Wahl", wie es in dem obigen Passus heisst, keine Empfehlung war, so wandte ich mich an ihn um Auskunft.

Er behaendigte mir beide Schreiben, sowohl das Anfrageschreiben, das der Vorsteher Magnus an ihn gerichtet hatte wie die von ihm erteilte Antwort. Ich nahm davon eine Abschrift, die sich in meinem Besitz befindet. In dem ersteren, Berlin d.20.Dezember 1864, heisst es nach einer laengeren Einleitung ueber die in Berlin vorzunehmende Wahl eines Rabbiners und die an diesen zu stellenden Ansprueche wie folgt:

"Fuer die erwaehte Wahl ist nun unter Anderen auch Herr Dr. Guedemann, Rabbiner in Magdeburg, empfohlen worden, und ich will es nicht verhehlen, dass schon das jugendliche Alter desselben, der Mangel einer bei dem Rabbiner einer so grossen Gemeinde notwendigen Erfahrung, dem Gemeinde-Vorstande seine Wahl bedenklich erscheinen lassen. Es fragt sich also, ob etwa Herr Dr.G. ueber den allerdings hier nichts Naeheres bekannt ist, sich auf dem wissenschaftlichen Gebiete so sehr ausgezeichnet hat, dass der Gemeinde zu Berlin, der ersten und -man darf wohl sagen- intelligentesten Gemeinde Deutschlands mit ihren historischen Erinnerungen, und ihrem bestaendig frischem Geistesleben in Ruecksicht auf die wissenschaftliche Capacitaet dieses Candidaten ueber jene sehr erheblichen Bedenken empfohlen werden kann." *

"Ew. Ehrwuerden sollen sich zwar, wie verlautet, Sich ueber Herrn Dr. Guedemann bereits in einem an Herrn J.T.Goldberger hier gerichteten Briefe geaeussert haben. Da dieser Brief jedoch nicht zur Kenntniss des Gemeindevorstandes gelangt ist, so glaube ich, wenn auch nicht offiziell, so doch immerhin in

*Dieser Schlusssatz ist wohl von mir nicht richtig abgeschrieben. Es muss wahrscheinlich heissen: "dass der Gemeinde zu Berlin....Bedenken hinweg derselben empfohlen u.s.w." Leider wurde mir eine Kollation meiner Abschrift unmoeglich gemacht. (vergl.weiter)

meiner Eigenschaft als Vorsitzender dieses Collegium mich mit der ergebensten Bitte um Auskunft ueber den genannten Candidaten hiermit an Ihre Guete wenden zu duerfen. Meine Hoffnung auf die Erfuellung dieser Bitte stuetzt sich, wie gesagt, auf die Wichtigkeit des Gegenstandes einerseits und andererseits auf das Vertrauen, von welchem ich seit langer Zeit zu Ew. Ehrwuerden erfuehlt bin."

Aus dem Antwortschreiben Frankels an den Herrn "Stadtrat" -denn dieses Ehrenamt bekleidete Meyer Magnus- d.d.25. December 1864 setze ich den groesseren Teil derselben seiner Wichtigkeit wegen hierher:

"Sie stellen die leitenden Gesichtspunkte bei der Wahl eines Rabbiners fuer die durch Zahl und Inteelligenz hervorragendsten Gemeinde Deutschlands, Berlin, auf. Diese Gesichtspunkte haben ihre Begrueendung und ihren Schwerpunkt in sich, aber sie scheinen von der einen Seite vergebens ihrer Erfuellung entgegen zu sehen, von der anderen Seite nicht ausreichend. Sie verlangen eine Celebritaet, einem auf wissenschaftlichem Gebiet hervorragenden Mann, der zugleich durch einsichtsvolles praktisches Wissen sich bewaehrt. In welcher weiten Entfernung zeigt sich die Verwirklichung dieses Verlangens! Der Einblick in den gegenwaertigen Zustand der jued. theol. Wissenschaft zeigt aeusserst selten rabbinische funktionierende Celebritaeten, die Luecke, die das in den letzten Decennien vernachlaessigte Studium zurueckgelassen, macht sich fuehlbar; erst einer juengeren Generation ist es vorbehalten, sie auszufuellen. Erlauben Sie mir nun aber, Hochzuverehrender

Herr, es auszusprechen, dass nicht die Celebritaet allein einen Mann zum Rabbiner einer grossen Gemeinde befahigt: es tritt noch eine andere Grundbedingung hinzu, und sie duerfte die wesentliche sein: der Charakter. Der Rabbiner muss Charakter, muss eine Ueberzeugung haben, die ihn leitet und fuer die er einsteht. Nur durch Charakter wird er befahigt zur Leitung der Gemeinde, denn einem gesinnungsvollen Mann kommt Vertrauen der Gemeinde entgegen. Und kann Berlin auf einen solchen Mann verzichten? Es ist bis jetat der religioese Friede in Berlin gewahrt worden, und die Hochachtung, die dem Vorstande der Gemeinde und seinem verehrten Vorsitzenden an der Spitze gezollt wird, hat einem grossen Teile nach ihren Grund in der Umsicht, mit der er jeden Zwiespalt, jeder Trennung vorzubeugen wusste, und es zu keinem Ausbruche der verschiedenen Parteien kommen liess. Dieser religioese Friede muss auch in Zukunft gewahrt bleiben, nur in solcher Weise wird Berlin segensreich fuer sich und die anderen Gemeinden Preussens wirken, die es sich gern zum ferneren Vorbilde nehmen werden. Und nur in einem Rabbiner von Gesinnungstuechtigkeit concentrirt sich der Friede auf religioesem Gebiete, zu einem solchen Mann allein fassen die verschiedenen Parteien Vertrauen, den Reformen, die er vertritt, wird auch die sog. fromme Partei ihre Zustimmung geben, da sie erkannt hat, dass er nach keiner Seite hinneigt, sondern seinen Schwerpunkt in sich, in seiner Ueberzeugung findet."

"Wenn ich auf eine Anfrage Herrn Rabbiner Dr.Guedemann empfohlen, so hatte ich vor Allem diese Grundbedingung im Auge.

Dr.G. ist ein Mann von Charakter. Seine Froemdigkeit wurzelt nicht in Schwaermerei, ist nicht das Product sog.Neuorthodoxie, sondern ist aus geistiger Reflexion hervorgegangen und weiss Wesentliches von Unwesentlichem zu unterscheiden. In ihm ist daher eine Garantie des religioesen Friedens gegeben. Der Anstoss, den seine Jugend erregen koennte (er zaehlt uebrigens schon mehr als 30 Jahre)* wird durch den Umstand gemildert, dass mit ihm zugleich noch ein Rabbiner gewaehlt werden soll und beide einander in ihren Erfahrungen stuetzen und tragen sollen. Bringt man von der anderen Seite seine Jugend in Anschlag, so kann natuerlich Dr.G. noch nicht als wissenschaftliche Celebritaet gelten, aber er hat wissenschaftliche Capacitaet, in ihm findet sich ein reges rastloses Streben; ein in der von mir herausgegebenen Monatschrift Jahrg.1864 von ihm veroeffentlichter grosser Aufsatz legt ein schoenes Zeugnis hiervon ab. Dr.G.besitzt schoenes theologisches Wissen, ist ein gruendlicher Kenner der talmudischen Wissenschaft -und hiersauf muss eine Gemeinde wie Berlin Gewicht legen, ihr Rabbiner muss nach dieser Richtung hin sich nicht minder als nach anderen Richtungen auszeichnen- die er mit Liebe pflegt und verbindet mit ihr gediegene Bildung. Der Gelehrte bildet sich in der Reihe der Jahre, nur hoechst selten bringt ~~Jemand~~ Jemand bei seinem Antritte den grossen Ruf mit, es genuegt, wenn er die Anwartschaft auf einstige Celebritaet hat.- Ueber sein Predigertalent verbreite ich mich nicht, da es von vielen Seiten anerkannt ist. Ob seine Stimme fuer eine so bedeutende Synagoge ausreichen wird, vermag ich, da ich ihn nur in der an Umfang kleinen Seminarsynagoge gehoert, nicht zu urteilen."

*Dies ist unrichtig. Ich war damals noch nicht 30 Jahre alt.

** Gemeint ist der Aufsatz: Die Neugestaltung des Rabbinerwesens u.s.w. ueber den auch Prof.Graetz sich lobend ausgesprochen hatte.

Ich hatte die Absicht, die in meinen Haenden befindlichen Abschriften, aus denen ich obige Stellen mitgeteilt habe, zu kollationieren, und da ich vermutete, dass die Briefe sich auch im Archiv der Berliner juedischen Gemeinde vorfaenden, so bat ich den Vorstand derselben mittelst Schreibens d.d. 21 November 1906 um die Kopien. Diese wurden mir mittelst Zuschrift d.d. 6 Dezember 1906 Journ Nr.19374/06 mitgeteilt, jedoch "unter Fortlassung der Ew.Hochwuerden selbst betreffenden Stellen" Ich erwiderte darauf in einem Schreiben vom 20.12. 1906, dass es mir gerade auf diese Stellen ankaeme, dass diese auch durch teilweise Veroeffentlichung in der oben erwaehten Sammlung von Aktenstuecken publici juris geworden seien und ich demnach einen rechtlichen Anspruch auf Ueberlassung dieser Stellen zu haben glaube, allein der Vorstand erklaerte mir in einem neuerlichen Schreiben vom 28.Dezember 1906 Journ.Nr.16588: "Ihrem Antrage auf Ueberlassung der Ihre Person betreffenden Stellen des Megnus'schen sowie des Frankel'schen Schreibens bedauern wir nicht stattgeben zu koennen."

Ich kann mir diese hartnaeckige Weigerung des damaligen Vorstandes jene Stellen mitzuteilen, nur aus der Absicht erklæeren, seinerseits den Nachweis des damit in der veroeffentlichten Sammlung geschehenen Missbrauchs zu verhindern. Durch die Weigerung ist aber der Missbrauch als solcher anerkannt, ueber den sich der Leser durch Vergleichung der obigen Mitteilungen leicht orientieren kann. Denn in der oeffentlichen Kundgebung war gesagt worden, Frankel wolle ueber mein Predigertalent "sich nicht verbreiten", aber die unmittelbar folgenden Worte "da es von vielen Seiten anerkannt ist" waren weggelassen worden. Ferner wird in der oeffentlichen Kundgebung gesagt, Frankel habe mir "ein schoenes

theologisches Wissen" zuerkannt, auch hier aber werden die folgenden Worte unterdrueckt, in denen Frankel von mir sagt, dass ich "ein gruendlicher Kenner der talmudischen Wissenschaft" bin. Beachtet man ferner die spoettischen Schlussfolgerungen, die in der oeffentlichen Kundgebung an die verstuemelt wiedergegebenen Mitteilungen aus dem Frankel'schen Briefe geknuepft werden, so muss man zugeben, dass hier ein grober Missbrauch mit einem Aktenstuecke, ja eine foermliche Faelschung desselben veruebt wurde. Dafuer mache ich allerdings nicht den damaligen Vorstand der juedischen Gemeindegemeinde wohl aber dessen seinerzeitigen Sekretaer Wertheim verantwortlich, und ich ~~XXI~~ halte diese Anklage solange aufrecht, als nicht aus dem in dem Archive der juedischen Gemeinde zu Berlin befindlichen Briefe Frankels dargetan wird, dass sich die Stellen in der oeffentlichen Kundgebung woertlich so, und ohne die in meiner Abschrift vorhandenen Ergaenzungen, auch in dem Originale vorfinden.

Zweiundvierzig Jahre sind nunmehr seit jener Zeit verstrichen, da mir jene mehrerwaehte Sammlung von Aktenstuecken und der darin veruebte Missbrauch zu Gesichte kam, ich habe niemals ein Wort darueber verlauten lassen, denn Gott hat meinem Leben eine Richtung gegeben, in der mir die Berliner Vorgaenge gleichgueltig wurden. Jetzt aber, da ich darueber zu reden veranlasst bin, kann ich es nicht unterlassen, auf die vielfachen Missbraeuche hinzuweisen, die in grossen Gemeinden dadurch herbeigefuehrt werden, dass die Vorstaende ihren Sekretaeren nicht genug auf die Finger sehen, wodurch Eingenmaechtigkeiten, Intrigen u.dgl. die der Gemeinde zum Schaden gereichen und die ich in meiner Laufbahn oft genug zu beobachten Gelegenheit hatte, ein Feld zur Entfaltung finden. Womit uebrigens keineswegs alle Sekretaere grosser Gemeinden getroffen werden

sollen, denn ich habe auch rechtschaffene und gewissenhafte unter ihnen kennen gelernt.

Inzwischen war am 18. April der berühmte Prediger Noa Mannheimer in Wien entschlafen. Ich hatte diese Notiz in der Magdeburgischen Zeitung gelesen, als ich gerade im Vorübergehen bei meiner Kusine Frau Hirsch einen Besuch machte und in der aufliegenden Zeitung blaettierte. Die Nachricht beruehrte mich nicht weiter als sie jeden, der von dem bedeutenden Manne gehoert hatte, beruehren musste, sie sollte mich aber bald naeher angehen. Denn wir reisten im Sommer zu meiner Mutter und meinen Geschwistern nach Hildesheim und von da zu meinen Geschwistern nach Hannover. Hier lebte mein Schwager Beradt in der Stellung eines Stiftsgelehrten. Mit ihm besprach ich die Berliner Angelegenheit und gab meiner Ansicht Ausdruck, dass die Sache wahrscheinlich im Sande verlaufen werden. Darauf sagte er: "Warum meldest Du Dich nicht nach Wien?" Die Frage ueberraschte mich, aber ich erwiderte, dass, wenn mich Gott erhoehen wolle, er dies in Berlin tun koenne, wo ich ja gewaehlt sei. Andererseits fand ich es anstoessig und fuer meine Freunde in Berlin verletzend, dass ich die dortige Wahl fuer nichts achten und mich nach Wien melden sollte. Auch war mir Wien und Oesterreich ueberhaupt eine terra incognita, die ich, ein geborener Norddeutscher und an meiner Heimat haengend, mir nicht als meine Heimat vorstellen konnte. Damals war auch tatsaechlich infolge der schwerfaelligen Eisenbahnverbindung Wien entfernter von Norddeutschland als heutzutage. Als wir im J. 1869 aus traurigem Anlasse eiligst von Wien nach Magdeburg uns begeben mussten, fuhren wir mittags 1 Uhr von Wien weg und kamen am anderen Tage um 11 Uhr frueh in Magdeburg an. Heute macht man diese Reise in 12-14 Stunden. Schliesslich liess ich mich ueberreden und

schrieb an Joseph Wertheimer, der als erster die Wiener Konkursausschreibung gezeichnet hatte, und den ich von seinen literarischen Arbeiten her kannte. Ich erklarte in meinem Briefe vom 27. Juni 1865, den ich noch von Hannover aus absendete, dass ich mich in offizieller Weise nicht melden koenne, da ich dies mit meiner von dem Repraesentanten-Kollegium in Berlin vollzogene Wahl nicht zu vereinbaren vermoege, aber ich wuerde der Einladung zu einer Predigt Folge leisten. Darauf reisten meine Frau und ich wieder nach Magdeburg. Nach vier Wochen erhielt ich folgenden Brief:

Wien, den 31. July 1865

Sehr geehrter Herr Rabbiner!

Ich muss ~~mir~~ sehr um Entschuldigung bitten, dass ich die Zuschrift, mit welcher Sie mich untern 27. Juny beehrten, erst heute beantworte. Die Ueberbuerdung mit Gschaeften aller Art trug die Schuld. Im Begriffe binnen wenig Tagen eine vierwoechentliche Badereise zu unternehmen, will ich Ihnen, geehrter Herr Rabbiner, hiermit nur mit kurzen Worten sagen, dass ich meinerseits dem an mich gerichteten Schreiben wohl gerne den Charakter einer Bewerbung beilegen will, gleichwohl es erwuenschter faende, wenn eine solche in optima forma, wenn auch nach verstrichenem Concurstermin einlief. Durch den Vorbehalt der Geheimhaltung, duerften auch die diessfalls bemerkten Bedenklichkeiten zu beheben sein. Indem ich jedoch Ihre bezuegliche Entschliessung ganz Ihrem eigenen Ermessen anheimstelle, verbleibe ich Hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener

Joseph Wertheimer

Nach Empfang dieses Briefes sagte ich mir: mit Wien ist es also auch nichts. Meine Stimmung war nicht gedruickt, ich fuehlte mich eher befreit. Denn Magdeburg war mir lieb geworden, in meinem Schwager und meiner Schwaegerin Max Brandus sowie in der Kusine meines Vaters Fanny Hirsch und deren Gatten besassen wir teilnehmende Verwandte, auch sonst war der Verkehr angenehm und ich arbeitete fleissig. Nicht zuletzt erwaehne ich, dass meine teure Mutter in meinem Hause lebte, an der ich mit zaertlicher Liebe hing. Inzwischen erfuhr ich von meinem Freunde Dr. Perles in Posen, dass er sich um Wien bewerbe, und als Rosch Haschana herankam, schrieb ich ihm von meiner Korrespondenz mit Wertheimer, sagte aber zugleich, dass ich mich offiziell nicht um Wien bewerben koenne und wuenschte ihm von Herzen Glueck zu seiner Bewerbung.

Da erhielt ich gaenzlich unerwartet vom Wiener Vorstande folgenden Brief:

Gehahrter Herr Dr.!

Auf Ihre an unseren Collegen Herrn Joseph Wertheimer gerichtete Zuschrift betreffend die Stelle eines Predigers der hiesigen isr.Cultus-Gemeinde beehryen wir uns Sie zu einer am Sabbat den 16. December d.J. abzuhaltenden Predigt hiermit hoefflichst einzuladen.

Indem wir uns freuen Ihre persoenliche Bekanntschaft zu machen, zeigen wir Ihnen gleichzeitig an, dass wir Ihnen ein Reisegeld-Pauschale von 200 fl. an unsere Cassa zu beheben angewiesen haben.

Wir zeichnen mit vorzueglicher Hochachtung
Wien 13.November 1865 Die Vertreter der Cultus-Gemeinde
Joseph Wertheimer
Moritz Goldschmidt
J.v.Koenigswaster
Brandeis
M. Pollak

^W
E

Diese Einladung, auf die ich nach der seinerzeitigen Antwort Wertheimers auf meinen von Hannover aus an ihn gerichteten Brief garnicht mehr hatte rechnen koennen, versetzte mich in grosse Aufregung. Ich wusste nicht, wie ich mich gegen Berlin, und ganz besonders wie ich mich gegen meinen Freund Perles verhalten sollte, dem ich doch erst vor kurzem Glueck zur Erlangung der Stelle in Wien gewuenscht hatte. Goldberger, den ich angefragt hatte, schrieb mir d.d. Berlin 17. November 1865: "In beschleunigter Erledigung Ihrer gef. gestrigen Anfrage wuerde ich auch nicht das allergeringste Bedenken gegen die Wiener Gastpredigt haben, und ich gestehe, zu der an Sie ergangenen Einladung vielleicht teilweise insofern beigetragen zu haben, als ich in einer diesbezuglichen Unterredung mit dem hervorragenden Mitglied der Wiener Repraesentanz, Herrn Paul Schiff, Ihrer Person, mein sehr geehrter Freund, mit ueberzeugendster Waerme gedachte." Der Direktor Frankel antwortete auf meine Frage unter dem 19. November 1865 sehr zurueckhaltend: "Die Nachricht von der Ihnen unter den von Ihnen angegebenen Umstaenden sehr ehrenvollen zu teil gewordenen Aufforderung hat mich sehr gefreut. Ob Sie gehen sollen, vermag ich wirklich nicht zu entscheiden.

(Thue was Dein Herz Dir sagt)". In demselben Briefe teilte mir Frankel auch mit, dass Dr. Perles eine Aufforderung aus Wien zur Probepredigt auf den 2. December erhalten habe, ob er aber gehen werde, sei noch ungewiss. Perles, dem ich die Sache vorgetragen hatte, war erst sehr aufgebracht, schrieb mir aber nach einem beguetigenden Briefe von mir d.d. Posen 27. November 1865: "Ich reise morgen frueh ab und muss jetzt meinen Koffer packen. Ich schliesse daher mit der Versicherung, dass auch bei mir der Ausgang der Sache, wie er auch kommen mag, nichts in den freund-

schaftlichen Beziehungen zu Dir aendern wird". Inzwischen hatte mir Goldberger ueber die am 22. November stattgefundenen Berliner Repraesentantenwahlen unter dem 25. November 1865 einen Bericht erstattet, den er mit der Bemerkung einleitete, dass "~~XX~~ leider auf unsere Sache momentan keine Ruecksicht mehr zu nehmen ist." Der Bericht faehrt fort: "2864 Personen, also fast dreiviertel aller stimmfaehigen Mitglieder hatten sich bei der Wahl beteiligt und die ganze Reformgenossenschaft welche sonst ueberwiegend passiv war resp. teilweise sogar fuer die conservat. Candidaten stimmte, trat diesmal einstimmig fuer unsere Gegenpartei auf. Dies sowie eine ganze Reihe anderer Massregeln, welche in Napoleonischer Praefectenmanier executiert wurden und von denen namentlich die freigebigste Verabreichung von Stimmzetteln bis zum Wahltag ~~an~~ alle Reformwaelter, waehrend die Unsrigen schon seit Montagmittag keine Duplicatstimmzettel erlangen konnten (die einige Wochen vor dem Wahltag versandten Stimmzettel gelangen teils nicht an alle Mitglieder, teils werden selbe, besonders von den kleinen Leuten verlegt, so dass in den letzten Tagen vor der Wahl notorisch hunderte ohne die allein gueltigen officiellen Stimmzettel sind) vielen Schaden zufuegte, hat uns leider nicht nur um den Sieg gebracht, sondern sogar wohl eine gaenzliche Niederlage bereitet- denn wenn auch das eigentliche Skrutinium etwa erst in zehn Tagen fesrgestellt sein wird, so koennen wir uns nach dem Vorangegangenen keinen Augenblick taeuschen und muessen leider zugeben, dass die Reformpartei saemtliche Candidaten durchgebracht hat; und selbst wenn ein oder zwei der Unseren durchkommen sollten, wuerde dies in den wichtigeren Fragen ohne Einfluss bleiben, da sich die Gegenpartei zu sehr gestaerkt hat. Ich moechte Ihnen,

mein verehrter Freund, diese schmerzliche Mitteilung unverholen schon jetzt machen, weil Sie dadurch vielleicht eher die Wiener Gastpredigt annehmen, was Ihnen meiner Meinung nach nur nuetzen koennte".

Dieses Schreiben besitzt ausser dem Wert, den dasselbe fuer mich besitzt, als eine sachliche Darstellung und als Zeugnis einer seltenen freundschaftlichen ~~THEILNAHME~~ Teilnahme, auch ein allgemein historisches Interesse als getreue Schilderung der Aeusserungen des Partellebens in der Berliner Gemeinde vor laenger als 40 Jahren. Die Lebhaftigkeit der Parteinahme verdient alle Anerkennung, insofern darin das allgemeine religioese Interesse zum Ausdruck gelangte, aber es spielten in dem Kampfe auch blosser Rechthaberei und andere Motive mit, wie dies schon in dem obigen Briefe angedeutet ist. Auch in den polemischen Aeusserungen, die in den Tageszeitungen abgedruckt waren, die mir Goldberger zuschickte, spielte der Parteistandpunkt eine groessere Rolle als das Wohl des Judentums und der Gemeinde. Die Repraesentantenversammlung remonstrirte in einer Flugschrift "An die geehrten Mitglieder der hiesigen juedischen Gemeinde" d.d. Berlin 2. November 1865 gegen das Cirkular mit den auf die Rabbinerwahl bezueglichen Aktenstuecken, das der Vorstand versendet hatte und von dem oben die Rede war. In dieser Flugschrift hiess es u.a.

"Derselbe Vorstand, der jetzt nachtraeglich eine so grosse posthume Verehrung fuer den seligen Dr. Sachs an den Tag legt, und ihn durch aus dem Zusammenhang gerissenen Stellen frueherer Gutachten als Gewaehrsmann fuer seine (des Vorstandes) Absichten in Bezug auf die Reformierung des Gottesdienstes anfuehrt, fand in Dr. Sachs damals vielmehr einen Gegner seiner Bestrebungen, die dieser in mehreren vom Vorstande nicht veroeffentlichten Gutachten bis an sein Lebensende bekaempfte, und verweigerte es wohl aus diesem Grunde, ihm und Herrn Rosenstein den Titel als Rabbiner zu erteilen".

Das war ein starker, und wie jeder, der Sachs kannte, berechtigter Vorwurf. Denn dieser hatte mit den Reformbestrebungen des Vorstandes nichts gemein. Deshalb war auch wohl der von dem Repraesentantenkollegium ausgesprochene Wunsch, der Vorstand moege Dr.Sachs und den Rabbinatsassessor Rosenstein zu Rabbinern ernennen unerfuellt geblieben.

Indem ich andere dem Vorstande gemachte Vorwuerfe uebergehe, setze ich den Schluss der Flugschrift her:

"Wir haben es fuer unsere Pflicht erachtet, diese treue Darstellung der Sachlage zu geben, lediglich im Interesse der Wahrheit, und ohne Ruecksicht auf die Parteistellung, welche die einzelnen Mitglieder unserer Versammlung zu den in Rede stehenden Fragen einnehmen, wie ohne den Zweck, dadurch die bevorstehenden Wahlen in irgend welchem Sinne beeinflussen zu wollen!

Die Repraesentantenversammlung der hiesigen Juedischen Gemeinde

Dr.Posner
Vorsitzender

Joel Wolff Meyer
2.Vorsitzender

E. Bendix
Schriftfuehrer.

Was war nun der Erfolg des heftigen Kampfes? Es wurden Dr.Abraham Geiger und Dr.Aub aus Mainz zu Rabbiner gewaehlt. Der erstere verdiente ohne Zweifel durch seine wissenschaftliche Bedeutung sowie als Frediger den an ihn ergangenen Ruf, wie immer man ueber seinen religioesen Standpunkt urteilen mag, aber der letztere spielte waehrend der wenigen Jahre seiner Berliner Amtstaetigkeit eine klaegliche Rolle und gab durch seinen schwaebischen Dialekt dem Berliner Witz reichliche Gelegenheit zu seiner Entfaltung. Der im uebrigen durchaus ehrenhafte Mann hat sich wohl auch selbst in Berlin nie wohl gefuehlt. Und nach dem Tode dieser Maenner nahm die Entwicklung der Berliner Gemeinde den Weg, auf welchem jeder Partei Rechnung getragen wurde, so dass es heute daselbst Synagogen

mit und ohne Orgel, nach reformiertem und alten Ritus, und diesen Verhältnissen entsprechend reformierte und konservative Rabbiner gibt, die friedlich miteinander leben. Ausserdem entstand damals die blühende orthodoxe Gemeinde Adass Jisroel, die ohne diese "Schneidigkeit" in Geltendmachung der Reform vielleicht nicht entstanden wäre, von der eigentlichen Reformgemeinde, die man sonst desavouierte, deren man sich aber bei diesem heftigen Wahlkampfe bediente, nicht zu reden. Erwägt man, dass es zu diesem Ende gekommen ist, dann erscheinen die geschilderten Kämpfe von vor 40 Jahren zwecklos und nichtig. Es wäre besser gewesen, die dabei aufgewendete Kraft gegen den Antisemitismus aufzusparen, der bald nach dieser Zeit von Berlin ausging und den im Keine zu unterdrücken die Berliner Juden leider nicht so mächtig oder jedenfalls nicht so glücklich waren. Während meiner nunmehr als 40 jährigen Anwesenheit in Wien hat es dergleichen aufregende, in den Tageszeitungen und in Gegenschriften der repräsentativen Körperschaften ausgefochtene Kämpfe in der Gemeinde nicht gegeben. Soll ich sagen, das religiöse Interesse wäre hier geringer als in Berlin? Das wäre eine Unwahrheit. Das Richtige ist: dem Vorstand und auch der religiösen Leitung war die Aufrechterhaltung der Einheit und Harmonie immer das oberste Gesetz, und in der Gemeinde selbst ~~XXXXXXXX~~ setzte man ebenfalls diesen Gesichtspunkt ueber alle individuellen Verschiedenheiten. Dadurch ist Wien bis heute eine einheitliche Gemeinde geblieben.

Ich komme nach dieser sich mir aufdrängenden allgemeinen Betrachtung, die wohl des Interesses fuer weitere Kreise nicht entbehrt, auf meine persönliche Angelegenheit zurueck. Obwohl sich mir nun in Berlin eine Aussicht nicht mehr bot. obwohl ferner Goldberger mir die

Annahme der Einladung zur Gastpredigt in Wien angeraten und ich auch mit Perles mich verstaendigt hatte, so konnte ich doch zur Konkurrenz mit diesem meinem Freunde mich nicht entschliessen. Ueberdies hatte mir mein Lehrer und Freund Prof. Graetz folgenden Brief zukommen lassen:

Breslau 6.Dec. 65

Lieber Freund!

Ich halte es fuer meine Pflicht, Ihnen von dem Ausfall von Perles' Probefahrt nach Wien Kunde zu geben. Er kehrte gestern zurueck, teilte dem Herrn Direktor und mir mit, dass seine Predigt so gut aufgenommen worden, dass ohne Ihre Mitbewerbung seine Wahl ganz sicher waere. Er teilte uns auch mit, das was Herr Wertheimer ihm erzahlt hat: dass Sie ihm geschrieben, wenn Perles' Wahl gesichert waere, wollten Sie Ihre Bewerbung zurueckziehen. (Gemeint ist, dass ich die Einladung des Wiener Vorstandes zu einer Gastpredigt nicht annehmen wuerde, denn eigentlich "beworben" hatte ich mich nicht, sondern nur von Hannover aus den oben erwaehten Brief an Wertheimer geschrieben, in dem ich ausdruecklich erklarte, dass ich mich nicht direkt bewerbe). Herr Wertheimer wollte Ihnen auch in Folge des Beifalls von Perles in der Art antworten. Vielleicht haben Sie schon seinen Brief. (Es verhielt sich so, wie ich weiter unten berichte). Sie werden nun danach Ihren Entschluss fassen, und ich teile Ihnen deswegen das Resultat mit, damit Sie das bei Zeiten tun koennen. Herr Direktor, der Sie gruessen laesst, laesst Ihnen zugleich sagen, er sei von vornherein nicht fuer Ihre Concurrenz gewesen. Ich fuege nur noch hinzu, dass nach Perles Aussage eine ernstliche Wahl nur zwischen Ihnen und Perles stattfinden koenne, die uebrigen sollten blos als Figuranten dienen. Also lieber Freund
(Handeln so, wie es Dir ums Herz ist)."

Dieses Schreiben machte auf mich umso tieferen Eindruck, als mir Graetz am 22. November geschrieben hatte: "Ich bin dafuer, dass Sie die

Einladung nicht ohne Weiteres von der Hand weisen sollen. Perles kann es Ihnen nicht verargen, da Sie sich nicht offiziell darum beworben haben, und ausser Ihnen und ihm noch 5 Concurrenten sind. Alles was Sie tun koennen, um (rein vor Gott und der Welt dazustehen) ist, Perles in Kenntniss davon zu setzen. Alles was Sie noch tun koennen waere, einige Tage mit der Antwort zu warten, bis Sie den Ausfall der Wahl (der Repraesentanten) in Berlin erfahren. Oder Sie beantworten die Einladung nach Wien provisorisch, dass Sie Ihre feste Zusage spaeter abgeben werden. Aber einer solchen ehrenden Aufforderung aus dem Wege zu gehen, und zwar aus Scrupulositaet, halte ich fuer ungerechtfertigt."

Unter dem Eindruecke dieses Schreibens hatte ich mich entschlossen, folgenden Brief an Wertheimer zu richten, der mir der geradeste Weg zu sein schien. Die Abschrift ~~XXX~~ traegt kein Datum, aber es ist zweifellos, dass der Brief gleich nach dem 22. November geschrieben ist.

Hochverehrter Herr!

Indem ich Ihnen von dem Eingang der Seitens des Wiener Gemeindevorstands an mich gerichteten Einladung zur Predigt Kenntniss zu geben mich beehre, gestatte ich mir, an diese Anzeige einige Worte zu knuepfen, welche zugleich den vertraulichen Charakter dieses Briefes genuegend begruenden werden. Mein sehr lieber Freund, Herr Dr. Perles in Posen, hat mir vor einiger Zeit die Mitteilung gemacht, dass er sich nach Wien gemeldet. Ich kann nicht verhehlen, dass diese Tatsache der sehr ehrenvollen Einladung gegenueber mich in eine gewisse Verlegenheit bringt, da ich immer gemeint habe, dass diejenigen welche am Seminar -also in einem sehr traulichen, einmuetigen Verkehr- ihre Ausbildung genossen, nicht miteinander concurririeren sollten. Denn das Beste, was das Seminar zu Wege bringt, die intime Bekanntschaft und das freundschaftliche Verhaeltnis, muss auch meines Erachtens ins Leben uebertragen

und fuer die gemeinsame Taetigkeit fruchtbar gemacht werden. Es ist aber nicht zu leugnen, dass die Concurrrenz unter Freunden nicht gerade geeignet ist, die Freundschaft zu befestigen. Ich wenigstens habe erst ganz kuerzlich dieser meiner Ansicht bei Gelegenheit einer beabsichtigten Concurrrenz unter zweien meiner Freunde zur rechten Zeit Ausdruck gegeben. (Worauf sich diese Bemerkung bezieht, ist mir nicht mehr erinnerlich.)

Ich kann nun aber, da ich dem in Ihrem Briefe (der Antwort auf mein Schreiben aus Hannover) ausgesprochenen Wunsche "einer Meldung in optima forma" seiner Zeit nicht Folge geben zu koennen vermeinte, Herrn Dr. Perles gegenueber nicht das Recht der Prioritaet beanspruchen und jenem nicht die Verpflichtung auferlegen, von welcher ich mich gebunden erachte.

Demnach sehe ich mich in der Lage, Sie um gefaellige Beantwortung der Frage anzugehen, ob etwa schon zu der Zeit, in welcher, wie ich annehme, Herrn Dr. Perles eine Predigt auegdacht war, auch mir im Schosse des Gemeindevorstandes Ruecksicht geschenkt worden ist."

Auf diesen Brief hatte ich folgenden Brief von Wertheimer erhalten, auf den bereits Graetz in dem oben mitgetheilten Schreiben vom 6. December hingewiesen hatte.

Wien, 4. December 1865

Gehrter Herr Dr!

Es waere mir allerdings angenehmer gewesen, wenn Sie sich mit den in Ihrer letzten verehrlichen Zuschrift an mich gerichteten Fragen an jemand anderen Ihrer hiesigen Bekanntschaft (ich kannte niemand in Wien) gewendet haetten, da mir die Stellung welche ich bekleide, die Beantwortung einiger massen erschwert. Ich will dennoch nicht anstehen Ihnen auf dem privaten Wege welcher eine strenge Discretion involviert, diejenigen gewuenschten Auskuenfte zu geben, die Sie ueber die

in Rede stehenden Verhaeltnisse zu orientieren vermoegen. Dr. Perles hat vorgestern gepredigt und sowohl durch seinen Vortrag als durch seine Persoenlichkeit einen guenstigen Eindruck bei dem Vorstand und soweit mir bekannt geworden ist, bei der Gemeinde hervorgebracht; insoweit hat er also allerdings und gegen seine Vorgaenger gehalten unzweifelhaft guten Boden gewonnen. Ob damit seine Candidatur den uebrigen Herrn gegenueber eine gesicherte ist, waere vermessen von mir in irgend einer Weise beantworten zu wollen....Obwohl nun keine officielle Zusage Ihrer Hierherkunft zur erbetenen Zeit einlangte, so nimmt dennoch der Vorstand die Annahme der erfolgten Einladung an, da keine Absage erfolgte u.s.w.

Kaum hatte ich jedoch den oben angefuehrten Brief des Prof.Graetz vom 6.December erhalten, worin gesagt war, dass es sich nur um einen Kampf zwischen Perles und mir handeln koenne, so war auch mein Entschluss gefasst und ich richtete an den Wiener Vorstand das folgende Ablehnungsschreiben.

An

den Wohlloeblichen Vorstand der isr.
Cultusgemeinde Wien

Waehrend ich bis jetzt die Absicht hatte, die geehrte und mir ehrenvolle Einladung, welche Sie mir unterm 13.Nov.d.J. zugesandt haben, anzunehmen, bin ich neuerdings durch freundschaftliche Beziehungen in die Lage gekommen, Ihre Einladung abzulehnen. Es bedarf nicht der Versicherung, dass ich diese Mitteilung nicht eher habe machen koennen, und bedaure ich es selbst, dass dieselbe erst jetzt so kurz vor dem festgesetzten Termin erfolgt.

Ich bitte die Versicherung meiner ausserordentlichen Hochachtung zu genehmigen, womit ich bin

Ihr sehr ergebener

Dr. Guedemann
Rabbiner

Magdeburg 7.Dec. 1865

Die im Eingange dieses Briefes ausgesprochene Absicht bestand wohl nie recht eigentlich, aber ich konnte dem Vorstand nicht alle Stimmungen, welche der Briefwechsel in mir wachrief, mitteilen und begnuegte mich, jene Absicht, die auszufuehren es nur einer anderen Auskunft beduerft haette, als Entschuldigung anzufuehren, wozu ich wohl auch berechtigt war.

Gleichzeitig mit dem obigen Brief an den Wiener Gemeindevorstand sandte ich an Wertheimer nachstehendes Schreiben:

Ew. Wohlgeboren

Habe ich die Ehre, den Empfang Ihres Briefes vom 4.Dec. anzuzeigen. Derselbe gibt mir an sich schon einigermaßen Anlass, meine Angelegenheit auf der in einem vorigen Briefe angedeuteten Eventualitaet beruhen zu lassen. Ueberdies gehen mir heute Mitteilungen von ebenso befreundeter wie massgebender Hand (es ist der Brief von Prof.Graetz gemeint) zu, wonach Dr.Perles seine Candidatur den uebrigen Herren gegenueber fuer ziemlich sicher erachtet und welche in Bezug hierauf die Ablehnung Ihrer Einladung mir zur Pflicht machen. Hiernach bin ich dann allerdings nunmehr in der Lage, jede Mitbewerbung abzulehnen. Forderte es schon das Vertrauen, das Sie mir bewiesen, dass ich Ihnen die Lage der Dinge, soweit ich darf, discretionær auseinandersetze, so wuenschte ich Sie auch zu dem Zwecke zu orientieren, dass Sie mein zugleich mit diesem Briefe abgehendes Ablehnungsschreiben bei Ihrem loebl. Vorstande genuegend und vom richtigen Gesichtspunkte aus (falls solches erforderlich sein sollte) begruenden koennen.

Ich ergreife die Gelegenheit zur Versicherung meiner dauernden Hochachtung und bin

Ihr ergebenster
Guedemann

Magdeburg, 7.December 1865.

Damit war nun auch die Verbindung mit Wien abgebrochen. Der Befoerderung in die beiden groessten juedischen Gemeinden des damaligen Deutschland war ich so nahe gekommen, und nun stand ich wieder auf dem alten

Fleck. Aber ich war dennoch guter Dinge, konnte ich mir doch eingestehen, dass ich weder gegen Berlin noch gegen Wien meiner Ehre das Geringste vergeben, sowie dass ich meiner Freundespflicht treu geblieben war. Wenn ich jetzt diese Darstellung niederschreibe, die meinen Kindern wertvoll, aber auch weiteren Kreisen nicht gleichgueltig sein wird, so freut es mich, sie durch die einschlaegigen Briefe bestaetigen zu koennen. Ich habe sie ohne besondere Absicht aufbewahrt, weil ich damals nicht viel aufzubewahren hatte, spaeter bin ich mit den mir zugekommenen Briefen oft sorglos umgegangen, was ich jetzt bedaure. Auch jene Briefe lagen ungeordnet bei mir 40 Jahre lang, und erst jetzt sind sie mir zu lebendigen Zeugnissen ueber eine der wichtigsten Perioden meines Lebens geworden.

Ueber meinen Verzicht auf die Gastpredigt in Wien, den ich meinem verehrten und unvergesslichen Lehrer, Direktor Dr. Z. Frankel in Breslau, mitgeteilt hatte, schrieb dieser mir folgenden Brief, der zur Charakteristik dieses seltenen Mannes dient und auch sonst von hoechster Bedeutung ist.

Gehaerter Herr Doktor!

Ich druecke Ihnen gern meine Freude ueber Ihren Entschluss aus, nicht nach Wien zur Probepredigt zu gehen. Mein Nichtbeziehen auf Ihre Anfrage konnte als der Ausdruck meiner Abneigung gegen diesen Schritt gelten. Dass ich Ihnen nicht offen abgeraten, lag daran, weil ich Ihnen nicht einen moralischen Zwang auferlegen wollte. Aber nicht nur weil mir nicht angenehm ist, dass sich zwei einstige Kollegen des Seminars als Concurrenten begegnen, sondern weil ueberhaupt
13. J. 1872 (dieser Weg mir zuwiderlaeuft 4. Buch M. 22, 32), konnte ich diesen Schritt nicht billigen, denn er

schien mir nur ein ^{שינוי} ^{התחלתי} (Selbstentwuerdigung)
fuer Sie. Sie haben sich erst in Berlin beworben und Ihre
Gemeinde ist Ihnen mit einer Gehaltszulage und fixen Anstel-
lung entgegengekommen, und nun bewerben Sie sich wieder um
Wien; was soll Ihre Gemeinde hiervon denken, was die Welt
hierueber urteilen? Freilich war Ihre Bewerbung um Wien
schon von jenen anerkennenden Schritten Ihrer Gemeinde einge-
leitet; aber wer ist hiervon in Kenntniss gesetzt? Ich ueber-
lasse Ihnen das Urteil, das man hierueber gefaellt haben
wuerde, sich zu vergegenwaertigen und mache Sie nur aufmerk-
sam, wie wenn Sie in Wien nicht angekommen waeren? In den
Augen Ihrer Gemeinde waeren Sie moralisch discreditiert ge-
wesen, aber noch ueber sie hinaus wuerde man ueber dieses
unruhige Haschen nach grossen Stellen den Kopf geschuettelt
haben. Glauben Sie mir, es wird, auch wenn Sie jetzt ruhig
bleiben, Ihre Zeit kommen. Liegen sie mit Ruhe dem ^{שינוי}
^{התחלתי} (Talmudstudium) und anderen Studien ob, machen Sie
sich noch ferner literarisch bekannt, die Welt bedarf tuech-
tiger Maenner und sie gehet an ihnen nicht vorueber.
^{הוא יתן לך את מקומך} (Von dem Deinigen wird man Dir
geben und auf den Dir gebuehrenden Platz Dich berufen)....

Mit den besten Wuenschen fuer Ihr Wohl

ergebenst

Breslau, 14. Dec. 1865.

Frankel

Was in diesem Briefe von meiner "Bewerbung" um Berlin und Wien ge-
sagt ist, versteht sich, wie ich auseinandergesetzt habe, im passiven
Sinne, denn hervorgerufen durch eine Meldung meinerseits habe ich sie
nicht. Dass der Vorstand in Magdeburg mir im Zusammenhange mit den mir
von Berlin und Wien gemachten Avancen eine Gehaltszulage gegeben und
mich fix angestellt habe, erinnere ich mich nicht mehr. Es wird sich

aber so verhalten haben, wie Frankel schreibt, denn er konnte solche Dinge ja nur von mir erfahren haben. Ich wurde in Magdeburg mit 800 Thalern Gehalt, ohne freie Wohnung, noch Quartiergeld angestellt, im letzten Jahre erhielt ich 1000 Thaler, bezog aber von dem Aufschlag im Betrage von 200 Thalern nur die Haelfte, da ich im Juni 1866 von Magdeburg abging. Demnach wird die Aufbesserung und Fixierung meiner Stellung in dem von Frankel bezeichneten Zusammenhange stattgefunden haben.

In aehnlichem Sinne, wie in dem soeben mitgetheilten Briefe hatte mir Frankel schon fruher geschrieben. Bald nach meiner Ankunft in Magdeburg, Ende 1862 oder im Fruhjahr 1863 war ich naemlich von einem Vorsteher der juedischen Gemeinde in Mannheim, der einmal bei meiner Predigt zugegen war, ermuntert worden, mich um die daselbst frei gewordene Rabbinerstelle zu bewerben. Als ich Frankel um Rat fragte, verwies er mir die Absicht, Magdeburg zu verlassen, mit strengen Worten, denen ich denn auch Folge leistete.

Obwohl ich nun die Verbindung mit Wien abgebrochen hatte, so hatte ich doch das Gefuehl, als ob sie nicht fuer immer geloest waere, ja in meinen geheimsten Gedanken hatte ich die Vermutung, als ob durch meine Ablehnung die Aufmerksamkeit, die mir der Wiener Vorstand geschenkt hatte, nur bestaerkt worden sei. So war es in der Tat, und die in dem Briefe Frankels ausgesprochene Prophezeiung, die ich unterstrichen habe, sollte sich bald erfuellen. Wenige Tage, nachdem ich Wertheimer abgesagt hatte, erhielt ich von ihm nachstehenden Brief:

Wien, 14. December 1865

Gehrter Herr Doctor!

Ich habe mich von Ihrem Absageschreiben in sehr unangenehmer Weise ueberrascht gefunden, und diese Gefuehle werden von meinen saemtlichen Collegen geteilt. Das Bedauern, das ich er-

maechtigt bin, Ihnen im Namen des Gesamtvorstandes ueber diesen Ihren so unerwartet gefassten Beschluss auszudruecken, ist zu aufrichtig gemeint, als dass sich nicht erhoffen liesse, dass Sie nach besserer Informierung ueber die Verhaeltnisse auf Ihre fruhere Zusage (dies kann sich nur auf meinen Brief aus Hannover beziehen) zurueckkommen duerften. Doppelt aber haette ich selbst es zu bedauern, wenn ich durch eine missverstandene Aeusserung meines Briefes dazu beigetragen haben sollte, Sie von Ihrem urspruenglichen Vorsatz abwendig zu machen. Ich bin davon umso mehr entfernt, als die seit Abgang meines letzten Schreibens erlangte vollstaendige Erkenntnis der Sachlage mich zur Ueberzeugung geleitet hat, dass wir Ihre Concurrenz nach dem Ihnen vorangegangenen Rufe eine sehr wuenschaaswerte fuer unsere Gemeinde ist, so das Aufgeben derselben nach keiner Weise motiviert erscheint.

Ich bin weit entfernt es zuruecknehmen zu wollen, dass Dr. Perles einen guenstigen Eindruck sowohl auf mich selbst als auf Andere gemacht habe. Allein meine Ansicht, dass damit nichts weniger als eine gesicherte Wahl fuer P. entschieden sei, und der Concurrenzweg gewiss offen erhalten bleibe, hat sich seitdem noch mehr erkraeftigt. Indem vom Beginn unseres Briefwechsels vorausgesetzten Vertrauen auf Ihre Discretion kann ich Ihnen sagen, dass nach dem ~~MM~~ mehr und mehr zu Tage gefoerderten allgemeinen Urtheil -das mir und meinen Collegen zur Massgabe dienen muss- bei aller Wuerdigung der Verdienste und Persoenlichkeit des Herrn P. doch dessen Erfolg keineswegs ein so durchgreifender (auch im Original unterstrichen) war, um ihm selbst vor den bisher erschienenen Candidaten einen entschiedenen Vorzug zuzuerkennen zu lassen. Freimuetig wie Sie geehrter Herr Doctor, mich bereits erkannt haben, erlaube ich mir nun Ihnen zu bemerken, dass wenn die fruher von Ihnen vorangestellten Scrupeln mir gegenueber dem an Sie ergangenen Rufe von unserm Vorstand und der von Ihnen bereits erteilten Zusage nicht (auch im Original unterstrichen)

gerechtfertigt erschienen, dieselben nunmehr unter den wahrheitsgetreu dargelegten Umstaenden wohl vollends (auch im Original unterstrichen) verschwinden duerften.

Hiernach glaube ich Ihrem erneuten Entschlusse entgegen sehen zu koennen, und da mit 6 Jaenner der eingeteilte Cyclus von Gastpredigten zu Ende geht, so wuerde ich Ihnen vorschlagen, die Ihrige fuer einen der naechstfolgenden Sabbathe im Monat Jaenner einzurichten. Im Hotel Europe duerften Sie am convenientesten wohnen und erlaube mir nur schliesslich Ihnen zu bemerken, dass es nur als ein Missbrauch des mir Ihrerseits geschenkten Vertrauens erscheinen wuerde, wenn ich Sie zur Hierherreise bestimmen wollte, ohne begruendete Chancen fuer den Erfolg wahrzunehmen.

Indem ich hinnach der Hoffnung Raum gebe, binnen wenig Wochen zu Ihrer persoentlichen Bekanntschaft zu gelangen, verbleibe ich hochachtungsvoll

Ihr sehr ergebener
Joseph Wertheimer

Dieser Brief bereitete mir eine grosse Befriedigung, Ich kann jetzt, da ich alt geworden bin, die Gefuehle, die mich damals erfuellten, nicht mehr so wiedergeben, wie sie waren, denn in der Jugend gebaerdet sich in uns alles heftiger und stuermischer und die Farben mischen sich in unbeschreiblicher Geschwindigkeit. Theils war es die reine Freude ueber das mir bewiesene Entgegenkommen von Seiten einer so grossen Gemeinde, die mich beglueckte. Ich hatte der Ehre und Pflicht nichts vergeben, ich hatte die Bruecke abgebrochen, und nun suchte man mich auf trotz meiner Jugend. Theils empfand ich auch eine Genugthuung nach der Zuruecksetzung, die ich in Berlin erfahren hatte. Meine gehobene Stimmung, von der auch meine Frau und Mutter erfuellt waren, sollte aber noch bestaerkt werden. Denn in aller Eile sandte ich den Wertheimerschen Brief an Meinen verehrten Lehrer Frankel und ersuchte

ihn um die Entscheidung darueber, was jetzt zu tun sei. Darauf erhielt ich alsbald die nachstehende Antwort:

Geehrter Herr Doctor!

So wie ich frueher nur zurueckhaltend geantwortet, so rufe ich Ihnen auf Ihren heute eingegangenen Brief zu: *וְיָיָהּ* (Gehe und Gott sei mit Dir).

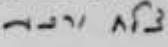
Sie haben wie ein Ehrenmann gehandelt und es ist Ihnen die Ihnen gebuehrende Ehre zu Teil geworden. Sie koennen den Ruf, hinter dem eine Intrigue zu vermuten ungerecht waere, nicht zurueckweisen.

Ich habe Dr. Graetz noch nicht gesprochen und will dieses Schreiben nicht zurueckhalten. Auch weiss ich nicht was ich ihm sagen soll, da Sie wuenschen, dass das Schreiben von Wertheimer ein Geheimnis bleiben soll. In jedem Falle glaube ich ihm mitteilen zu koennen, Sie sind von Wertheimer nochmals dringend aufgefordert worden, und ich werde ihm sagen, dass ich Ihnen nun selbst die Reise angeraten habe. Diese Mitteilung will ich Herrn Dr. Graetz in einigen Tagen machen. Sind Sie anderer Meinung, so schreiben Sie mir sie. Erhalte ich von Ihnen keinen Brief, so sehe ich Ihr Stillschweigen als Einwilligung an und werde dann auch Dr. Perles schreiben, dass ich selbst Ihnen zu Ihrer nunmehrigen Reise geraten habe, da Sie nun *רַחֲמֵי ה' בֵּינוּ* (rein vor Gott und der Welt) sind.

Aufmerksam will ich Sie machen, dass Sie Ihre Predigt so einrichten, dass sie *מִן הַתּוֹרָה* (aus dem Inhalt des Wochenabschnittes entnommen) sei. Bei Perles der dieses unterliess, wurde es sehr getadelt.

Ich lege Ihnen mitfolgende Karte bei, deren Sie sich bedienen koennen. (Ich erinnere mich dieser Karte nicht mehr). Auch koennen Sie Herrn Huebscher, meinen in Wien vieles Ansehen geniessenden Jugendfreund, besuchen. Ich schreibe ihm heute, und werde von Ihnen schon deshalb schreiben, weil ihm sonst mein Schweigen auffallen muesste. Ich wurde auch ueber Sie und

Perles zugleich von Herrn Paul Schiff, der mir zwar persönlich unbekannt ein sehr angesehener Bankier und zugleich Beisitzer des Wiener Vorstandes ist, angefragt.

Und nun meinen aufrichtigen Wunsch  (Glueck auf! Ps.45, 5).

Mit väterlicher Zuneigung
Ihr
Frankel

Breslau, 18.December 1865

Dieser Brief erfuelle mich mit Stolz. Wenn ich das heute niederschreibe, so wird man mich deshalb wohl nicht der Ruhmredigkeit zeihen. Die geschilderten Vorgaenge sind mehr als vierzig Jahre her und ich schreibe ueber mich wie ueber einen anderen. Frankel war seinen Schuelern susserordentlich zugetan, aber er war doch zurueckhaltend und in diesem Ton hatte er noch nicht an mich geschrieben, deshalb erhob mich der Brief und erhoechte meine Festigkeit. Was sonst in dem Brief erwaeht ist, die Vermutung einer Intrigue, die von mir verlangte Geheimhaltung des Wertheimerschen Briefes u.s.w. bezog sich offenbar auf einen an Frankel gerichteten Brief, aber ich erinnere mich seines Inhalts nicht mehr. Der erwaehte Fehlgräff, den Perles bei seiner Probepredigt gemacht hatte, wurde mir bei meiner Anwesenheit als Gastprediger in Wien von einem nunmehr bereits verstorbenen Kollegen, Dr.Nascher erlaeutert. Dieser hatte das Breslauer Seminar besucht, war dann ein sehr beliebter Prediger an einer Privatsynagoge in Berlin geworden, aber durch Aufregungen, die er sich infolge seiner Heirat zugezogen hatte, kam er in eine Irrenanstalt. Davon wusste ich. Als ich nun zwei Tage nach meiner Probepredigt ueber den Rubenring ging, begegnete mir zu meiner Ueberraschung Nascher an der Seite eines anderen, mir unbekannten Mannes. Ich hielt Nascher noch fuer geisteskrank und seinen Begleiter fuer den Waerter, und wusste nicht, wie ich mich verhalten sollte, als

er mich bewillkommente. Die Sacher verhielt sich aber nicht so wie ich vermutete. Nascher verabschiedete seinen Begleiter und ging mit mir. Bei dieser Gelegenheit erzählte er denn auch, dass Perles keinen Text aus dem laufenden Wochenabschnitt, sondern den Satz aus dem 1. Kapitel der "Sprüche der Väter": "Auf dreien Dingen besteht die Welt u.s.w." seiner Predigt zugrunde gelegt hatte. War schon das erstere verwunderlich, so war es das letztere noch mehr, denn die Zuhörer glaubten, wie ~~XXXXXX~~ Nascher witzig ausführte, (in der W~~i~~nterkaelte -es war December- mit-ten sich in den Hochsommer versetzt~~z~~, weil naemlich die "Sprüche der Väter" der fuer diese Zeit bestimmten Liturgie angehören. Auf den sonstigen Inhalt des Briefes komme ich noch zu sprechen.

Sofort nach Empfang von Frankels Brief richtete ich an Wertheimer nachstehendes Schreiben, in dem ich mich zur Abhaltung einer Gastpredigt bereit erklärte und den naechsten in Wien unbesetzten Sabbat dafuer bestimmte.

Magdeburg, 20. December 1865

Sehr geehrter Herr!

Sie sind zu freundlich, wenn Sie mir in Ihrem Briefe vom 14. December in Ihrem und Ihrer Herren Kollegen Namen ein Bedauern ueber den Beschluss zu erkennen geben, den ich in meinen Briefen an Sie und den dortigen Vorstand vom 7. Dec. mitgeteilt habe. Ich erlaube mir nochmals die Versicherung auszusprechen, dass ich zu jenem Beschluss lediglich durch die mehrfach erwahnten Gruende veranlasst worden bin, und fuege antwortlich Ihres juengsten Briefes nur hinzu, dass ich vielleicht infolge eines von anderer Seite mir gewordenen Kommentars Ihrem fruheren Schreiben eine Bedeutung beigelegt habe, welche Sie demselben nunmehr absprechen. (Unter dem "Kommentar" war ohne Zweifel der Brief von Graetz gemeint, der die Wahl Perles' als

sicher hingestellt hatte). Inzwischen glaube ich jetzt Ihrer freundlichen Einladung ohne Gewissenbedenken folgen zu koennen, und ich gedenke somit am 13. Januar K.J. eine Gastpredigt dortselbst abzuhalten. Insofern Ihr juengstes Schreiben zugleich im Namen Ihrer Herren Collegen erfolgt ist, darf ich Sie wohl bitten, denselben von dieser meiner Meinung Mittheilung zu machen u.s.w.

Guedemann

Nun machte ich mich daran, die Predigt auszuarbeiten. Der 13. Januar 1866 war und ich waelte zum Thema die Berufung Moses. Davon handelt zwar eigentlich der vorhergehende Wochenabschnitt (was auch in Wien bemerkt wurde), aber dieser Gegenstand wird doch auch weiterhin behandelt. Am Sonntag den 7. Januar um 11 Uhr vormittag reiste ich ab. Der folgenschwere Schritt stimmte mich ernst, aber mein Schwager Max Brandus begleitete mich in seiner gewohnten herzlichen Teilnahme bis Dresden, wo ich bis Dienstag frueh in seiner Gesellschaft verblieb. Dienstag frueh reiste ich allein weiter nach Prag und in meiner Einsamkeit verfiel ich erst recht in eine ernste Stimmung, die in der Gesellschaft meines Schwagers noch nicht voellig zum Durchbruch gekommen war. Abends um 7 kam ich bei nebligem, recht ungemuetlichen Wetter in Prag an und nahm im Schwarzen Ross Quartier. Hier hatte ich einmal in freudigster Stimmung uebernachtet, das war im Sommer 1858 gewesen, als meine Freunde in Landeshut mit mir eine Spritztour nach Prag gemacht hatten. Bis hierher reichte meine Bekanntschaft mit dem Staate Oesterreich, die sich jetzt erneuerte. Aber diese Erneuerung brachte mir ein Erlebnis, das mich zuerst in grosse Bestuerzung versetzte, das sich aber alsbald in Wohlgefallen aufloeste. In Prag wohnte naemlich der Bruder des Direktors S.K. Frankel, den ich von seinen Besuchen in Bres-

lau her kannte. Diesen wollte ich besuchen. Ich hatte bei meinem damaligen geringen Vorrat an Erfahrung kein Arg daraus, dass es fuer einen Besuch zu spaet war, ich gedachte auch am anderen Morgen frueh zeitig abzureisen und ich sagte mir, dass die Zwangslage, in der ich mich befand, die spaete Besuchsstunde entschuldige. So machte ich mich denn auf nach der Langengasse, wo Frankel wohnte. Auf mein erstes Anlaeuten regte sich nichts, ich laeutete zum zweiten Male und endlich nach laengerer Pause zum dritten Male. Da wurde ploetzlich die Tuer geraeushevoll aufgerissen, vor mir stand mit einer maechtigen Lampe in der Hand neben seiner Frau S.K. Frankel, und ehe ich noch ein Wort vorbringen konnte, schrie er mich an: "Wie koennen Sie es wagen, zu so spaeter Stunde anzulaeuten?" Ich nannte meinen Namen, aber dieser wurde in der Flut von Entruestungen, die Frankel ueber mich ausgoss, ueberhoert, bis endlich nach nochmaliger, lauterer Erwaehnung meines Namens Frankel ausrief: "Ach Sie sind es, entschuldigen Sie ttausend mal u.s.w." Nun folgte die Aufklaerung. Die alten Leute hatten gerade in der Zeitung gelesen, dass ein bejaehrtes Ehepaar in Prag Nachts zu Hause ueberfallen und ermordet worden sei, als ich anlaeutete. Die Schilderung des Schreckens, der die beiden Frankels bei diesem Laeuten ueberlief, erinnerte mich an die Scene wie Buerger den Mitgliedern des Heimbundes eines Abends seine Leonore vorlas, und wie bei dem Verse "Mit schwanker Gert' ein Hieb davor" ein solcher Schlag erfolgte und alle Zuhoeerer entsetzt aufsprangen. Ich musste am Nachtessen teilnehmen und des Entschuldigens war kein Ende. Zuletzte musste ich noch eine fast ganze Torte nebst den besten Wuenschen fuer den Erfolg mitnehmen.

Am anderen Morgen begab ich mich auf die Reise nach Wien. Die abwechslungsreiche Gegend fesselte meine Aufmerksamkeit und zog meine Gedanken von der Heimat ab. Abends um 7 kam ich nach Wien und in einem Einspaenner fuhr ich durch die Jaegerzeile, wie man damals noch ziemlich allgemein die Praterstrasse nannte, in das mir empfohlene Hotel Europe in der Asperngasse. Am anderen Morgen, also Donnerstag frueh, verliess ich das Hotel, um den Gemeinde^sekretaer, den bekannten Dichter Ludwig August Frankl, der damals noch nicht geadelt war, aufzusuchen. Als ich auf der Strasse einen aelteren des Weges kommenden Mann fragte: "Ich bitte Sie, mir gefaelligst zu sagen, wo ich nach der Seitenstettengasse komme", antwortete dieser: "Warten Sie, ich gehe mit Ihnen dahin". Diese Zuvorkommenheit machte aus mich einen ausserordentlichen Eindruck und gab mir einen Begriff von der Wiener "Gemuetlichkeit", von der man mir erzahlt hatte. Nach dem Besuche bei Frankl stellte ich mich dem Prediger Dr. Jelinek vor, der ziemlich kuehl war, sodann ging ich zu Wertheimer, mit dem ich laenger und eingehend mich unterhielt. Ich machte ihm meinen religioesen Standpunkt klar und bemerkte, dass meine konservative Richtung mir in Berlin geschadet habe. Darauf sagte er: "Das wissen wir hier ganz gut, aber was Ihnen in Berlin zum Anstande gereicht hat, das nuetzt Ihnen hier". Ich besuchte ferner Jonas Ritter v. Koenigswarter, einen aeltlichen, kleinen, gedrunenen Mann mit sehr klugen, bebrillten Augen. Ich redete ihn, in Unkenntnis der hiesigen Titilverhaeltnisse, gemaess seiner Zeichnung unter dem Konkursausschreiben "Herr Ritter" an, welche Anrede er ablehnte. Sonst sprach er kaum ein Wort und entliess mich wohlwollend. Redselig war Paul Schiff, dem ich einen Gruss von seinem Freunde J. Levy, dem ersten Vorsteher in Magdeburg, ueberbrachte, denn beide stammten aus Frankfurt a/O. Schiff,

der aus einer grossen Stellung in Hamburg, woher auch seine Frau stammt, in eine ebensolche Stellung nach Wien uebersiedelt war und hier grosses Ansehen genoss, war damals noch ein Mann von grosser Energie und Lebhaftigkeit, die er in Folge eines schaudlichen Prozesses, den er zur Rettung seiner Ehre im Jahre 1868 anstrengen musste und siegreich durchfuehrte, durch die damit verbundenen Aufregungen eingebuesst. Er inquirierte mich gruendlich, unter anderm fragte er mich, ob es wahr sei, dass ich, wie er gehoert habe, mit meiner Frau nicht gut lebe. Wer ihm das eingefluestert hatte, habe ich nie erfahren, aber die Frage brachte mich in solche Erregung, dass er wohl selbst fuehlte, gegen Klugheit und Takt, die ihm sonst im hohen Masse eigen waren, gefehlt zu haben. Er sah in meiner Fassungslosigkeit, in die mich seine Frage versetzt hatte, die beste Antwort darauf, war sehr wohlwollend und lud mich zu Tisch. Nach Beendigung des Mahls kamen seine seltesten Kinder, ein Knabe und ein Maedchen herein und sprachen den ersten Abschnitt des hebraeischen Tischgebetes. Der Vorgang tat meinem religios gestimmten Gemuete sehr wohl, dagegen gewann ich bei Herrn J. Huebscher, dem Jugendfreunde des Direktors, den ich gleich diesem fuer fromm hielt, einen entgegengesetzten Eindruck. Huebscher hatte in der Familie Koenigswarter als Hauslehrer gedient, denn die Schaetzung des Schulbesuchs bildete sich in Wien erst nach der ~~NIXXX~~ Niederlage von 1866 heraus, weil man sagte, der Sieg der Preussen sei dem Schulmeister verdankt worden. Bis dahin liessen die besseren Familien, Christen wie Juden, ihre Kinder durch Hauslehrer und Hauslehrerinnen, meist Leute von oberflaechlicher Bildung, erziehen. Ein bischen Franzoesisch und Englisch, sodann das "Literarische", (ein Ueberblick ueber Geschichte und Literatur)- das war das Bildungsideal der damaligen Zeit. Huebscher fuehrte mich am Freitag Abend zum Nachtessen in die

damals beruehmte juedische Restauration Ehrmann in der Cirkusgasse. Ich war entzueckt, als ich auf den sauber gedeckten runden Tischen Koerbe voehl mit weissen, geflochtenen Mohnbroetchen sah, denn ich hielt sie fuer kleine Barches und dachte, dass hier jedermann "Kiddusch" mache. Aber Herr Ehrmann fuehrte mich nach dem Essen in die Kueche, um mich seiner Frau vorzustellen, aber diese sass und schrieb ganz unbefangen am Sabbat die aus der Kueche geholten Portionen ein -da bekam ich erst den rechten Begriff von dem religioesen Standpunkt des Herrn Huebscher und in meiner damaligen Unerfahrenheit konnte ich es mir nicht zusammenreimen, dass der Direktor einen in religioesen Dingen so ganz anders gearteten Jugendfreund haben sollte. Huebscher war uebrigens ein saehr rechtschaffener, guter Mensch, auch ein treuer Jude, aber ein Genussmensch, der nie *à la fortune du pot* mitass, sondern auf den die Hausfrau sich vorbereiten musste, und an den Genussmenschen durfte die Religion keine Ansprueche stellen. So waren alle jene Erzieher geartet, die ich damals als bejahrte ledige Maenner antraf. Er hat im Jahre 1879 meiner Frau ein Gebetbuch geschenkt mit der Widmung: "Der Gottesfuerchtige der Gottesfuerchtigen!" Er durfte sich ohne Zweifel so nennen, aber ich hatte in den ersten Jahren meiner Stellung in Wien manche scharfe Auseinandersetzung ueber religioese Dinge mit ihm, denn er wollte, dass ich in dem Strom der Gleichgueltigen mitschwimmen sollte, waehrend ich in meiner damaligen religioesen Heissbluetigkeit vondem alles verflachenden Genussleben, das noch ein Residuum aus der Gentsischen Zeit war und das alle Kreise in Wien, Juden und Christen beherrschte, nichts wissen wollte.

Ich will die Erzaehlung von meinen damaligen Besuchen fortsetzen, obwohl ich nicht mehr weiss, welche davon in die Zeit vor der Probepredigt und welche nachher fallen.

In dem Rabbiner Eleasar Horwitz, dem ich meine Aufwartung machte, lernte ich einen schoenen alten, nach alter Weise theologisch gebildeten Mann kennen. Er war aus der Pressburger Jeschiwa unter R. Moses Sofer hervorgegangen, nahm aber in der Wiener Gemeinde keine besondere Stellung ein, denn hier galt nur der Prediger, der Rabbiner war ein Fleischbeschauer. Horwitz kam an jedem Sabbat, an welchem Mannheimer predigte, in den Stadttempel, um die Predigt zu hoeren, nachdem er seinen Gottesdienst in der kleinen, finsternen und versteckt gelegenen "Schoenlatternschul" verrichtet hatte. Die Anhoerung der Predigt wurde von Horwitz, wenn sie ihm nicht ausdruecklich vom Vorstande vorgeschrieben war, so doch bestimmt erwartet, etwa so wie im Mittelalter die Juden die geistlichen Missionspredigten zwangsweise anhoeren mussten. Als Mannheimer nach dem Tode des Schulrates Perl in Galizien diesem eine Gedenkrede widmete und den Rabbiner Moses Sofer in despektierlicher Weise zum Vergleiche heranzog, verliess Horwitz ostentativ das Gotteshaus. Der erste Vorsteher und Erbauer des Stadttempels, M.L. Biedermann, stellte Horwitz deshalb zur Rede und soll ihm bei dieser Gelegenheit den Hut vom Kopfe heruntergeschlagen haben. So wurde mir damals oder nachher erzahlt. Dass man dergleichen mir erzahlen konnte, charakterisiert hinlaenglich den Vorsteher wie den Rabbiner. Bei Horwitz traf ich dessen Sohn Gustav wieder, der einige Zeit am Breslauer Seminar gewesen war, von wo ich ihn kannte, und der mir nun in der grossen, mir fremden Stadt manchen guten Dienst leistete.

Einer der interessantesten Besuche war der bei Ignaz Kurand^a~~er~~, dem Gruender der "Grenzboten", jetzigem Herausgeber der "Ostdeutschen Post", der auch dem Vorstande angehorte. Er empfing mich in seiner einfachen Wohnung in der Baeckerstrasse sehr wohlwollend und erzaehte mir mit

grosser Lebhaftigkeit und reichem Pathos von seinem bekannten Prozess mit dem katholischen Haudegen und Redakteur der Kirchenzeitung, Pater Sebastian Brunner. Dieser Prozess hatte eben stattgefunden und war zu Gunsten Kuranda's entschieden worden. Indem Kuranda einiges aus seiner Verteidigungsrede wiedergab, erwahnte er auch Manetho, sprach diesen Namen aber immer Manetho mit langem e aus, worueber ich meine Verwunderung ausdrueckte. Kuranda ~~KHM~~ nahm aber die vorlaute Bemerkung gutmuetig auf und erwiderte, dass man hier so sage. Man kuemmerte sich in der Tat zu jener Zeit in Wien nicht viel um Laengen und Kuerzen.

Auch den Dichter des Ghetto, Leopold Kompert, der gleichfalls dem Vorstande angehorte, besuchte ich. Er war zugleich mit dem Rabbiner Horwitz, ebenfalls kurz zuvor in einen Prozess wegen des Messias verwickelt gewesen, ueber welchen -naemlich den Messias-Graetz einen Artikel geschrieben hatte, der in dem von Kompert herausgegebenen Jahrbuch erschienen war und gegen den Dr. Hildesheimer, damals in Eisenstadt, alle Rabbiner durch ein Cirkular zum Kampfe aufgerufen hatte. Auch mir war dieses Cirkular zugegangen und es schmeichelte mir, dass man von mir, der ich eben erst Rabbiner geworden war-es war 1863- die Unterschrift verlangte. Aber eine innere Stimme hielt mich davon ab sie zu geben. Haette ich es getan, so waere ich fuer Wien unmoeglich gewesen. Bei Kompert wohnte dessen Schwiegervater, Jakob Levy, ein alter, halbblinder, aber im Talmud sehr bewanderter Mann, der fruher in Pressburg gewohnt und dort unter dem Rabbiner Moses Sofer eine grosse Rolle gespielt hatte. Er war es auch gewesen, der die Braut des letzteren, eine Tochter des R.Akiba Eger in Posen, eingeholt hatte, als sie zur Vermaehlung -sie war die zweite Frau des R.Moses Sofer und die Mutter seiner Kinder- nach Pressburg kam. R.Moses hatte sie vorher nie gesehen,

da aber doch der Augenschein nach religioeser Vorschrift unerlaesslich war, so liess er diesen durch eine Deputation, darunter auch Jakob Levy, besorgen. Dieser drueckte das Resultat der Entrevue in dem Psalmvers aus: "Von Gott ist dies ausgegangen, sie ist wundervoll in unsern Augen". Die geistreiche Benuetzung des Psalmverses hat mir Levy selbst erzaehlt, wie er denn ueberhaupt ein geistreicher Mann war. Ich hatte mich verspaetet, als ich zu Kompert kam, mein Besuch war um eine Stunde frueher angesagt worden, aber durch irgend eine, mir heute nicht mehr erinnerliche Abhaltung war eine Verzoegerung eingetreten. Als mich nun Kompert seinem Schwiegervater vorstellte, trat dieser ganz nahe an mich heran, um mich in Augenschein zu nehmen (wie ehemals die Verlobte des Moses Sofer), und sagte dann mit Ruecksicht auf meine Verspaetung hebraeisch: "Um eine Stunde und darueber kann der Mensch sich irren". "Oh", sagte ich, "Sie denken an die Meinungsverschiedenheit von R.Meir und R. Jehuda in Pessachim" (die daselbst p.II diskutiert wird). Diese Schlagfertigkeit kam mir sehr zu Statten, denn der alte Mann hatte mich auf den Zahn fuehlen und sehen wollen, ob ich im Talmud zu Hause sei, und als ich gluecklicherweise die Bekanntschaft mit dem beruehmten Thema bekundete, erstrahlte sein Gesicht vor Freude, er winkte Kompert bedeutsam zu und auch dieser laechelte beifaellig und zufrieden. Von einem "Prediger" erwartete und forderte man damals kaum Vertrautheit mit dem Talmud, um so mehr ueberraschte ich dadurch.

Auch mit ~~XXXXX~~ meiner Probepredigt, die ich in dem grossen Leopoldstaedter Tempel abhielt, hatte ich Glueck. Man verstand mich in allen Raeumen, die aber nicht sehr angefuellt waren, und ich gefiel. Das verkuendete mir als das allgemeine Urteil Rudolf Fuchs, ein Freund

meines Freundes Benjamin Szold, der auf diese gemeinschaftliche Freundschaft hin sich mir vorgestellt hatte und mit dem ich, nachdem er jahrzehntelang mein Sekretär gewesen und in hohem Alter pensioniert wurde, bis heute in freundschaftlicher Verbindung geblieben bin. Wertheimer sagte von meiner Predigt beifällig, man habe darin deutlich das Astwerk gesehen, womit er den logischen Aufbau charakterisieren wollte. Die Predigt ist gedruckt in der kleinen und einzigen Predigtsammlung, die ich herausgegeben habe. Auch Simon Szanto, der Herausgeber der einflussreichen, jetzt längst eingegangenen "Neuzeit" besuchte mich, spendete mir Beifall und lud mich für den Abend in sein Erziehungsinstitut, das er leitete und in dem die Barmizwafeier eines Zöglings gefeiert werden sollte. Bei dem Gastmahl war auch Ludwig August Frankl, mit Orden behangen, und dessen Frau zugegen, sowie der Bruder Szanto's und viele andere Gäste. Vor dem Essen fragte mich der Hausherr Simon Szanto, ob ich ein Käppchen bei mir hatte. Das gefiel mir als ein Zeichen dafür, dass man KKK von mir jene religiöse Haltung erwartete, die meiner Gesinnung entsprach. In Wahrheit erwartete er aber wohl, dass ich die Frage verneinen und ohne Käppchen essen sollte. Bei der Tafel feierte mich Frankl so, dass ich fast erröthete, aber ich gewann immerhin einen guten Eindruck, dem bald nach meinem Amtsantritt eine arge Enttäuschung folgte.

Andern Tages, am Sonntag, nahm mich Gustav Simon mit auf den Friedhof in Währing. Es wurde nämlich die hochbetagte Mutter des Vorstehers Jakob Brandeis begraben. Sie war die Tochter des hochberühmten Rabbiners in Puerth, Salomon Cohn, gewesen, des Verfassers der Gutachtensammlung der 1820 gestorben ist und wohl verdient hätte, in der Jewish Encyclopedia eines eigenen Artikels gewürdigt zu werden.

Jelinek, der gerade ein geschwollenes Gesicht hatte, hielt eine schoene Trauerrede, die auch gedruickt ist.

Von meinen sonstigen Erlebnissen in Wien ist nur noch in ~~XXXXXX~~ Erinnerung geblieben, dass ich das Burgtheater besuchte und "Brutus und Collatinus", eine Tragoedie, wie ich glaube von Lindner, sah. Die Wolter, Wagner und Lewinsky machten auf mich einen gewaltigen Eindruck.

Dienstag oder Mittwoch reiste ich in einem Zuge nach Hause und war herzlich froh, als ich mich wieder in dem Kreise der Meinigen befand. Nun kamen ungewisse Tage und Wochen, die einen schwankenden, unbehaglichen Seelenzustand herbeifuehrten. Zwar schrieb mir mein Freund Jakob Egers aus Berlin mit Ruecksicht auf zwei meiner Mitbewerber, Sonnenschein und Ehrenteil: "Der Sonnenschein wird Dir zu Gute kommen und der Ehrenteil Dir zufallen", aber ich stand doch vor einer Ungewissheit, die mich beunruhigte, und andererseits schreckte ich beinahe vor der Gewissheit des Sieges zurueck, denn ich schied ungern aus dem gewohnten Kreise. Waehrend so die Tage sich fortspannen, erhielt ich eines Tages einen Brief von dem bereits erwachten Sohne des Wiener Rabbiners, Gustav Horwitz, worin er mir ans Herz legte, irgend eine Protektion fuer mich aufzubieten. Es hatte naemlich nach mir noch Dr. Landsberg aus Darmstadt gepredigt, der bereits im J.1857 mit Jelinek konkurriert hatte, und fuer diesen haette die Direktion der Darmstaedter Bank bei den juedischen Finanzmaennern in Wien Propaganda gemacht. Als ich dies erfuhr, schrieb ich sofort an J.T. Goldberger in Berlin und sagte ihm, dass ich bisher Protektion weder genossen, noch nachgesucht haette. Ich wollte allein meinen Weg machen. Nun aber erfuhr ich von Einmischungen maechtiger Protektoren in die Wiener Wahl zu Gunsten eines Mitbewerbers. Da sei ich denn auch berechtigt, mich um Protektion zu bemuehen. Bei

der Berliner Wahl haetten Paul Mendelsohn und Gerwon Bleichroeder mir ihre Stimmen gegeben, ob er -Goldberger- geneigt sei, diese Herren zu veranlassen, in Wien etwas fuer mich zu tun. Darauf erhielt ich folgenden Brief:

Berlin d.19.Februar 1866

Mein sehr lieber Herr Doctor!

Waehrend ich Ihnen fuer Ihre gef.gestrigen Mitteilungen recht freundlichst danke, ist es ja bei meinem aufrichtigen Interesse fuer Sie ganz selbstverstaendlich, dass ich sofort unser Anliegen bei Geh.Rat Bl. (Bleichroeder) vorbrachte und wenn auch nicht fuer Heute, wo derselbe ausserordentlich viele persoенliche Abhaltungen hat, so habe ich doch fuer morgen das ganz bestimmte Versprechen eines an Herrn v.G. (Goldschmidt) direct zu richtenden Empfehlungs-~~MYXX~~ briefes erhalten und da ich den Abgang noch selbst observieren werde, koennen Sie fest darauf rechnen, dass das betr. Schreiben am dieswoechentlichen Donnerstag in Wien sein wird. Ich bin soeben damit beschaeftigt, den Sachverhalt und die Empfehlungsart Herrn Geh.Rat Bl. zu seiner Bequemlichkeit nochmals zu unterbreiten und indem ich mich gross freuen wuerde, wenn Sie mir demnaechst guenstiges melden koennen, erwidere ich Ihre Gruesse von Haus zu Haus waermstens und bleibe in gewohnter Freundschaft und Wertschaetzung

Ihr

Goldberger

Kaum war dieser Brief in meinem Hause angelangt, so kam auch schon das folgende Schreiben:

Berlin d.20.Februar 1866

Mein sehr lieber Herr Dr!

An mein Gestriges anreihend, muss ich Sie von einem, wie ich ueberzeugt bin, recht guenstigen Zwischenfall unterrichten: Es ist naemlich heut bei Geh.Rat Bleichr. ein ausschliess-

lich Ihre Wahl betreffendes Informations-Schreiben des Herrn v. Goldschmidt eingetroffen und es konnte demgemäss das soeben zur Post gegebene Antwortschreiben des Herrn Bleichr. noch eingehender und der Sachlage entsprechender abgefasst werden; Herr v. Goldschmidt spricht sich uebrigens anerkennend ueber Ihre Frohepredigt und Ihr persoenliches Erscheinen aus und da auch er die moeglichste Beschleunigung der gewuenschten Auskuenfte erbeten, duerfte die Wahl wahrscheinlich am naechsten Sonntag (zum Guten) vollzogen werden und ich bitte Sie, es bei Ihrem Wiener Freunde zu veranlassen, dass mir direkt hierher das Ergebnis auf telegr. Wege angezeigt werde, oder wenn dies zu umstaendlich sein sollte, so bitte ich Sie, mir sofort von Magdeburg aus zu telegraphieren.

Inzwischen nochmals herzlichsten Gruss in
gewohnter Freundschaft und
Wertschaetzung
Goldberger

So sollte mir auch die Protektion erspart werden, die ich im letzten Augenblicke, notgedrungen, angerufen hatte. Es waere fuer mich ein drueckendes Bewusstsein gewesen, mich dieser Kruecke bedient zu haben, Gott hat es so gefuegt, dass das beabsichtigte spontane Empfehlungsschreiben Bleichroeders durch die inzwischen eingetroffene Anfrage des Herrn von Goldschmidt aus Wien in ein Antwortschreiben umgewandelt wurde. Ich muss hierbei also nochmals dankbar des Herrn J.T. Goldberger gedenken, indem ich von ihm Abschied nehme, denn weiter begegnen uns unsere Wege nicht, aber in dieser doppelten Wahlangelegenheit hat er sich als einen Freund bewiesen, wie es wenige giebt: ein Mann auf dem Platze, immer dienstwillig und voll herzlicher Teilnahme.

Um dieselbe Zeit erhielt ich von Wertheimer aus Wien folgenden Brief:

Wien 20. Februar 1866

Lieber, sehr geehrter Herr Doctor!

Ich halte es fuer meine Pflicht, Ihnen mit Wendung der Post auf Ihr heute erhaltenes Schreiben zu antworten. Sie haben mir nicht nur im Interesse meiner Gemeinde, die ich nun seit etlichen und dreissig Jahren vertrete, sondern auch persoenlich von Mensch zu Mensch eine allzu warme Teilnahme eingefloesst, als dass ich Sie einer unnoetigen Beunruhigung einen Augenblick ueberlassen moechte.

Lassen Sie sich weder von Zeitungsreclamen, noch von sonstigen Intriguen wie leiten. Es ist wahr, dass dieselben zu Gunsten eines spaeter aufgetretenen Concurrenten, welchen weder bei dem Comite, ~~XXXXX~~ noch bei dem sonst massgebenden Teil der Gemeinde Anklang gefunden hat, ins Werk gesetzt wurden, es ist aber ebenso wahr, dass das fuer die Predigerwahl eingesetzte Comite, welchem ich vorzustehen die Ehre habe, sich von diesen durchschauten Umtrieben nicht beirren laesst, und nach bestem Wissen und Gewissen ebenso einmuetig fuer Ihre Wahl als gegen diejenige des Concurrenten sich ausspricht. Mir gebietet die Klugheit hierueber die strengste Discretion zu wahren. In 8-10 Tagen wird die Sache zur definitiven Entscheidung vor das Gesamtplenun, zu welchem alle Comiteglieder zaehlen, kommen. Ich hege die besten Hoffnungen, dass wie es mir mit Gottes Huelfe gelungen ist, waehrend meiner dreissigjaehrigen Laufbahn so manches durchzusetzen, was ich zum Heile unserer Gemeinde erspriesslich erachtete, es mir auch gelingen werde, unterstuetzt von gleichgesinnten Freunden Ihre Acquisition, auf welche ich den aufrichtigsten Wert lege, durchzusetzen. Ich moechte nicht einen Tag laenger das vorgesteckte Ziel meiner Laufbahn verzoegern, wenn es mir wider alles Vermuten nicht gelingen sollte. In die Laenge duerfte die Angelegenheit keineswegs gezogen werden, da das Comite auf Beseitigung erweiterter Concurrenz antraegt.

Wie ich Sie bereits kennen gelernt habe, ersachte ich es ueber fluessig, Ihnen das unverbruechlichste Schweigen ueber diese rein confidentiellen Mitteilungen zu empfehlen. Ich werde dieselben in dem Augenblicke wieder aufnehmen, als ich Ihnen Weiteres in dieser Angelegenheit zu berichten haben werde. Ich hoffe, dass es zu unserer beiderseitigen Befriedigung geschehen wird, da ich die warmen Sympathien, die ich fuer Sie hege, von der weitaus ueberwiegenden Majoritaet unseres Vorstandes geteilt sehe.

So viel fuer heute von Ihrem
Hochachtungsvoll ergebenen
Joseph Wertheimer

Das war ein ermutigender, beglueckender Brief. Zum ersten Male seit 41 Jahren habe ich ihn jetzt, bei der Abschrift, wieder gelesen, und es erwacht in mir abermals das Frohgefuehl, das mich erfuehlt haben muss, als ich ihn vor 41 Jahren, unmittelbar nach dem Empfang las und den Meinigen vorlas. Aber auch tiefe Dankbarkeit erfuehlt mich von Neuem fuer den edlen, nun schon seit Jahrzehnten dahingeschiedenen Mann, der mir leediglich aus dem Streben nach dem Guten eine solche Freundschaft bewies und bekundete.

Nach diesem Briefe erhoelte sich die Aufregung bei mir und den Meinigen. Da kam am 25. Februar, wir befanden uns noch bei Tische, die folgende Depesche:

Rabbiner Guedemann Magdeburg

Gesamtvorstand erwaehlte Sie heute zum Prediger Wiener Cultusgemeinde. Bringe dessen wie eigene aufrichtige Glueckwuensche. Weiteres brieflich.

Wertheimer.

Von Prag depeschierte der Bruder des Direktors, Salomon Frankel, mit dem ich eine so eigentuemliche Begegnung hatte, als ich ihm auf der Reise nach Wien einen Besuch machte:

Telegraphische Nachricht, dass Sie einstimmig zum Rabbiner in Wien heute gewaehlt wurden. Gratuliere
Salomon Frankel.

Dieser also hatte die Drahtnachricht von meiner Wahl erhalten. Dies war wohl auch bei Goldberger der Fall, der in seiner herzlichen und begeisterten Weise folgende Depesche schickte:

Meine aufrichtigste herzliche Gratulation zu Ihrer heutigen Wiener Wahl. Moege unsere heilige Sache stets triumphieren.
Familie Goldberger

Ich setze noch die nachstehenden Depeschen her von dem Sohn des Wiener Rabbiners, Dr. Gustav Horwitz und dem Bethausvorsteher Gustav Simon, die gleich von Anfang an sich fuer meine Wahl lebhaft interessiert hatten. Der erstere depeschierte:

Zur einstimmigen Wahl herzlichste Glueckwuensche, Gemeinde Stimmung freudigst erregt. Auch mein Vater sehr zufrieden.
Dr. Gustav Horwitz.

Von dem letzteren kam folgendes Telegramm:

Simon, Dr. Engel gratulieren Dr. Guedemann und Wiener Cultus-gemeinde zur einstimmigen Predigerwahl, voller Freude gruesst
Gustav Simon.

Der hier erwahnte Dr. Maximilian Engel war Mitglied des Vorstandes und hatte eine Stellung in der Redsktion der amtlichen "Wiener Zeitung" inne. Die Einstimmigkeit der Wahl bestaetigte sich nicht, der Vorsteher Jakob Brandeis hatte, wie er mir nachmals erzaehte, Dr. Landsberger versprochen, ihm seine Stimme zu geben. Die uebrigen Stimmen fielen, soweit ich weiss, auf mich. Es kamen auch Telegramme von meinen Geschwistern und Freunden, denen ich meine Wahl telegraphisch mitgeteilt hatte, und zahlreiche Mitglieder der Magdeburger Gemeinde, die nicht durch Geschaeft abgehalten waren -es war gerade Sonntag- erschienen, um meine Mutter, meine Frau und mich zu beglueckwuenschen. Es war ein Tag grosser Freude. Man wird es mir nicht verdenken, dass ich jetzt die veraechtliche

Schilderung, die in dem Berliner Circular von mir und meinen Faehigkeiten auf Grund des entstellten Frankelschen Berichtes gegeben worden war, mit dem in Wien mir zu Teil gewordenen Erfolge verglich, und dass ich ueber den letzteren eine umso groessere Genugtuung empfand, je tiefer jenes Pasquill mich verletzt hatte.

Einige Tage darauf kam nachstehender Brief von Wertheimer:

Wien, den 25. Februar 1866

Geehrter Herr Doctor!

Ich beziehe mich auf das Telegramm, das ich Ihnen Namens des Vorstandes vor einer Stunde schickte und Ihnen zu Ihrer heute stattgefundenen Erwaehlung Glueck wuenschte.

Ich freue mich wahrhaft und aufrichtig darueber, mein lieber Doctor, und sehe Gottes allguetigen Beistand in dieser mir so sehr am Herzen liegenden Angelegenheit. Moegte der heutige Tag wie ich es hoffe und wuensche, ein Tag des Segens unserer Gemeinde und Ihnen selbst seyn!

Es ist mir auch lieb Ihnen vor mehreren Tagen sofort geschrieben und Ihre Bedenken ueber die Sachlage zerstreut zu haben. Zu Ihrer vorlaeufigen Privatkenntnis will ich Ihnen auch mitteilen, dass Ihre Berufung auf die ehrenvollste Weise fuer Sie vorging. Nachdem das Comite sich vor 8 Tagen fuer Sie declarirt hatte, fand heute die Plenarsitzung des Gesamtvorstandes statt. Derselbe war beinaeh vollstaendig vertreten, da von 20 nur 2 Mitglieder wegen Abwesenheit fehlten. Auf Grund eines sehr umstaendlichen Referats des Dr. Kompert fand ein kurzer Meinungsaustausch statt, worauf der Antrag auf geheime Ballotage gestellt wurde. Es ergab sich, dass von den 18 Vorstandsmitgliedern 17 Stimmzettel Ihren Namen enthielten, und nur 1 den des Dr. Landsberger; und auch hier war die Stimmabgabe nur auf Grund eines fruheren Engagements erfolgt.

Das Comite, das bisher in dieser Angelegenheit gewirkt hat, und an dessen Spitze ich stehe, wurde in Permanenz erklaert, und ist beauftragt, sich mit Ihnen, geehrter Herr Doctor, ueber

alles weiter zu verabredende ins Einvernehmen zu setzen. Im Vorhinein erscheint uns jedoch allen eine muendliche Besprechung der Correspondenz vorzuziehen. Es erschien uns daher sehr wuensenswert, wenn Sie es ermoeeglichen koennten, sich dieserhalb nach dem Pessachfest wieder hierher -selbstverstaendlich unter Verguetung Ihrer Reisekosten- zu begeben. Jedenfalls aber wollen Sie gefaelligst die Einleitungen treffen, um die hiesige Stelle sobald als moeglich anzutreten, da wir die Luecke so rasch als es tunlich ist ersetzt zu sehen wuenschen. Unser Secretaeb Dr. Frankl meinte, es kann sich dies schon bis Schwuoth machen? Wenn dem so waere, waere es sehr schoen, da bis zum Neujahrsfeste noch laenger als 1/2 Jahr ist. Wie Sie bereits wissen, ateht Ihre Wohnung naechst dem Leopoldstaedter Tempel frei und wird kaum besonders zeitraubender Herrichtungen beduerfen.

Einstweilen stehe ich Ihnen gern zu Diensten, um Ihnen auf dem Correspondenzwege alle Auskuenfte zu erteilen, die Ihnen wissenswuerdig erscheinen. Sagen Sie mir auch ganz rueckhaltlos, was Sie sonst auf dem Herzen haben; ich schmeichle mir, dass wir bereits so zueinander stehen, dass wir uns gegenseitig Vertrauen schenken duerfen.

Ebenso wolle sich Ihre liebe Frau, an welche ich unbekannterweise meine Empfehlungen und Glueckwuensche zu bestellen bitte, sich ohne alle Foermlichkeit an die meinige wenden, die ihr sehr gerne schriftlich und muendlich mit ihrem Rat, wo sie dessen beduerfen koennte, zur Hand seyn will.

So viel fuer heute in Kuerze von Ihrem achtungsvoll

ergebenen

Joseph Wertheimer.

Auch dieser von Liebenswuerdigkeit ueberfliessende Brief erweckt in mir in dem Augenblicke, da ich ihn hier niederschreibe, die Vorstellung von dem erhebenden Eindrucke, womit er mich erfuehlt haben muss, als ich ihn empfang. An eine Reise nach Wien war aber nicht zu denken und noch weniger an eine so schnelle Uebersiedlung, wie sie Wertheimer wuenschte.

Denn jetzt wurde mir Magdeburg und unsere dortige Verwandtschaft und Bekanntschaft erst recht lieb und ich mochte diese Beziehungen nicht so schnell aufgeben. Andererseits darf ich nicht vergessen zu betonen, dass mich die Wahl ganz besonders deswegen gluecklich machte, weil man sie nicht von Bedingungen und von der Beantwortung von Gewissensfragen abhaengig gemacht hatte. Dergleichen ist jetzt bei der Wahl von Rabbimern leider ueblich, und der junge Mann wird bei seiner Begierde nach Erlangung der Stelle in eine Zwangslage versetzt, die ihn von vornherein die Gelegenheit, aus der Erfahrung zu lernen und danach seine Entscheidungen zu treffen, abschneidet. Wenn ich auch nicht zu fuerchten hatte, dass man in Wien einderartiges Verhoer mit mir anstelle, so war doch wohl die Besorgnis, dass es geschehen koennte, einer der Beweggruende, die bei meinem Entschlusse, keinen Besuch in Wien zu machen, mitwirkten. Ich besitze noch andere Briefe von Wertheimer aus dieser Zeit, die alle denselben Geist des Wohlwollens und der Liebenswuerdigkeit bekunden und in denen er ueber mancherlei Fragen, die sich damals, wie natuerlich, mir aufdraengten, Auskunft gab. Sie ihrem ganzen Umfange nach wieder zu geben, liegt gleichwohl kein Anlass vor, dagegen ist Einzelnes immerhin der Wiedergabe wert. So hatte ich, eingedenk der mir von meinem verehrten Lehrer Direktor Frankel erteilten Weisungen und meinem eigenen Wunsche entsprechend, verlangt, nicht bloss als Prediger, sondern auch als Rabbiner angestellt zu werden. Darauf antwortete Wertheimer in einem Briefe d.d. Wien 4. Maerz 1866, von dem ich den Anfang hersetze: "Sehr geehrter Herr und Freund! Indem ich mit Genugtuung den schoenen Titel annehme, den Sie mir mit Ihrem lieben Brief vom 27. v. Mts. gaben u.s.w." und in dem es dann ueber das erwachte Verlangen heisst: "Das Comite wuerdigt Ihren Wunsch, als Prediger und Rabbiner angestellt zu werden,

und wird bemueht sein, demselben Rechnung zu tragen. Es muss Sie jedoch bitten, diesen Punkt noch in der Schwebe zu lassen, da einige Erörterungen der bezueglichen Feststellung voranzugehen haben. Ich will Sie aber -im vorausgesetzten strengen Vertrauen- ueber die Natur dieser Erörterungen nicht im Dunkeln lassen. Es lag von vornherein in unserer Absicht, die Stelle eines Rabbiners und Predigers nicht fuerder jener Sonderung Preis zu geben, die zu manchen Missverstaendnissen bedauerlicher Art fuehren koennten. Allein hierbei waltet ein Umstand ob, den Sie gewiss zu wuerdigen wissen werden. Jellinek, der vor 8 Jahren angestellte Prediger, ist nur als solcher, nicht als Rabbiner, der er ist, angestellt, und wurde sein gleichartiges Verlangen darum zur Zeit nicht beruecksichtigt, weil man dem juengeren Prediger unmoeglich eine Suprematie vor dem alten (Mannheimer) einraeumen konnte. Offen gestanden waltet nun Aehnliches in Ansehung Ihrer und J. vor, und werden Sie selbst einsehen, dass dessen einstige Stellung nicht in unverdient kraenkender Weise praepjudiziert werden kann. Es ist daher im Zuge, das Princip einer strengen Coordinierung auch in diesem Betracht, und durch ein mit Dr. Jellinek zu pflegendes Einverstaendnis moeglicher Weise durchzufuehren." Diese Mitteilung, insbesondere der von mir unterstrichene Passus, enthaelt die interessante Notiz, dass der Vorstand der Wiener Gemeinde sich schon damals, und zwar mote proprio, mit der Absicht trug, den historischen Titel Rabbiner wiederherzustellen, und dass auch Jellinek bei seiner Anstellung auf diesen Titel Anspruch erhoben hatte. Seit Begrueendung der Hamburger Reformgemeinde (1819) war dieser Titel vor den "Predigern" fallen gelassen worden und in Vernachlaessigung, wenn nicht gar in Verachtung geraten. Auch Mannheimer hatte sich gegen Zunz, wie aus dem von

Maybaum herausgegebenen Briefwechsel dieser beiden Maenner hervorgeht, wegwerfend ueber diesen Titel ausgesprochen. Das Weitere ueber diese Angelegenheit, soweit sie mich betrifft, wird im Verlaufe der Schilderung meines Lebens, an geeignetem Orte mitzuteilen sein.

Wie meine Wahl in Wien weite Kreise der Magdeburger Bevoelkerung, und nicht bloss der juedischen, interessierte, davon ein Beispiel. Als ich eines Tages einen Brief von Wertheimer erhielt, fand ich auf der Rueckseite den Vermerk: "Herzlichen Glueckwunsch von Ihrem ergebensten Gehr". Dies war ein Postbeamter, den ich einmal fluechtig kennen gelernt hatte. Auch die Zeitungen, zumal die juedischen, besprachen das Ereignis. Von allen diesen Besprechungen habe ich nur eine Berliner Korrespondenz des "Ben Chananja" (herausgegeben von dem Oberrabbiner Loew in Szegedin) aufbewahrt, weil sie meinem Wesen und der Sache am meisten zu entsprechen schien. Wer der Verfasser dieser Korrespondenz war, habe ich nie erfahren. Sie findet sich in Nr.12 des erwaehten Blattes vom 21. Maerz 1866 S.234 und lautet folgendermassen: "H.Berlin, 12. Maerz. Soeben erhalte ich die neueste Nummer Ihres durch seinen reichen Inhalt trotz Bonner und Wiener Anathema* auch im Norden sich immer fester einbuergernden "Ben Chananja". So waere denn ein drohender Konflikt zwischen den beiden Grossstaaten erledigt! Auch hier hatte man es noch nicht ganz aufgegeben, Dr. Guedemann wieder auf die Kandidatur zu bringen. Nun ist der Wuerfel gefallen.- Wien hat sich -es scheint beinahe so- sichtlich beeilt, Dr.G. zu acquirieren. Und er ist -das muss Freund und Feind eingestehen-, eine Acquisition. Er ist zwar -wobei seine Jugend mit ins Gewicht fallen muss- noch kein bedeutender Gelehr-

* Gemeint ist die "Zeitung des Judentums" von Philippson, der zur Zeit in Bonn wohnte, sowie die "Neuzeit" von Szanto in Wien.

ter; allein Erudition kann man erringen, und mehr als blosser Ansatz zur Gelehrtheit bringt Dr.G. doch mit -dafuer buergen, wie bei ihm, so bei allem aus dem Seminar Hervorgegangenen die dort angestellten regelmassigen Studien. Allein Dr.G. ist ein Charakter, ein Mann von dem Frankel zur Zeit (das Urteil ist hier bekannt worden) hierher schrieb "der eher bricht, denn er biegt". Seine Richtung ist die milde gemaessigte, einzig und allein mit der Wissenschaft sich vereinende des Breslauer Seminars; ihr Motto: das historische Judentum und keine Extravaganz nach rechts oder links. Solcher Charaktere bedarf unsere Gegenwart noch mehr, als der Talente. Was ~~XX~~ das rednerische Element betrifft so wird der neu kreierte Prediger wohl zunachst neben Jellinek einen schweren Stand haben -allein auch hier besitzt Dr.G. eine glueckliche natuerliche Begehung und eines -was schon oft mittelmaessigen Rednern zum Siege verholfen ueber bedeutendere groessere -"einen Brustton der Ueberzeugung". Allgemein wird seine Wahl als der bedeutsamste Triumph gefasst, den das Breslauer Seminar bisher gefeiert".

In einer anderen Korrespondenz derselben Nummer des "Ben Chananja" war d.d. Wien, Ende Februar, S.23, folgendes ueber mich gesagt: "Waehrend ich dieses schreibe, kommt mir die Nachricht zu: habemus papam, der Prediger ist ernannt. Wieder eine Sorge weniger. Mein gutunterrichteter Berichterstatter vom gruenen Tische, sonst ein gutmuetiger Mensch, der aber nicht ganz frei von Malicen ist, meint, den Ausschlag fuer den fast einstimmig gewaehlten Herrn Dr.M. Guedemann habe gegeben, weil dieser sehr fromm sei und stets ein Kaepchen trage. Nun die Kaepchen werden teurer werden, und dieser Industriezweig wird in Flor kommen. Doch, Scherz bei Seite, Herrn Dr. Guedemanns Predigt hat ~~XXXXXXXXXXXX~~ entschieden gefallen, wenn wir auch gewuenscht haetten, dass er am

Sabbat den Text aus dem Wochenabschnitte genommen und nicht aus ; er erfreut sich in der Gemeinde, wo er jetzt im Amte ist, eines guten Rufes, er hat ein wissenschaftliches Streben, hoffen wir daher, dass er der Wiener Gemeinde und die Wiener Gemeinde ihm gefallen werde. Gar leicht darf er freilich die Sache nicht nehmen, wenn er das Amt und nicht das Amt ihn ehren soll.

(Die Beduerfnisse Israels sind zahlreich). Der sel. Mannheimer klagte wiederholt darueber, dass ihm die Amts-und Berufsgeschaeft keine Zeit zum Studium goennen. Herr Dr. Jellinek, der frueher mit seinen Produktionen oefters auf dem literarischen Markt erschienen ist, veroeffentlicht jetzt zumeist bloss Predigten; auch ihn drueckt "das Joch" des Amtes. Herr Dr. Guedemann hat sich aber noch einen Namen zu erwerben. Moege ihm dieses gelingen."

Ob dieser Wunsch in den 42 Jahren, die nunmehr seit dem Erscheinen jener Korrespondenz abgelaufen sind, in Erfuellung gegangen ist, muss ich Anderen zu Beurteilung ueberlassen. Inzwischen sind es, wie ich jetzt im Juni 1912 nachtrage, 46 Jahre geworden!

V.

Die Zwischenzeit

Mit diesem Ausdruck bezeichnete man in dem mittelalterlichen Schulwesen der Juden den Zeitraum zwischen den beiden Semestern. Es war nicht eigentlich eine Ruhepause oder Vakanz, denn das Studium kannte keine Unterbrechung, aber die Scholaren trafen die Wahl der Akademie, der sie sich zuwenden wollten, und die Lehrer des niederen Unterrichts suchten sich eine neue Stellung, wenn ihnen die fruehere nach Ablauf eines Semesters gekuendigt worden war. Es war also etwas Halbschlechtes und Schwankendes in dieser Zwischenzeit. Eien solche machte auch ich jetzt

durch. Meine Stellung in Magdeburg hatte ich gekuendigt und die in Wien noch nicht angetreten, so pendelte ich gleichsam zwischen den beiden Staedten hin und her. Dadurch wurde ein Zustand innerer Unruhe erzeugt, der durch mancherlei Aufgaben des Abschiednehmens und der Vorbereitung der Uebersiedlung auch aeusserlich saechtbar und fuehlbar wurde. In einer verhaeltnismaessig ~~XXXXXX~~ kleinen Gemeinde, die Magdeburg damals noch war, hat der Rabbiner Beziehung zu jedem einzelnen, und so machte ich auch bei jedem Mitglied der Gemeinde meinen Abschiedsbesuch, was viel Zeit in Anspruch nahm. Ich vernahm bei diesen Besuchen mancherlei Ansichten, die meisten fanden es begreiflich, dass ich die Wahl in Wien angenommen hatte, aber viele erblickten darin eine unberechtigte Zuruecksetzung der Magdeburger Gemeinde, die, wie sie sagten, ebenso bedeutend wie die Wiener sei. Es war ein entschuldbarer Nativismus, der die eigene Heimat allen anderen Orten vorzog. Immerhin begleiteten mich die Segenswuensche aller und ich hatte die Empfindung, dass ich waehrend meiner nur vierjaehrigen Taetigkeit in Magdeburg das Wohlwollen der Gemeinde errungen hatte. Dann nahm ich auch von den verschiedenen Ausflugsorten Abschied, die ich, hauptsaechlich in der Begleitung des Kantors Nathanson, aufzusuchen gewohnt gewesen war. Einer dieser Orte heisst Arakau. Dahin pflegten wir die Elbe entlang besonders an den Sabbatnachmittagen des Sommers zu wandern und verbrachten in dem Garten einer dortigen Wirtschaft bei dem Genusse von Butterbrod und Milch oder Bier angenehme Stunden. Als ich schon geraume Zeit in Wien war, schrieb mir mein Schwager Max Brandus, der Wirt in Krakau habe ihm mitgeteilt, dass ich das letzte

Butterbrod, das ich bei ihm genossen, noch nicht bezahlt haette, ich K koenne jedoch beruhigt sein, da er -mein Schwager- die Rechnung beglichen habe. Dies war aber auch die einzige Schuld, die ich in ~~MAGDEBURG~~ Magdeburg zurueckgelassen hatte. Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, dass ich trotz des geringen Gehaltes, das ich in Magdeburg bezog, nie etwas auf Borg nahm, sondern meine Ausgaben strenge nach meinen Einnahmen einrichtete, darin hatte auch der ausserordentliche Wirtschaftssinn meiner seligen Frau mich aufs Beste unterstuetzt, und so habe ich es bis auf den heutigen Tag gehalten, denn auch meine zweite Frau, die Gott erhalte, ist von dem gleichen Sinn fuer Ordnung im Haushaltswesen beseelt. Dass das Butterbrod in Krakau unbezahlt geblieben war, ruehrte daher, dass ich am Sabbat nicht bezahlte und an einem Wochentag nicht mehr dahin gekommen~~XX~~ war, um den Sabbatimbiss, wie ich zu tun pflegte, nachtraeglich zu bezahlen. Hiermit sei die Butterbrod-Episode, die uebrigens mir und denen ich sie erzaehte, viel Spass bereitete, abgetan.

Viel ungewohnte und deshalb anstrengende Beschaeftigung verursachte uns auch der Verkauf unserer Moebel. Wertheimer hatte naemlich geschrieben, dass der Wiener Vorstand fuer die Einrichtung unserer Amtswohnung Sorge trage, wir brauchten deshalb unser Mobilier nicht mitzunehmen und der durch den Verkauf derselben erzielte Gewinn kam meinem ohnehin nur spaerlich ausgestatteten Portefeuille sehr zustatten. Dagegen mussten Waesche, Kleider, Porzellan und sonstiger Hausrat gepackt und nach Wien geschickt werden, wegen des zollfreien Eingangs nach Oesterreich hatte ich mich mit der oesterreichischen Botschaft in Berlin in Verbindung gesetzt. So hatten ich und meine Frau die Haende voll zu tun, die Tage vergingen in Arbeit und an den Abenden waren wir dann mit unseren Verwandten vereint, sprachen von der Vergangenheit und der

Zukunft, wobei dann, je naeher der Zeitpunkt der Trennung heranrueckte, uns oft eine wehmuetige Stimmung ueberkam und meine Frau und deren Schwester zu Traenen geruehrt wurden.

Aber alle diese persoentlichen Angelegenheiten traten in meiner Erinnerung zurueck hinter den grossen politischen Begebenheiten, welche diese Zwischenzeit ausfuellten und die den Krieg von 1866 vorbereiteten. Ich kann Anfang und Ende dieses Zeitraums nicht besser illustrieren als durch die Mitteilung, dass, als ich im Januar 1866 zur Abhaltung meiner Probepredigt in Wien weilte, Papier- und Silbergulden al pari standen, dass aber im August desselben Jahres, als ich in Wien zu bleibendem Aufenthalt eintraf, Silbergeld daselbst fast garnicht mehr zirkulierte. Statt dessen gab es Gulden- und Zehnkreuzerscheine, welche letztere in einer gewissen Anzahl zu einem grossen Bogen vereinigt waren. Obwohl ich in Magdeburg dem politischen Leben gaenzlich fern stand, so war ich doch Zuschauer der Zusammenballung des politischen Gewoelks und Beobachter der Volksstimmung, die in den Zeitungen und in den Unterhaltungen zum Ausdruck kam, und diese persoentliche Erfahrung kann durch keine nachtraegliche Geschichtsverstellung von welcher Seite immer alteriert werden. Der Mittelpunkt der allgemeinen Aufregung war der Minister von Bismarck. Alle Freisinnigen, darunter auch der Redakteur der Magdeburger Zeitung und Abgeordnete Hoppe, waren gegen ihn. Sie hatten die Empfindung, die auch die breiten Massen des Volkes beherrschte, dass durch diesen Mann, wie er es nachmals selber zugestand, das Recht von der Gewalt bei Seite geschoben wurde. Dies entsprach nicht der preussischen Tradition, die gerade durch ein lebhaftes Rechtsgefuehl getragen war. Es ereigneten sich Vorkommnisse, die man frueher nicht fuer glaeblich gehalten hatte, so jener Prozess beim Kammergericht, in dem zwischen "Aeusserungen" und "Meinungen" ein Unterschied gemacht wurde, um die Redefreiheit und Unverantwortlichkeit

der Abgeordneten zu beschränken. Auch die ungesetzliche Zusammensetzung des für die Entscheidung dieser Frage im ministeriellen Sinne berufenen Gerichtshofes wäre früher nicht möglich gewesen. Man musste in Magdeburg leben, um den Hochmut und die Eigenmächtigkeit der preussischen Junker der Altmark zu kennen. Ich erinnere mich, dass damals ein Herr v. Waldow-Steinhövel im Herrenhause sagte: "Wir waren früher in der Mark Brandenburg, als die Hohenzollern." Dem Overbürgermeister Hasselbach von Magdeburg wurde von den Junkern im Herrenhause einmal zugerufen: Was zahlt Herr Hasselbach? Dass dieser hochmütige Zug auch die Handlungsweise des Herrn v. Bismarck beherrschte, davon hatte jeder freisinnige Preusse die klare Empfindung. Von der einen Seite wurde dieses Auftreten verspottet, so wurde Bismarck einmal in einem Abort auf dem Bahnhofe in dem pommerschen Städtchen Belgard eingesperrt. Aber auch in ernster Weise remonstrierte man, indem die ausgegebenen Kassenscheine von vielen Seiten nicht angenommen wurden. Die Opposition verschwand freilich im Handumdrehen und machte der Bewunderung Platz, als bald nach der Eröffnung der Feindseligkeiten gegen Oesterreich durch die am 3. Juli erfolgte Schlacht bei Königgrätz der Sieg der preussischen Waffen entschieden und dadurch auch die Diplomatie Bismarcks glänzend gerechtfertigt wurde. Wer aber die Volksstimmung zu beobachten Gelegenheit hatte, die über die das allgemeine Rechtsgefühl erschütternden Schritte und Massnahmen Bismarcks empört war, der musste es begreiflich finden, dass der König Georg von Hannover sich den Unternehmungen Preussens gegen Oesterreich nicht anschloss. Er hatte in einer Proklamation erklärt, dass er es "als König, als Mensch, als Christ" nicht tun könne und er hatte damit unzweifelhaft ehrlich, wenn auch nicht klug gehandelt. Seine Ehrlichkeit kostete ihn sein Reich. Für

den "beschränkten Untertanenverstand", wie einst der Minister von Rochow gesagt hatte, richtiger fuer den gesunden und unverdorbenen Menschenverstand war diese Wendung umso schmerzlicher, als im H. 1848 der fluechtige Prinz von Preussen, nun Koenig Wilhelm I. im Georgengarten in Hannover einen Rettungsort gefunden hatte. Jetzt musste der einstige Retter vor dem Geretteten fluechten. Aber die Menschen sind vergesslich. Inzwischen hatten sich die politischen Verhaeltnisse immer mehr auf den Ausbruch der Feindseligkeiten zugespitzt und der Krieg stand vor der Tuer. Es gab kein langes Besinnen mehr fuer mich, ich musste trachten, aus Magdeburg weg zu kommen. So hielt ich denn am meine Abschiedsrede in einem ziemlich leeren Tempel und sprach zum letzten Male das Gebet fuer den preussischen Landesherrn. Es war am 16. oder 17. Juni. Unmittelbar darauf reisten wir, meine Mutter, meine Frau und ich nach Hildesheim. Die verhaeltnismaessig kurze Reise erlitt doch manche Unterbrechung, denn bereits zogen die Preussen als Feinde in das Koenigreich Hannover ein und haeufig musste unser Zug halten, um den Militaerzug vorbei zu lassen. In ziemlich truer Stimmung kamen wir nachmittags in Hildesheim an und wurden auch von den Unsrigen in solcher Stimmung empfangen. Die nun folgenden Tage, an denen die Nachrichten vom Kriegsschauplatz einander jagten, waren fuer uns sehr peinlich. Die Hildesheimer und so auch meine Familienangehoerigen waren natuerlich voller Jubel, wenn die Kunde von einem siegreichen Fortschritte der Preussen einlief. Mit dem Jubel ueber den preussischen Erfolg mischte sich dann der Spott ueber Oesterreich. Aus einem Gedicht des Kladderradatsch machte ein Vers die Runde "Rieke nimm die Loeffel weg- Es kommt der Herr von Benedek." Mir schnitt dieser Jubel und Spott ins Herz. Seltsam genug, denn mein ganzes bisheriges Leben, mein Bildungsgang, meine politische Gesinnung wurzelte

in Deutschland, ich war Deutscher mit Leib und Seele und waere auch entschlossen mit in den Krieg gegen Oesterreich gezogen, wenn es die Verhaeltnisse so mit sich gebracht haetten. Nun aber hatte mein Leben ploetzlich eine andre Wendung genommen, die nach Oesterreich wies. Diese Wendung, sowie das Mitgefuehl mit den Unterlegenen, brachte mich in Konflikt mit den Meinigen und allen Bekannten. kurz ich befand mich in einer hoechst unerquicklichen Lage. Da traf nach wenigen Tagen des Kampfes die Nachricht von der Entscheidungsschlacht bei Koeniggraetz (3. Juli) ein, und ich musste aus dem siegreichen Deutschland in das geschlagene Oesterreich ziehen. Gegen Mitte Juli machten wir uns auf die Reise, die wir auf einem Umweg zuruecklegten, da der direkte Weg durch Boehmen versperrt war. Der Abschied, besonders von der Mutter, mit der ich durch vier Jahre wieder zusammen gelebt hatte, sowie von dem Meinen wurde mir und meiner Frau sehr schwer. Wir fuhren zunaechst nach Hannover und von da ueber Kassel nach Frankfurt. In Mainz fanden wir bei der Familie Bondi eine sehr freundliche Aufnahme, denn ein Mitglied dieser ausgezeichneten Familie, Herr Jonas Bondi, war haeufig in Geschaeftsangelegenheiten in Magdeburg gewesen und hatte mich immer besucht. Von Mainz aus mussten wir unsere Reise mit dem Wagen fortsetzen. Es war ein schoener, sonniger Morgen, in dem wir dahin fuhren, als uns zwei sueddeutsche berittene Soldaten mit vorgestreckten Pistolen entgegen kamen. Unfern von der Landstrasse hatten wir einen Soldaten im Grase liegen gesehen; als wir den Reitern davon Mitteilung machten, antwortete einer von ihnen: "Den habe mir d'erlegt". Als hoerte ich diese Antwort jetzt, so deutlich schwebt sie mir vor. Aber die ganze Scenerie und unsere Stimmung waren so, dass wir fast unempfindlich wurden und nur ans Weiterkommen dachten. Unter diesem Eindruck ist mir

der Fortgang meiner Reise fast ganz aus dem Gedächtnis geschwunden. Ich weiss nur, dass wir in Mannheim meinen einstigen Kollegen vom Seminar her, Dr. Traub, der jetzt hier als Arzt wirkte, in der "Landkutsche", einem Gasthause, spaet am Abend fuer einige Augenblicke sprachen. Dann sehe ich mich auf der Eisenbahn, die wir wohl erst in Heidelberg wieder benutzen konnten, auf der Reise nach Muenchen. Hier fanden wir wieder in der Familie des Herrn Wilhelm Fraenkel, an den uns Bondis von Mainz aus empfohlen hatten, einen hochwillkommenen Ruhepunkt. Die ueberaus gestliche Aufnahme, war fuer uns eine Erholung und eine Erquickung nach den mancherlei Beschwerden und Aengsten unserer Reise, wir fuehlten uns in dem Fraenkelschen Kreise wie zu Hause oder unter Verwandten, besonders in Folge der ganz ausserordentlichen Zuvorkommenheit und Liebenswuerdigkeit der Hausfrau, die eine geborene Auerbach, Tochter des damaligen sehr gelehrten und sehr frommen Rabbiners in Halberstadt war. Wir mussten nicht bloss alle Mahlzeiten an ihrem Tische einnehmen, sondern sie ging mit uns und machte Zu Wagen Ausfluege mit uns, um uns alle Sehenswuerdigkeiten in und um Muenchen zu zeigen. Wir konnten uns vortauschen, Vergnuegungsreisende zu sein, waehrend wir doch in Wirklichkeit unter sehr ernstern Verhaeltnissen reisten und einer ungewissen Zukunft entgegen gingen. Der angenehme Rausch verflog denn auch bald. Wir fuhren mit der Eisenbahn nach Salzburg. Am Billetschalter in Muenchen weigerte sich der Beamte einen Augenblick, preussische Scheine als Zahlung anzunehmen, das war noch eine Nachwirkung des eben beendigten Bruderkriegs, aber die Weigerung dauerte nicht lange und wir bekamen unsere Billette. Ich glaube, es war Freitag Nachmittag, dass wir in Salzburg ankamen. Hier verbrachten wir den Sabbat und den darauffolgenden Tischebe-Aw (22. Juli). Wie sehr spiegelte sich die Erinnerung an die Zerstoe-

rung Jerusalems und seines Heiligtums in der Zerstoerung, die der eben beendigte Krieg herbeigefuehrt, und die er auch in unseren Gemuetern zurueckgelassen hatte. Unsere Verstimmung war ueberdies durch eine Begegnung bei der Zollrevision in dieser oesterreichischen Grenzstadt noch vergroessert worden. Als man uns bei der Ankunft auf dem Bahnhofe fragte, ob wir Zollpflichtiges mit uns fuehrten, verneinte ich die Frage und stellte den geoeffneten Koffer dem Zollbeamten zur Verfuegung. Waehrend dieser aber in dem Koffer kramte, merkte ich ploetzlich, dass sich jemand an meinen hinteren Rocktaschen zu tun machte. Ich vermutete, es sei ein Taschendieb und drehte mich schnell um, in der Absicht, das Vorhaben des Diebes zu vereiteln. Wie erstaunt und entruestet war ich aber, als ich einen Zollbeamten erblickte, der sich dieses buchstaeblich hinterlistigen Verfahrens schuldig machte. Es war eine hoechst unliebsame Erfahrung, die sich mir auf diese Weise schon an der Schwelle meiner neuen Heimat aufdraengte, sie wurde mir spaeter der Schluessel fuer das Verstaendnis so mancher Hinterlist, Verschrobenheit und Unwahrhaftigkeit, die ich auf allen Gebieten des oeffentlichen und Privatlebens wahr zu nehmen Gelegenheit hatte. Das war noch eine Folge der Konkordatszeit und ihrer die Schleichwege statt der geraden Wege beguenstigenden Einfluesse.

Am anderen Morgen fuhren wir nach Linz. Hierher hatten sich, wie wir bald erfuhren, viele Einwohner Frags vor den Preussen gefluechtet, es ging deshalb am Bahnhofe sehr lebhaft zu. In dem Omnibus, der uns ins Hotel brachte, befand sich auch ein Herr mit einem preussischen Hinterladegewehr, das in dem abgelaufenen Kriege sich so bewahrt hatte. Das Gewehr gehoerte, wenn ich mich recht erinnere, einem Grafen Mansdorf und der Mitreisende war entweder er selbst oder sein Diener. Das Gewehr erregte bei den Passagieren grosses Interesse und jeder wollte die Ein-

richtung mit eigenen Augen sehen. So verfolgten uns die kriegerischen Ereignisse auf Schritt und Tritt. Nachdem wir uns im Hotel gesäubert und umgekleidet hatten, besichtigten wir die Stadt. Linz hat seit Jahren eine angesehene Judengemeinde. Damals wusste ich garnicht, ob ueberhaupt dort Juden vorhanden seien. Es waren ihrer auch nur wenige, wie ich bald erfuhr, und die religioesen Angelegenheiten besorgte ein Herr Stern, der spaeter nach Manchester gegangen ist und dort das Amt eines Kantors ~~XXXXX~~ bekleidet hat. Ihn suchten wir auf und mit grosser Zuvorkommenheit fuehrte er uns spazieren, zu Mittag auch in die Restauration, die ein selterer Herr, Sonnenschein, inne hatte. Dieser bewahrte eine gewisse Zurueckhaltung, als wir um ein Mittagbrot ersuchten, als aber Stern mich als den neuen Prediger der Wiener Judengemeinde vorstellte, da wurden er und seine Frau die Zuvorkommenheit selbst. Es wurde uns das Schoenste und Beste aufgetragen und es mundete uns ausserordentlich. Nach dem Braten bedeckte ich mich, um das Tischgebet zu sprechen, aber Sonnenschein, der eben eine Schuessel voll Mehlspeise auftrug, war ueber die vorzeitige gottesdienstliche Verrichtung ganz entsetzt. Ich handelte eben nach meiner norddeutschen Gewohnheit und hielt den Braten fuer das Ende der Mahlzeit, da Mehlspeisen bei uns wie wohl ueberall damals in Norddeutschland nur bei feierlichen Gelegenheiten auf den Tisch kamen. Indess machte ich der Verlegenheit des Wirts bald ein Ende, und wir sprachen der Mehlspeise tapfer zu. Da ereignete sich folgende ^{komische} ~~tragische~~ Begebenheit: Wie wir eben unsere Mahlzeit beendet hatten, wurde die Tuer geoeffnet und herein traten Herr S.K. Frankel aus Prag, der Bruder des Seminardirektors in Breslau, samt Gattin, dieselben, denen ich auf der Reise zur Probepredigt durch meinen spaeten Besuch einen grossen Schreck eingejagt hatte, wie ich oben erzaehlt habe. Sie hielten sich jetzt in Linz als Fluechtlinge von den Schrecken des Krieges auf

und speisten bei Sonnenschein. Wir hatten ihnen aber das fuer sie bestimmte Menu weggegessen, wie sie und wir zugleich jetzt erfuhren. Wir begriffen nun auch Sonnenscheins anfaengliche Zurueckhaltung gegen uns. So unangenehm die Sache fuer Frankels war, so freuten sie sich auch mit hungrigem Magen aufrichtig mit uns und nahmen des Zwischenfall heiter auf. Nach laengerer Unterhaltung verabschiedeten wir uns und brachten den Nachmittag auf einem Spaziergang in der Umgebung von Linz zu. Frueh am andern Morgen, Dienstag d. ~~XX~~ 24. Juli, begaben wir uns auf die Eisenbahn und nun hiess es, die letzte Etappe unserer Reise zu beschliessen. Es war ein wunderschoener Morgen, die wechselnden Landschaftsbilder fesselten unsere Aufmerksamkeit, waehrend ernste Gedanken ueber ~~XX~~ die uns bevorstehende Zukunft den Einschlag in die bunte Reihe von Eindruecken bildeten. Immer naeher kamen wir unserem Ziele, da stand endlich der Zug und es erscholl der Ruf: Wien!

Hier sollte ich nun ein neues Kapitel, ja ein neues Buch, mein eigentliches Lebensbuch beginnen, ich will jedoch noch ueber alle mit der Reise zusammenhaengenden, oder von ihr abhaengigen Einzelheiten berichten. Von Muenchen aus hatte ich Ludwig August Frankl, dem Gemeindegemeinsekretar, Tag und Stunde unserer Ankunft angezeigt. Ich weiss nicht mehr, ob ich damals erwartete, dass man mir einen Empfang bereiten werde. Da fuer war freilich die Zeit meiner Ankunft unguenstig genug, denn in dieser Jahreszeit befand sich halb Wien auf dem Lande. Genug, ich schaute mich auf dem Bahnhof um, ob nicht etwa ein Mitglied des Vorstandes uns begruessen werde, als ploetzlich der Inspektor des Leopoldstaedter Tempels, Herr Kreuzer, auf uns zueilte. Ich hatte ihn schon gelegentlich meiner Probepredigt kennen gelernt. Er war ein kleiner, beweglicher und zuvorkommender Herr, der die Honaurs ganz gut zu machen wusste.

Wir fuhren unter seinem Schutze in einem offenen Fiaker nach Hause, und besonders die Mariahilferstrasse machte durch ihre Belebtheit auf uns, besonders aber auf meine Frau, einen gewaltigen Eindruck, waehrend die oestliche Seite des Ringes, die wir dann passierten, noch sehr viele Luecken und Reste des ehemaligen Stadtgrabens, besonders gegenueber dem Stadtpark, aufwies. Endlich hielten wir vor unserem zukuenftigen Wohnsitz in der Leopoldstaet, Ferdinandstrasse Nr.23. Ich habe achtundzwanzig Jahre dort an der Seite meiner geliebten seligen Frau gelebt, es waren schwere Jahre, schwer durch die Kaempfe, die ich zu ueberstehen hatte, um Fuss zu fassen und mich durchzusetzen, schwer auch durch die langwaehrende Krankheit meiner Frau, die mit ihrem Tode in der jetzt so freudig von ihr begruessten Wohnung endete. Meine Frau war ganz gluecklich, als sie die uns bestimmten Zimmer, die von dem Vorstand mit einer zwar einfachen aber netten Einrichtung versehen waren, betrat. Mir war aber doch weh zu Mute, als ich durch die blanken und wohnlichen, jetzt vom Sonnenlichte durchfluteten Raeume ging: kein Freund, keine Ansprache, wir fuehlten uns vereinsamt und verlassen. Unsre Habseligkeiten lagen noch in den Kisten, die lange vor uns angekommen waren, verpackt, es mussten deshalb sogar die Bettb und die Bettwaesche fuer uns ausgeliehen werden. Zu Mittag ward uns das Essen aus der Restauration geschickt. Nach dem Essen legte ich mich ermuedet von der Reise und der Tageshitze schlafen, wie ich mich aber vom Kanapee erhob, war mein Hals wie zugeschnuert, ich hatte mir eine heftige Halsentzuendung zugezogen, denn ich hatte bei offenem Fenster geschlafen. Das also war der Willkommengruss des Wiener Klimas. Dabei ermangelten wir noch jedweder Bedienung. Von der Antrittspredigt am naechsten Sabbat, dem "Sabbat Nachm^u" konnte, das

fuehlte ich, keine Rede sein. Das bestaetigte auch der herbeigerufene Arzt. Dieser war der als Politiker und von seinem Auftreten im J.1848 her bekannte und hochgeschätzte Dr. Adolf Fischhof, eine hohe Gestalt mit ergrauendem langen Barte, eine patriarchalische Erscheinung. Er blieb fuer die naechste Zeit unser Hauserarzt, ging dann aber nach Emersdorf in Kcernten, wo er auf einem Landsitz seine letzten Lebensjahre zubrachte. Es freut mich, diesen durch alle Mannestugenden ausgezeichneten Menschen kennen gelernt zu haben. Nach seinem Tode wurde seine Leiche in Wien unter grosser Teilnahme feierlich bestattet und ich habe ihm die Leichenrede gehalten, die auch gedruckt ist. Inzwischen zog sich meine Halsentzuendung laengere Zeit hin und ich lernte nur die wenigen Besucher, die bei mir vorsprachen, kennen. Nach vierzehn Tagen war ich doch so weit, meine Antrittsrede ~~XXXXXX~~ halten und mich der Gemeinde vorstellen zu koennen. Dies geschah am Sabbat , den 11. August 1866, in dem nur spaerlich besetzten Gotteshause. Damit hatte ich mein Amt angetreten und damit nimmt der andre und weitaus inhaltsreichere Teil meines Lebens, mein Leben und Wirken in Wien seinen Anfang.

Zweiter Teil

I.

Wien vor fuenfzig Jahren.

Wenn ich daran gehe, von meinem Leben und Wirken in Wien zu erzahlen -ich schreibe dieses einige Tage nach meinem 73. Geburtstag- so moschte ich vor allem mit der Gegenwart und mit der Lobpreisung Gottes beginnen, der an mir das Wort der Verheissung verwirklicht hat: "Groesser wird die Ehre dieses zweiten Hauses sein, als die des ~~XXXXXX~~ ersten" (Hagg.29) Denn ein zweites Haus hat mir Gott errichtet. Nach dem Tode meiner ersten Frau, der am 13. Januar 1894 erfolgte, verheiratete ich mich am 6.Maerz 1895 mit meiner jetzigen Frau, Ida geb. Sachs aus Breslau, Gott erhalte sie!. Ich stand damals im 60. meine Frau im 26. Lebensjahre, der Abstand der Jahre war gross, aber er hat sich in unserer nunmehr dreizehnjaehrigen Ehe nie bemerkbar gemacht, und Gott hat unsere Ehe mit vier gesunden und wohlgebauten Kindern gesegnet, Franzi, die eigentlich nach meinem und meiner Frau Wunsch Fanni nach meiner seligen Frau haette heissen sollen (was aber mein ehrwuerdiger Kollege, Rabbiner Jakob Fleissig, der uns auch getraut hat, widerrriet, weshalb wir uns begnuegten, ihr den an Fanni wenigstens anklingenden Namen Franzi zu geben), ferner Josef, so benannt nach meinem seligen Vater, Bona, die nach meiner seligen Mutter, und Leo, der nach dem seligen Vater meiner Frau heisst, Gott segne sie alle.* Ihnen zu Liebe schreibe ich, wie ich schon im Eingange bemerkt habe, die Erinnerungen meines Lebens nieder, denn sie koennen daraus lernen, dass auch ein bloss auf sich selbst gestellter Mensch, der ohne jedes Vermoeen

* Im Juli 1910 trage ich hier nach, dass unsere Bona leider vor fast 2 Jahren an Kinderlaehmung erkrankte. Moege Gott ihr baldige Genesung schenken. Im Jahre 1914 ward uns im Februar unsere treue Franzä, unser aeltestes Kind, durch den Tod entrissen. Ein unstillbares Weh bedrueckt mein Herz.

vom Elternhause in die Fremde zieht, und ohne menschliche Hilfe und Protektion seinen Weg verfolgt, auf rechtschaffene Weise zu einem ehrenhaften Ziele gelangt, wenn er Gott und der eigenen Kraft vertraut. Meine jetzige Frau war meiner ersten Frau nicht unbekannt, denn sie hatte haeufig in Gemeinschaft mit der Frau Charlotte Cohn, deren Gesellschafterin sie war, im Tempel in der Leopoldstadt neben ihr gesessen. Da war es auch einmal vorgekommen, dass meine sel. Frau ihr am Neujahrstage einen guten Mann wuenschte, was ich freilich erst spaeter von meiner jetzigen Frau erfahren habe. Ob dieser Wunsch in Erfuellung gegangen ist? Wenn ja, so war er doch von meiner seligen Frau nicht so gemeint gewesen wie er sich erfuehlt hat. So weissagen die Menschen, ohne zu wissen, was sie weissagen. Als nun das Trauerjahr zu Ende war, da kam die Schwiegertochter der vorgenannten Frau Cohn, Frau Camilla, Gattin meines Freundes Salo Cohn zu mir und sagte mir: "Sie muessen wieder heiraten, und zwar Ida Sachs". Wie in Folge einer ploetzlichen Eingebung war ich sofort entschlossen, dem Rate der Frau Cohn zu folgen, ich umarmte sie und dankte ihr, denn ich war ganz gluecklich und fuehlte mich von dem Druck der Vereinseimung befreit. Dieser lastete schwer auf mir, denn wie dies in Wien so ist, obwohl ich bereits 28 Jahre in Wien zugebracht hatte, so fehlte es mir doch an gesellschaftlichen Verkehr, es war weder ein Verwandter noch ein Jugendfreund da, mit dem ich mich aussprechen konnte, und selbst an Feiertagen nahm ich Mittags und Abends mein Mahl allein. Es hatten wohl meine Verwandten in Magdeburg wiederholt Tage und Wochen bei mir zugebracht, auch war es mein Wunsch gewesen, ein Maedchen aus diesem Kreise zu heiraten, aber ich fand kein Gehoer. So entschloss ich mich denn jetzt schnell, den Rat einer klugen und wohlmeinenden Freundin und ueberaus edlen Frau zu befolgen. Meine kuneftige Frau nahm gleichfalls den Antrag der Frau Cohn

an, obwohl ihr bei dem Abstand der Jahre es ihr gewiss nicht leicht fiel, auch hatte ihr der eine und andere widerraten, aber sie wohnte im Hause ihrer Verwandten Max Fraenkel und Caecilie Fraenkel, die ich noch als Lehrer in Breslau in der Religionsschule unterrichtet hatte und die mich von daher kannten. Auch war Herr Fraenkel Prokurist im Hause Salo Cohn's und hatte Gelegenheit, mich oft dort zu sehen und zu sprechen. Wenn diese lieben Leute, von denen leider Max Fraenkel wenige Jahre nach meiner Verheiratung starb -er hinterliess das beste Andenken im Kreise seiner Bekannten und ganz besonders bei uns- nun auch den Entschluss meiner Frau, mich zu heiraten, nicht durch direkte Beeinflussung bestimmten, so trug doch ohne Zweifel der Eindruck, den sie seit ihrer Kindheit von mir besaßen und den sie seit ihrem Aufenthalt in Wien erneuerten und bestärkten, mit zu diesem Entschlusse bei. Am 10. Februar 1895 verlobten wir uns und am 6. März darauf fand die Trauung in kleinem Kreise in der Fraenkelschen Wohnung, Gimnistrasse 15 in Doebbling durch meinen Freund Rabbiner Jakob Fleissig s.A. statt. Er sprach nur die vorgeschriebenen Benediktionen, aber wir waren sehr gerührt, und als ich in der Nacht mit meiner Frau nach Hause fuhr, weinten wir beide. Besonders lag mir eine Frage auf dem Herzen: "Werde ich nun auch in dieser zweiten Ehe keine Kinder bekommen?" Mir wäre sie dann ganz nutzlos erschienen. Ich hatte einmal während unserer Verlobungszeit diese Eventualität mit meiner damaligen Braut besprochen, sie antwortete heiter: "Das wäre langweilig", mir jedoch war bei dieser Antwort nicht heiter zu Mute. Aber die Psalmworte (128,3), die mir Rabbiner Fleissig zu Ende der Trauung in hebraeischer Sprache zurief: "Dein Weib wird dem fruchtbaren Weinstock im Innern Deines Hauses gleichen, deine Kinder werden wie Olivenschoesslinge deinen Tisch umgeben" klang mir wie eine Verheissung, die sich denn auch bald erfüllte. Ueberdies hat sich meine Frau so in meinen Beruf eingelebt, ihre Froemmigkeit,

Klugheit und Bescheidenheit gewannen ihr alsbald eine so grosse und einmuetige Verehrung, dass ich mit Josef in Egypten ausrufen kann: "Gott hat es gut mit mir gemeint". Ich weiss nun, wozu und fuer wen ich lebe, und auch, wozu und fuer wen ich diese Erinnerungen nieder schreibe. Aber doch ist, wie ich im Sommer 1914 nachtrage, viel Kummer ueber mich gekommen.

Nicht bald hat eine andere Stadt waehrend eines vierzigjaehrigen Zeitraums eine so eingreifende Veraenderung durchgemacht wie Wien. Andere Staedte veraendern sich, indem sie sich erweitern und in dem neuen Stadtgebiet den Fortschritt der Zeit, den Zuwachs an Reichtum und den verfeinerten Kunstsinn zum Ausdruck bringen. So in Berlin. In Wien dagegen hat gerade die eigentliche Stadt die merkwuerdigste Veraenderung erfahren. Wenn man vor vierzig Jahren von der Leopoldstadt ueber die Ferdinandbruecke nach der Stadt kam, so befand man sich auf einem fast im Niveau des Donaukanals befindlichen Gelaende und ebenso tief lagen auch die benachbarten Strassen. Die Folge dieser tiefen Lage war, dass dieser Stadtteil bei jeder Anschwellung der Donau ueberschwemmt war. Ebenso war es auf der Leopoldstaedter Uferseite. Im Jahre 1872 ging ich an einem Sonntage im Februar mit einem Freunde, der in der inneren Stadt wohnte, auf der unteren Donaustrasse, unfern von meiner Wohnung, laenge des Kanals spazieren, wir wollten uns den Eisgang ansehen. Hueben und drueben sah viel Volk dem hoechst interessanten Schauspiel zu, wie das Wasser fast am Rande des Ufers dahinwogte und maechtige Eisbloecke vor sich herwaelzte. Auf einmal hiess es: das Wasser kommt! Schnell und ohne Abschied riss mein Freund sich von mir los, auf der Leopoldstaedterseite stob die Menge auseinander, denn aus den Kanaelen floss das Wasser in maechtigem Schwall hervor und ich selbst konnte die fuenfzig oder hun-

dert Schritte nach meinem Hause kaum trockenen Fusses zuruecklegen. Als dann meine Frau und ich aus dem Fenster auf die Strasse hinabsahen, stand das Wasser schon einige Fuss hoch. Fuer solche Faelle war insofern vorgesorgt, als man ein hoelzernes Trottoir in einigen Fuss Hoehe errichtete, Kaehe vermittelten den Verkehr in den Strassen und Trinkwasser wurde in Tonnen aus der hochgelegenen Stadt zugefuehrt, da die Brunnen in der Leopoldstadt durch die Ueberschwemmung verunreinigt wurden und ihr Wasser nicht mehr zu trinken war. Man kann sich vorstellen, welche Veraenderung eine solche Ueberschwemmung Hervorbrachte. Man war wohl eigentlich in seiner Wohnung fuer einige Tage eingeschlossen, bis die Wasser gefallen waren. Die Eisbloecke aber, welche angeschwemmt waren, lagen oft noch Wochen lang und haushoch an der Stelle, wo sie sich gerade gestaut hatten, besonders wenn grosse Kaelte eingetreten war. Das ist nun alles durch die Regulierung der Donau und des Donaukanals anders geworden. Auch die Ringstrasse befand sich, als ich nach Wien kam, noch in sehr unvollkommenen Zustande. Dem Stadtpark gegenueber gaehte noch in weiter Strecke der Abgrund des Stadtgrabens, auf der westlichen Ringseite zog sich an der Stelle des Rathauses, des Rathausparkes u.s.w. der langgestreckte Exercierplatz hin, abends durch eine Menge Laternen, aber dennoch im Ganzen schwach beleuchtet, gegenueber befand sich noch ein Teil der Bestei mit dem Paradeiguertel, die nach Schottenring fuehrenden Strassen der inneren Stadt waren noch nicht ausgebaut. Eine Illustration der Meinung, die man von diesem Stadtteil besass, bietet folgende wahre Geschichte: Ein renomiertes Handlungshaus baute sich in der Gonzagagasse an, es war das letzte Haus in der Strasse, bis zum Schottenring waren etwa noch drei oder vier leere Baustellen. Ein Kompagnon dieses Hauses erklarte darauf seinen Austritt mit dem

Bemerken: "Mit einem Geschaefts, das sich in einer Sandwueste anbaue, wolle er nichts zu tun haben". Von der Enge der belebtesten Strassen der inneren Stadt, so z.B. der Kaertnerstrasse, macht man sich heute nur schwer einen Begriff. Auch der Prater hatte noch nichts von seinem jetzigen grossstaedtischen Charakter, was aber in diesem Falle keinen Tadel bedeutet, denn das Grossstaedtische hat die laendliche und urspruengliche Schoenheit des Praters verwischt. Rechts vom Eingange des Praters zog sich noch eine Strecke Waldes hin, ebenso links hinter dem dritten Katenhause. Man konnte hier, unfern der belebten Hauptallee, auf einem Huegel im Grase, oder im Walde ruhen und sich einbilden, man sei stundenweit von der Stadt entfernt. Die Hauptallee erstreckte sich nur bis zum ersten Rondeau, die Fortsetzung ist erst von der Weltausstellung geschaffen worden. Die tiefe Lage des Praters brachte es mit sich, dass er bei stattfindenden Ueberschwemmungen zuerst von ihnen heimgesucht wurde. Einmal, ich glaube es war 1872, hatte das Wasser im Prater die Hoehe von anderthalb Meter erreicht, nach Ablauf desselben loeste sich von den Baeumen der Hauptallee in der Hoehe des Wasserstandes die Borke ab, von allen auf derselben Seite, an welche der Windanfall das Wasser getrieben hatte. Noch nach zehn und Zwanzig Jahren war diese Wassergrenze an den Baeumen sichtbar, vielfach gingen auch die Baeume dadurch ganz zu Grunde. Aber gerade die Urspruenglichkeit des Praters bildete fuer die passionierten Praterbesucher den Hauptreiz. Zu diesen gehoerte auch ich, solange ich in der Leopoldstadt wohnte. Vormittags und Nachmittags suchte ich den Prater auf, zumeist mit meiner Frau, an Samstagen und Feiertagen auch mit den Gelehrten und Lehrern, die nach alter Sitte an diesen Tagen zu mir zu kommen pflegten, oft ging ich auch allein, selbst an stuermischen Wintertagen, wenn es so recht schneite und der Prater weit und breit ein grosses Schneefeld bildete. Wenn ich mich dann

dabei ueberraschte, dass ich mich ganz allein im Prater befand und weit in der Runde kein anderer Mensch sichtbar wurde, dann ueberlief mich die Angst und ich eilte heimwaerts. So gut es nun dem Prater anstand, dass er sich selbst ueberlassen blieb und in seiner Urspruenglichkeit verharrte, so machte sich dagegen an anderen oeffentlichen Plaetzen der Mangel an Pflege und Ordnung sehr unangenehm fuehlbar. Schon der Eingang in die Praterallee glich einer Wueste. Auf der oeden Flaechen trieben die Hunde ihr Spiel, lagerten Muessiggaenger in der Sonne oder im Schatten und allerlei Kehricht und Unrat fand hier gelegentliche Abladung. Ebenso an anderen Orten z.b. in dem sogenannten Kaipark, auf dem Exerzierplatz, in den weiten Flaechen ausserhalb der Linie, wie in der Umgebung der Suedbahn und anderwaerts. Diesen primitiven Zustaenden, in denen weite Flaechen in und um Wien sich befanden, entsprachen auch die Verkehrsmittel und der Verkehr. Des beruehmten Wiener Fiakers und gar des "Unnummerierten" bedienten sich nur die ganz Reichen oder die in einer gluecklichen Konjunktur befindlichen Boerseaner, auch nach den Einspaennern oder Komfortabeln rief man nur in den dringendsten Faellen, sonst nahmen alle Kaufleute, Offiziere, Handwerkter und Dienstleute, Maenner, Frauen und Kinder in den Stellwagen oder Omnibussen Platz und man behelf sich so gut es ging. Es herrschte ein durchaus gemuetlicher Ton. Ich war erstaunt in der ersten Zeit meines hiesigen Aufenthaltes zu sehen, wie in diesen Gefaehrten Leutnants, Hauptleute und Majore sassen, den Kindermaedchen die Kinder abnahmen und sie auf ihren Knien hielten, sie beschwichtigten, wenn sie unruhig waren oder schrien, und wie die Reisegefaehrten voll Zuvorkommenheit einander begegneten. Auf den Standplaetzen in der Stadt und in den Ausflugsorten gab es freilich, und besonders an Sonntagen, ein grosses Gedraenge, aber kein Stossen, Druecken

und Schreien, man lachte und scherzte, liess Frauen und Kinder vor und half ihnen nach, so zog ein Stellwagen nach dem anderen ab und jedermann hatte seinen Platz gefunden. Bei der Heimkehr von den Ausflugsorten gab es dann an den sogenannten Linien, an der Stadtgrenze einen langen Aufenthalt wegen der Maut, die zu entrichten war. Einer der Finanzwachleute haendigte den Fahrgaesten gegen Erlag des Betrages den Schein ein und nach wenigen Schritten nahm ihn ein zweiter wieder ab. So sammelten sich oft dreissig und mehr Wagen an der Maut, die nur langsam vorwaerts rueckten. Diese Einrichtung wurde oft auf dem Theater bespottet, bis sie endlich abgeschafft wurde. Die Ausflugsorte waren nicht weit von Wien entfernt, Rintzing, Heiligenstadt, Grinzing, Dornbach u.s.w. sie gehoeren alle heute mit zu Wien und sind durch die Elektrische schnell erreichbar, aber fuer die schwerfaelligen Omnibusse waren sie ein hinlaegglich fernes Ziel. Auch die Pferdebahn war noch schwerfaellig genug, so dass man froh war, wenn man an den erwachten Ausflugsorten angekommen war. Dann zerstreuten sich die Ausfluegler in den Waeldern und auf den Anhoeen oder sie nahmen einen einfachen Imbiss in der laendlichen Restauration. Der Heurige erzeugte eine harmlosfroehliche Stimmung, die in Liedern und Taenzen ihren Ausdruck fand, Betrunkene sah man nicht, auch auf den Strassen in Wien habe ich einen betrunkenen Mann nur selten, ein betrunkenes Frauenzimmer aber, auf das man in Norddeutschland oft genug stoesst, niemals gesehen. Wenn dann das Fruehjahr weiter vorrueckte, dann XXXXX zog alles aufs Land. Das war eine Gewohnheit, fuer die uns im Anfange jedes Verstaendnis abging. Denn der Auszug aus der Stadtwohnung war fast mit allen Schwierigkeiten eines wirklichen Umzuges verbunden. Die Wohnung wurde "einggelegt", die Moebel wurden ueberzogen und eingekampfert, letzteres geschah auch mit den Winterkleidern, die Betten wurden mit aufs Land ge-

nommen. Eine solche Wohnung war waehrend der Sommerszeit einfach unbewohnbar und sie musste zur Herbstzeit wieder fuer den Einzug gesaebert, gelueftet und eingerichtet werden. Dennoch versagte sich selbst der kleinste Mann, besonders unter den Juden, die Sommerwohnung und den Landaufenthalt nicht, und ich selbst habe wiederholt den Mietzins fuer die Sommerwohnung duerftigen, aber besseren Familienvatern beschaffen muessen. Freilich gab dabei die beiden Juden ausgebildete Zaertlichkeit fuer Frau und Kinder meistens den Ausschlag. Der Mann musste taeglich frueh vom Lande in die Stadt und Abends aufs Land zurueckfahren, und zwar meistens im Omnibus, denn man benutzte in der Regel nur die nahegelegenen Ausflugsorte zum Landaufenthalt, und die Omnibusse waren frueh und abends bei oft unertraeglicher Hitze vollgestopft, aber die Ruecksicht auf die Familie, die abendliche Kuehle auf dem Lande und der Sonntag, der ganz dem Aufenthalt im Freien gewidmet war, liessen den Familienvater alle Beschwerden dieser ewigen Abwechslung zwischen Stadt und Land ertragen. Wir aberkonnten zuerst dies alles nicht begreifen. Da ereignete es sich, dass im Jahre 1872 im August, als wir gerade von Hildesheim zurueckkamen, Salo und Camilla Cohn uns den Vorschlag machten, ihre Landwohnung in Hirtzing^e zu beziehen. Sie beeilten sich naemlich, eines zu erwartenden freudigen Familienereignisses wegen, nach der Stadt zu uebersiedeln. Wir nahmen an, liessen ebenfalls, wie es die anderen machten, durch einen Moebelwagen das Noetigste hinausfuehren, und schon am ersten Abend, wie wir auf dem Balkon standen, ueber die vom Mondschein beleuchteten dampfenden Wiesen hinsahen und ein kuehler Luftzug, der den Wohlgeruch frischen Heus auf seinen Schwingen trug, uns anfaechelte, -waren wir bekehrt. Seitdem zogen auch wir Jahr fuer Jahr aufs Land und ein einziges Mal, im Jahre 1894, dem Trauerjahre

nach dem Tode meiner ersten Frau, blieb ich auch waehrend des Sommers in der Stadt, denn das Alleinsein ist in der Stadt ertraeglicher, als auf dem Lande. Die Sitte des Landwohnens ist, wie ich mich in den langen Jahren ueberzeugt habe, fuer Wien wohltuend und kaum entbehrlich, besonders fuer diejenigen, die mitten in dem dichten Haeusermeere und nicht an der Peripherie der Stadt wohnen, wo schon Gaerten die Haeuser-schichten unterbrechen und Wald und Wiesen nahe sind.

Ich muss nun auch von dem Stande und der Stellung der Wiener Juden reden, wie ich sie im J.1866 vorfand. Die Wiener Judengemeinde, die damals vielleicht nur ein Drittel der jetzigen auf 170,000 Seelen geschaezten Anzahl umfasstw, genoss den Ruhm grosser Vornehmheit, Wohlhabenheit, Wohlthaetigkeit und einer wohlgeordneten religioesen Einrichtung. Diesen Ruf hatte die Wiener Gemeinde ueberall im Auslande, die Berliner stand ihr darin bei weitem nach. Wenn die oesterreichischen und ungarischen Kollegen im Breslauer Seminar von Wien sprachen, dann erglaenzten ihre Gesichter und auch der Direktor sowie der Professor Graetz dachten und urteilten so. Diesen Ruf verdankt die Wiener Judengemeinde dem Prediger Mannheimer und dem Oberkantor Sulzer. Der erstere verbreitete noch seinen Glanz, als ich nach Wien kam. Jellinek hatte zuerst diesen Glanz wohl etwas verdunkelt, aber nicht fuer lange Zeit. Da ich Mannheimer nicht selbst gekannt habe, so kann ich auch nichts ueber ihn sagen was nicht jeder aus den Geschichtswerken lernen koennte. Dagegen habe ich Sulzer noch selbst gekannt und wiederholt mit ihm zusammen fungiert. Dieser persoenliche Eindruck befaehigt mich, die einzigartige Groesse des Mannes, die ihm allgemein zuerkannt wird, selbst zu bestaetigen, obwohl er ja, als ich nach Wien kam, bereits eine vierzigjaehrige Dienstzeit hinter sich hatte. Dennoch hatte er Momente, in denen

die jugendliche Kraft wieder erwachte und sein Gesang wie ein Blitz in die Gemüther der Zuhörer einschlug. Er hatte keinen grösseren Verehrer und Bewunderer als den Oberkantor Goldstein in der Leopoldstadt, auch ein anerkannter Koryphäe des Synagogengesanges, mit dem vereint ich ~~XX~~achtundzwanzig Jahre in dem Leopoldstädter Tempel gewirkt habe.

Das Meiste aber trugen zum Ansehen der Wiener Judengemeinde die zahlreichen begüterten Juden bei, die von ihrem Reichtum den besten Gebrauch machten, Künste und Wissenschaften unterstützten, Wohltätigkeitsinstitute begründeten und erhielten und es als Sache des Gewissens und der Ehre betrachteten, die Gemeinde als Vorsteher zu leiten, den Wohltätigkeitsinstituten auch persönliche Teilnahme zu widmen, öfter im Gottesdienste zu erscheinen, ein gutes Familienleben zu führen und dadurch den übrigen Mitgliedern der Gemeinde ein nachahmenswertes Beispiel zu geben. Das Ansehen dieser vornehmen Männer und Frauen erstreckte sich über alle Schichten der Wiener Bevölkerung und reichte bis in die höchsten Kreise ~~XXXXXX~~ hinauf. Wie am Anfange des Jahrhunderts in den Berliner gebildeten jüdischen Kreisen und auch in Wien im Hause der Fanni Arnstein und ähnlichen jüdischen Häusern christliche Aristokraten und Schriftsteller von Ruf verkehrten, so war es auch jetzt bei meiner Ankunft. Wenn die jüdischen Financiers und ihre Frauen auch nicht durch hervorragende Bildung die literarischen Berühmtheiten und die vornehme Gesellschaft anlockten, so waren die Freigebigkeit und Bildungsfreundlichkeit, die diese Wirkung ausübten und die ersten jüdischen Häuser zu Sammelpunkten von in- und ausländischen Gelehrten, Dichtern, Künstlern, hohen Staatsbeamten und Militärs machten. Bald nach meiner Ankunft fand in dem Palais Todesco in der verlängerten Kaertnerstrasse eine Wohltätigkeitsvorstellung zu

Gunsten des juedischen Taubstummeninstituts statt, bei der lebende Bilder vorgefuehrt wurden, zu denen der Dichter Mosenthal den verbindenden Text geschrieben hatte. Die eigentliche Urheberin dieser Vorstellung war die Gattin Friedlaenders, des Gruenders der "Neuen Freien Presse", eine geborene Delia, ehemalige Schauspielerin am Burgtheater, aber der Schauplatz fuer die Vorstellung, die Bewirtung und die gewiss nicht geringen Kosten der ganzen Veranstaltung lieferte die unerschöpfliche Freigebigkeit der Ehegatten Eduard und Sofie Todesco, von denen besonders die letztere, eine geborene Gomperz aus Bruenn, eine der edelsten Frauen, die es je gegeben hat, den Glanz ueber das Haus verbreitete. Die ausuebenden Mitglieder jener Vorstellung wie die Zuschauer gehoerten den feinsten Kreisen der Stadt Wien an: Das Ergebnis betrug, wenn ich mich nicht irre, 40,000 Gulden. Ich selbst hatte nur einen Stehplatz im Eingange des Saalles erwischt, aber hinter mir stand noch Gustav Epstein, einer der wichtigsten Wiener Bankiers, der leider im J. 1873 sein viele Millionen betragendes Vermoegen verloren hat und bald darauf auch koerperlich an einer boesen Krankheit zu Grunde gegangen ist. Er haette ein besseres Los verdient, denn er war ein edler wohltaetiger Mensch. Noch steht am Burgring sein Palais, dessen unfertige Prachtgemaeche er mir einst mit den Worten zeigte: "Ich werde mein Haus nicht eher als eingeweiht betrachten, als bis ich Sie darin empfangen habe." Aber er hat die Vollendung des Palais nicht mehr gesehen, denn er musste es verkaufen. Auch seine Villa in Baden ist nunmehr im Besitz des Erzherzogs Rainer und nur eine enge in der Naeheliegende Strasse erinnert an ihn durch ihren Namen Epsteingasse. Sein Schicksal war typisch fuer die meisten seiner Standesgenossen. So manche reiche Juden, die sich am Ringe angesiedelt hatten, die ein grosses Haus ausmachten, Wohltaetigkeit uebten und dem Judentum wie der juedischen Ge-

meinde ergeben waren, sind zu Grunde gegangen und der einst glanzvolle Name ist kaum noch durch einen Erben derwelben vertreten. Eine der merkwuerdigsten und hervorragendsten Persoenlichkeiten dieses Kreises war Baron Jonas Koenigswarter. Er war in den ersten Jahrzehnten aus Frankfurt, wie ich glaube, nach Wien gekommen mit einem maessigen Vermoegen, das er aber durch geschickte, durchaus ehrliche Finanzoperationen in ausserordentlicher Weise zu mehrern verstanden hat. Er war und blieb ein Mann von groesster Einfachheit und Schlichtheit, dabei von aufrichtiger Froemmmigkeit. Im Nachmittagsgottesdienste des Versoehnungstages las er regelmaessig selbst die Haftara, die Prophetie Jona's, weil er diesen Namen trug. Anspruchslos fuer sich stand er an der Spitze der Wohltacter, er ist der Gruender des israelitischen Blindeninstituts, aber auch die uebrigen Wohltuetigkeitsinstitutionen und alle Gruendungen humanitaerer Art, christliche wie juedische, wurden von ihm gefoerdert. Unter dem sogenannten Konkurse oder Aufrufe zur Meldung von Kandidaten fuer die durch den Tod Mannheimers erledigte Predigerstelle in Wien befand sich auch der Name Jonas Ritter von Koenigswarter, denn er gehoerte dem Vertreter Kollegium der Gemeinde an. Ich besuchte ihn deshalb vor Abhaltung meiner Probepredigt. Er befand sich in seinem Komptoir, einem nicht gerade hellen Raum im rueckwaertigen Teile des von ihm erbauten Hauses oder Palais, Kaertnerring 4, das in Folge Verschuldung des Enkels verkauft und in andere Haende uebergegangen ist, was der Grossvater sich gewiss niemals hat traemen lassen. Er sass auf einem Sofa, erhob sich bei meinem Eintritt, ein kleiner gedrungener Mann mit einem grossen Kopf und klugem Gesicht, eine goldene Brille auf der Nase, und lud mich ein, neben ihm Platz zu nehmen, was ich auch tat. Mit wenigen Worten stellte ich mich und meinen Reisezweck vor, wobei ich ihn "Herr Ritter" ansprach, weil ich glaubte, dass man einen Ritter

auch so ansprechen muesse, waehrend ich spaeter darueber belehrt wurde, dass die uebliche Anrede "Herr von" sei. Aber der Angesprochene korrigierte mich nicht, sprach ueberhaupt so gut wie nichts und entliess mich freundlich aber schweigsam. Nachmals war er gegen mich redseliger und mir gewogen. Am ersten Abend des Huettenfestes kam er in die auf dem Leopoldstaedter Tempelhofe auf mein Verlangen aufgestellte Huette und hoerte den vom Oberkantor Goldstein mit dem Templechore feierlich vortragene Kiddusch mit an und machte auch "Mauzie" ueber einen der kleinen Barches, die in grosser Menge samt Wein fuer die Besucher von dem Vorstaende beigestellt waren. Das war damals ein Ereignis, das durch die Teilnahme des Herrn von Koenigswarter noch an Notorietaet gewann, denn vorher war eine Gemeinde-Sukka niemals aufgestellt worden. Man betrachtete die durch mich veranlasste Aufstellung als einen grossen Rueckschritt. Ich hatte schon von Magdeburg aus Herrn Gustav Simon angefragt, ob ich meine Sukka mitbringen sollte oder in Wien eine vorfinden wuerde, worauf er mir schrieb, ich moechte doch von einem Verlangen nach einer Sukka abstehen, da auch Mannheimer und Jellinek nie danach verlangt haetten. Ich beharrte aber dabei und Simon hatte weiter nichts dagegen einzuwenden, versicherte vielmehr, dass ich eine Sukka vorfinden wuerde. Als ich dann nach Wien kam, sagte mir bald nachher Ludwig August Frankel mit einem Ausdruck, als wenn er die Haende ueber den Kopf wegen dieses Rueckschritts zusammen schlagen wollte: "Denken Sie, die Gemeinde will jetzt eine Sukka aufstellen lassen!" Er tat so, als ob er nicht wuesste, dass dies auf mein Verlangen geschehe, was ihm als Gemeindesekretaer nicht unbekannt sein konnte. Dies ist eines jener Stueckchen, die Frankel mehrfach gegen mich aufgefuehrt hat. Ich antwortete ihm klipp und

klar, dass ich eine Sukka verlange, und dass nach meiner Meinung die Feier eines Huettenfestes ohne Huette laecherlich sei, was er sich gesagt sein liess. Seit 42 Jahren befindet sich nun die Huette zur Zeit des Festes auf dem Leopoldstaedter Tempelhofe, ~~XXXXXXXX~~ ebenso eine auf dem Hofe des Stadttempels, und sie haben keinen Schaden angerichtet, sondern finden zahlreichen Zuspruch. Jonas Koenigswarter erhielt einige Jahre nach meiner Ankunft die Baronie anlaesslich seiner grossen Spende fuer den Bau des Israelitischen Blindeninstituts. Diese Wuerde wurde bald nachher auch anderen Mitgliedern der Gemeinde, so dem Herrn von Todesco und von Schey erteilt. Ein Jahr vor der Baronisierung Koenigswarters war ein getaufter Jude namens Wodianer mit dieser Wuerde bedacht worden. Als dann nach Koenigswarter auch die anderen genannten Juden die Baronie erhielten, soll derselbe zu Wodianer gesagt haben, jetzt habe die Baronie an Reiz verloren, worauf dieser entgegnete: "Das habe ich schon im vorigen Jahr gesagt". Die Erzaehlung ist wohl nur eine gute Erfindung, denn Koenigswarter war viel zu klug, um einen anderen Gelegenheit zu geben, ihm einen derartigen Hieb zu versetzen. Von seinem Scharfsinn und seiner Schlagfertigkeit haben sich viele Beispiele erhalten. Als die Valuta zurueckging und ein oesterreichischer Finanzminister diesen Umstand auf die Schuld der Juden zurueckfuehrte und gegen letztere eine Drohung ausstiess, erwiderte ihm Koenigswarter: "Exzellenz muessten nach Ihrer Ansicht bei schlechtem Wetter das ~~KXXX~~ Barometer zerbrechen". Einmal, kurz vor dem Pessachfeste, sagte ein getaufter Jude, Baron Henikstein, zu ihm: "Jetzt kommt bald das Fest, an dem ihr die Egypter bestohlen habt". "Warum ihr", entgegnete schlagfertig Koenigswarter, "beim Stehlen waren Sie noch mit dabei". So kursierten

zahlreiche Witzworte von ~~SEKKK~~ diesem in jeder Richtung bedeutenden Manne. Leider konnte ich mich seiner nicht lange erfreuen. Nachdem Josef Ritter von Wertheimer den Vorsitz im Vorstande niedergelegt hatte, wurde Baron Koenigswarter zum Praeses gewaehlt und er rechnete es sich zur hohen Ehre, diese Wuerde zu bekleiden. Er starb aber schon ein Jahr nachher an einem Herzschlag gegen Ende des Jahres 1871. Mir wurde die Ehre zuteil, ihm den Nachruf zu halten, der grossen Eindruck machte. Dadurch erwies mir Koenigswarter noch in seinem Tode eine Gunst, mein Nachruf brachte endlich die mannigfachen Tadler meiner Predigten zum Schweigen. Eine von dem Sohn aus diesem Anlass mir geschenkte und mit einer bezueglichen Inschrift versehene Uhr befindet sich noch in meinem Besitze. Dieser Sohn, Moritz, war als einziger Sohn (nachdem eine Tochter schon frueher verstorben war) der alleinige Erbe des Reichtums und der Tugenden seines Vaters. Er war ein treuer Jude, von unerschoepflich-cher Wohltaetigkeit, ein Mann von reicher Bildung und bedeutender Rednergabe. Er starb als Mitglied des Herrenhauses. Leider waren die letzten Jahre seines Lebens durch Familienzwistigkeiten und mannigfache Ausschreitungen, die wohl einer eingetretenen Unzurechnungsfahigkeit zuzuschreiben sind -bei Sezierung seines Leichnams wurde ein tumor in seinem Gehirn gefunden- stark getruebt. Mit seinem Tode entschwand der Reichtum und der Glanz des Hauses, das bei meiner Ankunft in Wien zu den ersten und angesehensten der Stadt Wien und der juedischen Gemeinde gezahlt wurde. Und so sind viele andere namhafte juedische Haeuser und Familien waehrend der 46 Jahre, die ich nunmehr in Wien zubringe, in den Hintergrund zurueckgetreten und haben sich ganz aufgeloeest.

Fragt man nach der Ursache dieses jaehen Verfalls, so ist diese unstreitig in dem Umschwung der gesellschaftlichen Stellung der reichen Juden zu suchen. Durch den Adel oder gar die Baronie aus ihrer buerger-

lichen Sphäre herausgehoben, hoerten sie auch auf buergerlich zu arbeiten und zu leben. Vollends die Kinder sagten sich von der einfachen Lebensfuehrung der Eltern los, verschwendeten, was diese erarbeitet und erspart hatten und opferten den adligen Gewohnheiten ihr Vermoegen und den ererbten guten Namen, ohne doch von der christlichen Geburtsaristokratie als gleichwertig anerkannt zu werden. Am meisten litt dabei die Religion. Wenn man sich auch zunaechst nicht ganz von ihr lossagte, weil man sich vor dem Andenken der Eltern schaemte, so wurde sie doch in den Hintergrund gedraengt, nach und nach buesste man aber auch die Scham ein und liess sich herbei, durch Taufwasser den verblassten Namen aufzufrischen. Es muss auch bemerkt werden, dass der Reichtum der damaligen Juden allein durch Spekulation erworben war. Grossindustrielle gab es unter ihnen noch nicht, das leicht erworbene Vermoegen ging ebenso leicht verloren. Erst nach und nach widmeten sich die Juden der Industrie und nicht wenige von ihnen haben sich auf diesem Gebiete zu den ersten aufgeschwungen, diese haben aber auch ihr Vermoegen erhalten und wussten es durch solide industrielle Taetigkeit zu vermehren. Wenn auch diese mitunter nach dem Adel und der Baronie trachteten und sie erreichen, so waren sie doch klug genug, fuer diese Dekoration nicht ihren Namen und ihr Vermoegen aufzuopfern, zumal auch die Geburtsaristokratie durch ihre Misswirtschaft und andere Verirrungen vielfach dazu beigetragen hat, den Adel zu entwerten.

Zu dem aus inneren Gruenden und durch eigene Schuld erfolgtem Rueckgange der juedischen Gemeinde trug aber wesentlich der in der Stadt inzwischen zur Herrschaft gelangte Antisemitismus bei. Davon war

zur Zeit meiner Ankunft keine Spur und nicht einmal der Name vorhanden, waehrend jetzt die massgebenden Kreise davon durchsetzt sind. Die staedttische Verwaltung steht unter diesem Zeichen, die sogenannte christlich-soziale Partei hat diese Fahne aufgepflanzt und sammelt in der Stadt und auf dem Lande immer mehr Gesinnungsgenossen unter dieselbe, der Fuehrer dieser Partei hat als Buergermeister der Stadt Wien sich zu einer Macht emporgeschwungen, die keiner seiner Vorgaenger, die zu meiner Zeit diese Wuerde bekleideten, obwohl sie durch ihre geistige Kapazitaet und ihre Verdienste weit ueber ihn hinausragten, besessen hat. Von dieser Partei gingen die heftigsten Angriffe gegen die Juden aus, mittelalterliche Beschuldigungen derselben, wie der rituelle Blutgebrauch, wurden erneuert, auch moderne Kampfmittel zur Erniedrigung und Bedraengung der Juden, wie das versuchte Verbot des Schaechtens, wurden nicht gescheut, man schritt zu einer foermlichen Entrechtung der Juden, indem man ihnen die Verwengdung in staedttischen Diensten verweigerte, sie von Lieferungen und dergl.ausschloss. Waehrend in Berlin, der eigentlichen Brutstaette des Antisemitismus, es diesem nie gelungen ist, in der staedttischen Vertretung und Verwaltung Fuss zu fassen, genieisst die Stadt Wien den traurigen Ruhm, diese der Religion, Gerechtigkeit und Moral widerstreitende Denkungsart zur Herrschaft befoerdert zu haben, und waehrend bei meiner Ankunft ein wirklich gemuetlicher, ja herzlicher Verkehr zwischen allen Klassen der Bevoelkerung, ohne Ruecksicht auf Konfession und Nationalitaet, fuer Wien charakteristisch war, ist es jetzt die Roheit und Vergewaltigung, der Zwist und Hader, der seit laenger als einem Jahrzehnt seine zersetzende Wirkung ausuebt, und es ist nicht abzusehen, wann wieder einmal Gerechtigkeit, Humanitaet und Vornehmheit der Gesinnung, die

ehemals alle hiesigen Kreise durchdrangen, zur Herrschaft gelangen werden. Die Juden ihrerseits haben sich durch diese gehässige Behandlung nicht dazu provozieren lassen, Revanche zu üben, sondern verharreten auf dem Standpunkt, dass wahre Humanität keinen Unterschied des Glaubens und der Nationalität kennt. Ein gerade jetzt, im Jahre 1908, erfolgter Beweis dieser Gesinnung ist die Stiftung des Wertheimsteinparks in Doebling, den Fräulein Franzisca von Wertheimstein der Stadt Wien letztwillig als öffentlichen Erholungsort überwiesen hat. Da ich der letzte war, der in diesem schönen Landsitz als Rabbiner fungierte, was gewiss nicht mehr vorkommen wird, so will ich davon Mitteilung machen. Ich hielt nämlich hier dem Fräulein Minna Gompert, einer sehr wohlthätigen Dame, der Tante der obengenannten letzten Eigentümerin dieses Landsitzes, die Leichenrede. Es war eine erlesene Versammlung, die dem Leichenbegaengnisse beiwohnte. Als ich an die Bahre herantrat, um zu sprechen, sagte die Hofschauspielerin Frau Gabillon zu ihrem Gatten, wie in etwas Unangenehmes sich fügend: "Ach, eine Rede!" Als ich aber geendet hatte, tat es ihr leid, dass ich nicht weiter sprach. Dies hat Frau Gabillon selbst der Frau Regina Kuranda mitgeteilt, die es mir erzahlt hat. Wenn ich dieses fuer mich schmeichelhaften Eindrucks gedenke, so geschieht es nur deswegen, weil er in dem Wertheimsteinpark gleichsam als der letzte Nachhall aus der Zeit, da hier noch eine unterschiedslose Grossmut und Humanität sich betätigte, erfolgte. Uebrigens war die Frau Gabillon von Geburt Juedin und hatte sich spaeter taufen lassen. So sind viele Stiftungen und Schenkungen von Juden in die Haende der Stadt uebergegangen, wie sie aber verwaltet werden und wie von dem jetzigen christlich-sozialen und antisemitischen Stadtreiment den Juden fuer

ihre Opferwilligkeit gedankt wird, darueber waeren Baende zu schreiben. Die Stadtverwaltung bezeichnet ihre Wohltatigkeitschoepfungen immer als Akte christlicher Naechstenliebe, waehrend doch auch der sicher nicht geringe Steuerbeitrag der Juden in die Stadtsaeckel fliesst, aus dem die Kosten fuer die christliche Naechstenliebe-Akte entnommen werden. Von diesen und aehnlichen unerquicklichen Erscheinungen, die mit dem Rueckgang, oder vielmehr der gaenzlichen Unterdrueckung des liberalen Geistes, der bei meinem Amtsantritt in Wien vorherrschte, zusammen haengen, wird gelegentlich noch die Rede sein, fuer jetzt wende ich mich dem letzteren und meiner Laufbahn zu.

II.

Meine Lehrjahre in Wien.

Es ist mir nicht leicht geworden, in Wien Wursel zu fassen. Schon der Umstand, dass ich aus dem siegreichen Preussen kam, erschwerte dies, denn bei aller damals in Wien noch vorhandenen Gemuetlichkeit und Leichtlebigkeit empfand man doch die Niederlage und eine gewisse Gereiztheit gegenueber allem Deutschen, insbesondere Preussischen, machte sich geltend. Diese Situation war meiner Einbuergerung in der Gemeinde nicht foerderlich. Dazu kam, dass meine norddeutsche wenn auch dialektfreie Aussprache der Verstaendlichkeit meiner Kanzelvortraege Eintrag tat. Nur ein Beispiel aus dem Leben! In dem Leopoldstaedter Tempel uebte ein Inspektor Kreuzer, der im Tempelhause wohnte, die Aufsicht aus. Als ich einmal einem Gemeindemitglied in einer Angelegenheit riet, sich an diesen Herrn Kreuzer zu wenden, von dem ich genau wusste, dass er ihm bekannt war, erhielt ich dennoch mehrmals die Antwort, dass ihm der Genannte unbekannt sei, bis er sich selbst mit den Worten belehrte:

"Ach, Sie meinen Herrn Kreizer"! Die norddeutsche scharfe Unterscheidung zwischen beiden Duphtongen mag wohl zu meiner Unverstaendlichkeit, ueber die man sich beklagte beigetragen haben. Auch war mein Organ wohl zuerst unzuulaenglich, denn der Leopoldstaedtertempel war sehr unakustisch. Dieser Uebelstand hatte sich schon zu Jellineks Zeit fuehlbar gemacht, und man hatte durch verschiedene Mittel ihn zu beheben versucht. So z.B. wurde die Kanzel kurz vor der Predigt bis zur ersten Frauen-Empore in die Hoehe gehoben. Dies war eine sehr missliche Einrichtung. Es kam vor, dass ich, wenn ich oben stand, wieder mit der Kanzel herabsank. Auch das Hinaufsteigen auf einer sehr schmalen Leiter war unangenehm. Endlich war das Stehen auf der schmalen Kanzel in so beträchtlicher Hoehe peinlich und schwindelerregend. Deshalb zog ich es vor, die Hinaufschiebung der Kanzel einstellen zu lassen und vom Paterre aus zu sprechen. Da sollte ich aber uebel ankommen. Denn einige Tage nachher stand in der "Neuen freien Presse" unter der Rubrik "Mitteilungen aus dem Publikum" die brueske Anfrage, ob denn die Vorrichtung fuer die Erhoehung der Kanzel umsonst geschaffen sei, dass ich davon keinen Gebrauch mache. Das war damals ueblich, die internsten juedischen Angelegenheiten in den oeffentlichen Blaettern zu besprechen. Allerdings verfuhr man auch so mit den Angelegenheiten anderer Kulte. Da aber die Zeitungen meist in juedischen Haenden sich befanden, so trug dieses ruecksichtslose Verfahren dazu bei, das Publikum gegen die Juden im Allgemeinen, die doch selber darunter zu leiden hatten, einzunehmen und so den kuenftigen Antisemitismus vorzubereiten. In dem "Tagblatt" gab es eine staendige Rubrik: "Aus dem Vetikan in der Seitenstettengasse". Man kann sich denken, wie die

katholische Geistlichkeit ueber diesen Missbrauch im Stillen ergrimmt war. Damals musste sie sich begnuegen, eine Faust in der Tasche zu machen, seit dem Anbruch der ~~christlich-sozialen~~ christlich-sozialen Aera, bekommen die Juden, die ~~doch~~ doch in ihrer Gesamtheit an der gleichen Missbrauehen unschuldig sind, diese Faust zu fuehlen. Im Jahre 1866 oder 67 stand in der "Neuen freien Presse" am Jomkippur ein Feuilleton ueber diesen Hauptfeiertag der Juden, in dem er laecherlich gemacht wurde, So wurde das Religioese in den oeffentlichen Blaettern blossgestellt, und was einzelne Juden in dieser Richtung suendigten, dafuer mussten alle Juden buessen. Um auf die Kanzel in der Leopoldstadt zurueckzukommen - seitdem ich in die innere Stadt ubersiedelt bin, also seit nunmehr 18 Jahren, wird sie nicht mehr in die Hoehe geschoben, und es spricht kein Mensch davon, vollends nicht in den Zeitungen. Die Juden sind zahm und zurueckhaltend geworden, wie sie es immer haetten sein sollen.

Abgesehen von den erwachten aeusserlichen Momenten, welche mich verhinderten, populaer zu werden, hintertrieben auch die Freunde Jellineks oder diejenigen, die ~~sich~~ sich um ihn scharten, die Erreichung dieses Ziels. Nicht als ob Jellinek diese Leute angestiftet haette, das will ich beileibe nicht behaupten, aber er war zu schwach oder zu gleichgueltig, ihnen das Handwerk zu legen. Besonderw, war es der Herausgeber der "Neuzeit", einer laengst nicht mehr bestehenden juedischen Zeitung, Simon Szanto, ein uebrigens hochbegabter Mensch, der fast in jeder Nummer seines Blattes Stimmung gegen mich und meine "neuorthodoxe" Richtung, wie er sie nannte, machte. Bei jeder meiner Predigten ~~sassen~~ in den vorderen Baenken abgedankte Rabbiner, verunglueckte Rabbinatskandidaten und dergleichen katilinarische Existenzen, die nur darauf warteten, ein tadelndes Urtheil faellen und verbreiten zu koennen. Es kam so weit, dass einmal

der Bethausvorstand in einem Gesuche um eine Gehaltserbesserung fuer den Kantor Goldstein dasselbe mit der Bemerkung begruendete, er sei der einzige Traeger des Gottesdienstes im Leopoldstaedter Tempel. Mit dieser unverschaezten Beleidigung meiner Person kam aber der Bethausvorstand bei dem Gesamtvorstand schlecht an. Der damalige Praedident, jonas Koenigswarter, tadelte die Aeusserung aufs Schaerfste, und der Bethausvorstand musste sie zurueck nehmen. Es ereigneten sich auch seltsame Zufaelligkeiten, die meine Stellung erschwerten. Eine derselben will ich hier erwaeennen. Ein reicher Mann, Bernhard Pollak, hatte hinter den Sitzen des Predigers und des Kantors eine reichgestickte spanische Wand ueber Manneshoehe aufstellen lassen, wodurch die rueckwaertige Mauer, die damals noch uebermalt war, zum Teil verdeckt werden sollte. Die Aufstellung geschah am Neujahrstage desselben Jahres, in dem ich nach Wien gekommen war. Am Versoehnungstage hatte ich zum Texte fuer meine Predigt die Stelle aus dem Festabschitte gewaehlt, in der es heisst, dass der Hohepriester nicht zu jeder Zeit hinter den Vorhang, der das Allerheiligste verdeckte, kommen solle, sondern nur einmal im Jahre, am Versoehnungstage. Ich fuehrte nun in meiner Predigt aus, wie die Wirklichkeit sich uns darstellen wuerde, wenn wir hinter den Vorhang blicken wuerden. Ich zeigte wie es tatsaechlich im Hause, in unserem Herzen aussehe, aber dieser wirkliche Zustand werde verhuellet und vor Gott, vor den Menschen und vor uns selbst zeigten wir ein anderes Schauspiel, als der Wirklichkeit entspraechen. Deshalb muessten wir es heute machen, wie der Hohepriester, der den Vorhang wegzog und in das Allerheiligste eintrat. Ein solches Allerheiligstes wuerde unser Inneres durch ungeschminkte Bussfertigkeit und Selbsterforschung werden. Die Predigt gefiel sehr. Der Dich-

ter Mosenthal, der im Tempel anwesend war, trat zu Ende der Andacht auf mich zu und sagte mir viel Schoenes ueber meine Predigt. Dasselbe taten viele andere. Wer war an dem Abend gluecklicher als meine Frau und ich? Man hatte uns so manches unguenstige Urteil zugetragen, besonders meine Frau empfand dergleichen schwer, aber auch nahm es nicht leicht, wenn ich auch mir die Kraft zutraute, diese Hindernisse zu ueberwinden; immerhin trug der guenstige Ausgang des Versoehnungstages dazu bei, meine Stimmung zu heben. Aber dem froehlichen Abend sollte ein unangenehmer Tag folgen. Zu Mittag desselben kam naemlich der Inspektor Kreuzer zu mir und fragte mich sehr geheimnisvoll, wen ich in der gestrigen Predigt aufs Korn genommen haette? Das Erstaunen ueber diese Frage, das sich in meinen Zuegen malte, veranlasste Kreuzer mir zu erzahlen, dass sich der oben genannte Bernhard Pollek bei Dr. Jelinek beklagt habe, ich haette ihn wegen der Widmung der spanischen Wand zur Zielscheibe einer Predigt genommen, in der ich angedeutet haette, wenn man hinter den Vorhang sehen wuerde, dann wuerde man ein trauriges Bild von dem Zustenden in seinem Hause und von seiner Lebensfuehrung erhalten. Das Unglueck war, dass in der Tat eine solche Meinung ueber den Mann, der, etwas ehrgeizig, gern von sich reden machte, uebrigens rechtschaffen war, in der Gemeinde umlief. Ich aber hatte zu dem Manne nicht die geringsten Beziehungen, ich wusste nichts von ihm und kannte kaum seinen Namen. Der unbegrueendete Verdacht wurde denn auch bald behoben, wir sind nachher die besten Freunde geworden, aber fuer den Augenblick trug doch das seltsame Missverstaendnis dazu bei, meine Stellung zu erschweren.

Unter solchen Anfechtungen hatte ich jahrelang zu leiden. Zwar in der besseren Gesellschaft hatte ich zahlreiche Freunde gefunden, aber

die grosse Menge, deren Sitz die Leopoldstadt war, verhielt sich ablehnend, was tatsaechlich auf die ewigen Angriffe in der "Neuzeit" gegen mich und meine Haltung, und auf die Stimmungsmacher in den Kaffeehaeusern zurueckzufuehren war. Diese waren recht eigentlich die Sammelstaetten aller Unzufriedenen und Schiffbruechigen. Es waren Leute, die aus den Jeschiwas kamen, die also in der rabbinischen Literatur bewandert waren, aber den Weg in die moderne Bildung nicht gefunden hatten. Von der Religion hatten sie sich abgewendet, aber eine buergerliche Existenz hatten sie nicht gefunden, so hatten sich in ihnen Missmut, Verdruss, Frivolitaet und Cynismus angehaeuft, die sie in den Kaffeehaeusern entluden. Selbst ohne Freude am Leben waren sie immer bereit, anderen die Freude am Leben zu verderben. Man macht sich heute keinen Begriff mehr davon, wie schaedlich die Kaffeehaeuser durch derartige schiffbruechige Leute, die so ziemlich verschwunden sind, auf den Geist der juedischen Gemeinde einwirkten. Ich suchte durch wissenschaftliche Arbeiten, die in der von Frankel begruendeten Monatsschrift erschienen, mich ueber die mannigfachen Anfechtungen zu erheben. Spae-ter sagte mir mein seliger Freund Perles in Muenchen einmal, er sei froh, nicht nach Wien gekommen zu sein, denn er haette das systematische Kesseltreiben nicht ueberwunden. Es gehoerte auch Trotz und Humor dazu, obenauf zu bleiben. Davon hatte mir Gott eine gehoerige Portion verliehen, die mir zugute kam. Es mag dies eine Lehre fuer meine Kinder und fuer alle sein, die jemals diese Niederschrift zu Gesicht bekommen sollten. Nirgends habe ich mehr von der allein seligmachenden "Protektion" reden hoeren als hier in Wien. Auch jetzt wird noch vielfach geglaubt, dass man nur durch sie im Leben vorwaertskommen und sich behaupten koenne. Ich hatte aber gar keine. Wer sollte mir Helfen? Verwandte besass ich in Wien nicht, Freunde fanden sich erst allmaelig zu mir, die sich

dann aber umso treuer bewahrten. Vorlaeufig jedoch war ich auf mich selbst gestellt und auf Gott angewiesen. Das Gottvertrauen und Selbstvertrauen waren denn auch die Protektion, der ich je laenger je mehr die Befestigung meiner Stellung verdankte.

Wie im Leben haeufig ein scheinbar belangloses Ereignis einen bedeutenden Umschwung herbei fuehrt, so geschah es auch bei mir. Zu Weihnachten des Jahres 1871 war Baron Jonas Koenigswarter, der Praesident der Gemeinde gestorben. Dessen Sohn Moritz betraute mich mit der Abhaltung der Grabrede. Die Kleine Halle auf dem Waehringer Friedhofe war von der auserlesensten juedischen und christlichen Gesellschaft angefuellt. Diese nahm meine Grabrede mit ungeteiltem Beifall auf. Man hatte wohl erwartet, dass ich den reichen und angesehenen Mann mit Weihrauch ueberschuetten wuerde, ich hielt mich aber an die Wahrheit, sparte nach Gebuehr mit dem Lobe nicht, aber gedachte auch der Schwaechen und formte so aus Licht und Schatten ein Lebensbild, das der Wahrheit entsprach. Der Eindruck, den die Rede machte, verbreitete sich schnell in der Gemeinde. Meine Feinde verstummten und meine Freunde vermehrten sich. Man gab wenigstens zu, dass ich als Gelegenheitsredener nicht ohne Begabung sei. Die erwaehte Grabrede wurde auch von der Familie in Druck gelegt und ist viel spaeter in die Sammlung von Grabreden, die ich veroeffentlicht habe, aufgenommen worden.

Ein aehnliches Ereignis, das fuer meine zunehmende Anerkennung von grosser Bedeutung war, begab sich im Jahre 1873 bei dem Festmahl der "Chewra Kadischa". Es war das erste Festmahl dieser frommen Bruderschaft, an dem ich teilnahm. Es fand am 7. Adar des erwaehten Jahres in den Raeumen des Sophiensaaes statt und wurde mit besonderer Feierlichkeit begangen. Damals war die Zeit des Buergerministeriums, ein

Zug der Freiheit beherrschte die Stadt, die Boerse -deren Krach erst einige Monate spaeter erfolgte- warf hohe Wogen, die Eroeffnung des Zentralfriedhofs, der eine Annaeherung der Konfessionen bedeuten sollte, stand bevor. Diese Umstaende machten das erwachte Festmahl zu einem besonderen Ereignis von kultureller und politischer Wichtigkeit, weshalb die Angesehensten der Gemeinde, die sich sonst von dergleichen Zusammenkunften fern hielten, dieses Mal sich daran beteiligten. Den ersten Toast auf den Kaiser brachte der damalige Praesident Dr. Ignaz Kuranda aus. Dieser, damals schon ein alter Herr, war schwach bei Stimme und machte keinen sonderlichen Eindruck. Ebenso erging es meinem Kolliggen Dr. Jellinek. Die Stimmung der ueberaus zahlreichen Festgaeste blieb unter diesem Umstaenden gedruickt. Als dritter sollte ich an die Reihe kommen und meinen Toast auf die Regierung ausbringen. Mir gegenueber sassen Eduard v. Wiener, Dr. Wittelschoefer, Theodor von Taussig, der als Gouverneur der Bodenkreditanstalt gestorben ist, sowie andere hochangesehene Gemeindemitglieder. Da die frueheren Toaste ohne Eindruck verklungen waren, so wies Wiener auf mich und sagte zu seinen Nachbarn: "Da werden wir was hoeren", weil er von meiner Grabrede auf Koenigswarter einen eindrucksvolleren Toast, als die bisherigen waren, sich versprechen zu duerfen glaubte. Inzwischen kam Wilhelm Frankl wiederholt an mich heran und bestuerzte mich noch waehrend der Auswechslung des Tafelgeschirrs, die nicht ohne Geraeusches vor sich ging, meine Rede zu beginnen. Der Genannte, ein Bruder des Dichters Ludwig August Frankl, war Gemeinderat und stand damals hoch in Ansehen, kam aber spaeter herab. Er hielt von meiner Redebegehung nicht viel und wollte nur, dass ich mit meinem Spruechlein fertig wuerde, um dann unmittelbar danach

mit seinem Toast den Lorbeer zu gewinnen. Aber Gustav Simon, der nachmalige Praesident der Gemeinde, hielt mich mit allem Nachdruck davon ab, waehrend der Unruhe des Tafeldeckens zu sprechen. Endlich trat Ruhe ein und ich hielt meinen Toast. Durch das Lob der freieren Zustaeude, in denen wir uns damals befanden, und die besonders von den Juden freudig begruewt wurden, gewann ich die Aufmerksamkeit der Zuhoeerer. Nun war damals die Nachricht durch die Zeitungen gegangen, dass Weizenkoerner, die man in den egyptischen Mumien gefunden und ausgesaet hatte, sich trotz ihres mehrtausendjaehrigen Alters keimfaehig erwiesen hatten. Diese Nachricht hat sich spaeter als falsch herausgestellt, aber damals galt sie fuer wahr. Ich sagte nun, man habe die lange unterdrueekten Juden auch fuer Mumien gehalten, aber der Anbruch der Freiheit zeige, dass ihre Gefuehle und Empfindungen gleich jenen Weizenkoernern frisch und fruchtbar geblieben seien und unter der Sonne der Freiheit zu neuem Leben aufgingen. Die Rede ist gedruckt und ich kann mir deshalb die naechere Ausfuehrung ersparen. Kaum hatte ich nun mit diesem Gleichnis begonnen, so erhoben sich alle und stuermten jubelnd, Bravo rufend und in die Haende klatschend auf mich zu. Es war nicht moeglich, das Gleichnis auszufuehren, jeder fuehrte es in seinem Geiste aus und bis zum Ende meines Toastes waren alle Zuhoeerer wie elektrisiert. Die so lange zurueckgehaltene Jubelstimmung hatte nun endlich Gelegenheit gefunden, sich Luft zu machen. Nachdem Ruhe eingetreten war, ebenso wie nach aufgehobener Tafel kamen die einzelnen an mich heran, die Freunde in aufrichtiger Freude ueber meinen Sieg, andere mit suesssauren Mienen Beifall spendend, von dem Erfolge ueberrascht koennten sie sich der Wirkung desselben nicht entziehen. Von da ab ward die Perole ausgegeben,

dass ich in Gelegenheitsreden Jellinek uebertraefe, dass aber meine Predigten hinter den seinen zurueckblieben. Ich gab mich damit zufrieden und tat meine Pflicht. Ich hatte doch endlich, wenn auch nur auf einem bestimmten Gebiete, Anerkennung gefunden und diese befluegelte meine Hoffnungen und meine Pflichterfuellung.

Inzwischen war der Rabbiner Eleasar Horwitz s.A. im Jahre 1868 gestorben. und es handelte sich darum, einen Vorsitzenden fuer das Rabbinat zu bestellen. Da kam nun dem Vorstande mein schon bei meiner Anstellung erhobenen Anspruch, nicht bloss Prediger, sondern auch Rabbiner zu sein und zu heissen, in Erinnerung. Ich selbst erinnere mich nicht, etwas dazu getan zu haben. Der Vorstand ging nun daran, ein Novum zu schaffen, um mir den Vorsitz im Rabbinat zu uebertragen und so Rabbinat und Predigtsamt in einer Person zu vereinigen. Das sollte nicht ohne Widerspruch durchgefuehrt werden. Sowohl die beiden damaligen Rabbinatsassessoren, der Rabbiner der Schiffsynagoge, Salomon Spitzer s.A. wie auch der Rabbiner der tuerkischen Gemeinde, Chacham Baruch s.A. waren nicht geneigt, als orthodoxe Maenner, die sie waren, mit mir, den sie nicht fuer vollwertig hielten, sich zu verbinden. Auch Jellinek, dem diese Verbindung von Predigertsaetigkeit und rabbinischer Funktion nicht passte, stemmte sich dagegen. Er vereinigte sich mit dem Rabbiner Spitzer dahin, ihm den Vorsitz im Rabbinat in die Haende zu spielen, und suchte den Vorsteher J. Gutmann fuer die Ausfuehrung dieser Absicht zu gewinnen. Dieser zog sich aber bald zurueck,, da ihm die Spitzfindigkeit nicht zusagte, und als eine vom Vorstand berufene Vertrauensmaennerversammlung den Vorschlag machte, mir provisorisch den Vorsitz im Rabbinat anzuvertrauen, wozu auch die Vertreter der Schiffsynagoge,

die Herren Freistadt und Sigmund Pappenheim ihre Zustimmung gaben, schwenkten auch die genannten Rabbinatsassessoren von Jellinek ab und wandten sich mir zu. Insbesondere war es der sehr kluge Rabbiner Spitzer, der sich schnell in die Situation fand. Eines Sonntags Morgens sass ich in meinem Zimmer, als Spitzer zu mir mit den Worten eintrat: "Schmeicheln muessen deine Freunde dir, du aber schreitest einher auf ihren Hoehen" (V.Buch Mos.33,29).Ich schlug freudig in seine dargebotene Rechte ein, noch waehrend seiner Anwesenheit kam auch der etwas schwerfaelligere Chacham Baruch und begruesste in mir den neuen Vorsitzenden im Rabbinat. Es dauerte nicht lange, so wurde ich definitiv zum Rabbiner ernannt.

Es entwickelte sich bald zwischen Rabbiner Spitzer und mir das beste Verhaeltnis. Ich wurde durch ihn in die rabbinische Praxis erst eingefuehrt, denn auf der Schulbank erfahrt man davon wenig und Magdeburg bot mir auch keine Gelegenheit, mich in der weitverzweigten rabbinischen Praxis auszubilden. Spitzer war auf diesem Gebiete recht eigentlich mein Lehrer. Dennoch beobachtete er immer die untergeordnete Haltung mir, als dem Rabbiner und Vorsitzenden gegenueber, waehrend ich soviel wie moeglich bemueht war, den Unterschied der Stellung ihn nicht fuehlen zu lassen.Rabbiner Baruch spielte eigentlich nur eine Nebenrolle. Spitzer besass ein umfassendes rabbinisches Wissen, scharfen Verstand, eine vornehme sichere Haltung und lebenswuerdige Umgangsformen. Niemals liess er sich von der Leidenschaft hinreiessen, auch in aergerlichen Situationen bewahrte er die groesste Ruhe, in der Strassburger Schule aufgewachsen und ein Schwiegersohn des R.Moses Sofer s.A. war er Orthodox von reinstem Wasser, aber ohne jeden Fanatismus. In den

Kreisen der Schiffsynagoge wurde ihm dies als Mangel, in der grossen Gemeinde als Vorzug angerechnet. Einer seiner Foerderer war der Hofwechsler Ignaz Deutsch gewesen, der in vormaerzlicher Zeit durch allerlei Intriguen gegen den Vorstand sich in sehr unliebsamer Weise hervorgetan hat und als eine Art Kundschafter ueber juedische Verhaeltnisse in Hofkreisen gern gesehen war. Dieser verwandelte sich in einen Feind Spitzers, als dieser der Gemeinde und nun gar an mich, den Prediger der Gemeinde, sich anschloss. Aber die Macht Deutsch's war gebrochen und Spitzer brauchte ihn nicht zu fuerchten. Wenn er auch keine wissenschaftliche Bildung besass, so sah er ihren Wert doch ein, und wenn auch meine Taetigkeit und mein Streben vielfach eine andere Richtung einschlug, als die Spitzers war, so traten wir uns doch immer naeher, denn es konnte Spitzer nicht entgehen, dass ich mit aufrichtiger und inniger Froemmgkeit der Religion ergeben war, und dass die Differenzen zwischen uns gegenueber dem was uns beiden gemeinsam war, nicht in Betracht kamen. Auch fuer den Frieden in der Gemeinde war unser freundschaftliches Verhaeltnis von bester Wirkung, da trat ein Ereignis ein, das unser Verhaeltnis, das kaum drei Jahre bestanden hatte, loeste, und selbst heute noch nachwirkende, fuer die Gesamtheit unguenstige Folgen herbeifuehrte. Unter diesem "heute" verstehe ich das Jahr 1910, in dessen Maitagen ich dieses niederschreibe.

Wir muessen aber um 40 Jahre zurueckgehen. Es war damals die Zeit, in der an verschiedenen Orten Deutschlands juedische Synoden stattgefunden hatten, wie 30 Jahre vorher Rabbinerversammlungen in Braunschweig und Frankfurt a/M. Jetzt traten auch Laien hinzu, oder wurden von den Rabbinern eingeladen. Im Mittelalter hatten mehrere Rabbinersynoden

hoochst verdienstlich und erfolgreich gewirkt, denn die leitenden Maenner genossen das groesste Ansehen in der gesamten Judenheit. In der neueren Zeit aber handelte es sich meistens um Erleichterung oder Beseitigung des Ritualgesetzes, welche die Einen bereits auf eigene Faust vollzogen hatten, waehrend die Anderen nichts davon wissen wollten. So waren es meist einseitige Zusammenkuenfte, von denen jede fuer die anderen Gesinnungen gleichgueltig und wirkungslos waren. In den letzten Jahren hatte der Popularphilosoph Lazarus in diese Angelegenheiten sich eingemischt, und das Ansehen, das er besonders in Wien genoss, bestimmte den Vorstand, einige Abgeordnete aus seiner Mitte Emanuel Birch und Dr. Maximilian Engel zu der von Lazarus praesidierten Leipziger Synode zu entsenden. Was sie heimbrachten, waren Aenderungen der Liturgie, besonders die Beseitigung der auf die Opfer und Zionbezuglichen Gebete, sodann die Einfuehrung der Orgel. Diese Reformvorschlaege wurden bestaerkt durch eine fulminante Rede, welche Kuranda bei Uebernahme des Praesidiums nach dem Tode des Baron Koenigs-
warter gehalten, worin er sich scharf gegen die Sehnsucht nach Jerusalem gewendet hatte, eine Rede, die mir, als ich sie las, Traenen erpresste, denn abgesehen davon, dass die eingeschlagene Richtung meiner Gesinnung widerstrebte, erblickte ich darin den Keim von Zerwuerfnissen innerhalb der Gemeinde. Ich hielt denn auch eine Predigt im Jahre 1871, unter dem Titel "Jerusalem, die Opfer und die Orgel" gedruckt erschien und worin ich meinen Standpunkt auseinandersetzte. Ich hatte auch mehrfache Verhandlungen mit Dr. Kompert, der Referent in dieser Sache war, die sich durch das ganze Jahr 1871 hinzog. Aber in einer Plenarsitzung vom 21. Januar 1872 wurden alle vom Vorstande vorgeschlagenen Aenderungen ange-

nommen. Darauf verfasste ich eine motivierte Kuendigung und sandte das Schreiben an den Praesidenten Dr. Kuranda. Rabbiner Spitzer trat sofort aus dem Rabbinat aus und zeigte dem Vorstande mit zwei Zeilen in bruesker Weise seinen Austritt aus dem Dienste der Gemeinde an. Wir kamen nicht mehr zusammen und schliesslich ganz auseinander, aber ich bin ihm immer zugetan geblieben und dieselbe Gesinnung hat er sicher auch mir bewahrt. Erst in der Feindschaft ist der Mensch zu erkennen, wie es in den Spruechen Salomos und bei Isokrates heisst. Seit Spitzers Tode besteht eine Spannung zwischen der "Schiffschul" und der Gemeinde, die ich nur muesssam unterdruecke, um die Einheit zu erhalten. So hatten die angenommenen Reformen des Mannheimer'schen Gebetrus (von denen die meisten ohnehin so zu sagen eingeschlafen sind) nur ueble Folgen fuer die Gemeinde herbeigefuehrt.

Die Annahme meines Schreibens hatte Dr. Kuranda abgelehnt, weil er ahnte, dass meine Kuendigung darin enthalten sei. Deshalb gab er dem Boten (dem jetzigen Rabbiner Dr. Frankl-Gruen in Kremsier) mein Schreiben uneroeffnet zurueck und kam sofort zu mir. Er war mir aufrichtig wohl gesinnt und suchte mich zu beruhigen, indem er meinte, es werde sich wohl ein Modus finden lassen, der mich befriedigen wuerde, ohne dass deshalb, wie er sagte, der Vorstand seinen eigenen Kot essen d.h. seine Beschluesse annullieren muesste. Dieser Modus fand sich denn auch, indem schliesslich blos eine Kuerzung, aber ~~keine~~ prinzipielle Aenderung der Liturgie zustande kam. Dagegen ging Rabbiner Spitzer scharf ins Zeug und publizierte einen mit den Unterschriften von 400 Rabbinern versehenen Protest gegen die Beschluesse des Vorstandes. Er hatte sich vorgestellt, er werde dadurch tausende

von den Gemeindemitgliedern auf seine Seite bringen, aber es waren nur ganz wenige, die ihm, resp. der ~~XXXXXX~~ Schiffsynagoge, zufielen, allerdings achtbare Maenner, deren Nachkommen jeder Gemeinde zur Zierde ~~geräichan~~ wuerden, die auch immer zu unserer Gemeinde gehalten und jeden Separatismus von sich gewiesen haben.

Anstatt des ausgeschiedenen Spitzer trat Jakob Fleissig in das Rabbinat ein. Dieser war einer der ausgezeichnetsten Schueler des Rabbiners Moses Sofer in Pressburg gewesen. Er hatte als Talmudist in Oesterreich-Ungarn nicht seinesgleichen, er war aber auch gebildet und hatte als Autodidakt ein beträchtliches Wissen in weltlichen Dingen sich angeeignet. Bei der unter ^{Esth. 105} Goetsoes eingetretenen Spaltung der ungarischen Judenheit weigerte er sich, der Orthodoxie sich anzuschliessen. Dadurch war er um seine Stelle in Freistadt oder Galgocz gekommen und suchte nun in Wien Unterkunft. Spitzer warnte mich vor ihm "er sei kein Charakter" -womit er wohl seine Weigerung, sich in den Dienst der ungarischen Orthodoxie zu stellen, tadeln wollte-, mir aber war er sehr willkommen und ich habe seinen Eintritt ins Rabbinat niemals zu bedauern gehabt. Bei Errichtung der ersten ungarischen Rabbinerschule in Budapest suchte man ihn zu gewinnen, aber unsere Gemeinde fesselte ihn durch eine bedeutende Gehaltserhoehung an Wien. Wir wurden gute Freunde und sind es auch immer geblieben. So ist es mir auch mit den anderen Rabbinatsassessoren gegangen, besonders mit dem leider frueh verstorbenen Rabbiner Pollak, der aus Holleschau berufen, verdienstlich in unserem Rabbinat wirkte und mir besonders waehrend des Trauerjahres nach dem Tode meiner seligen ersten Frau als ein guter und aufrichtiger Freund zur Seite stand.

Doch ich will den Ereignissen nicht voraneilen. Wir stehen noch im Jahre 1873 und ich darf wohl sagen, dass um diese Zeit, in welcher meine Stellung durch die Kultusaenderungen gefaehrdet worden war, sie sich vielmehr durch die angefuehrten gluecklichen Erfolge in meiner Predigertsaetigkeit, nun durch meine Haltung den Aenderungen gegenueber zu befestigen anfang. Ich muss noch hier meines Freundes, des Religionsprofessors Hammerschlag dankbar Erwaechnung tun. Er stand ganz links, schaeetzte aber, da er als Hausgenosse mich genuegend kennen zu lernen Gelegenheit gehabt hatte, meine Ueberzeugungstreue. Das gleiche tat Dr. Gerson Wolf, der langjaehrige Religionslehrer der Gemeinde, der auch ganz links stand. Er sagte mir einmal: "Man hat Sie Anfangs nicht fuer ehrlich fromm gehalten, aber Sie haben uns die Ueberzeugung von Ihrer Ehrlichkeit abgerungen". Auch der geistreiche Direktor des israelitischen Taubstummeninstituts, Hoel Deutsch, ein Schueler des Nikolsburger Landrabbiners R. Mordechai Benedikt, aber ganz emanzipiert von der Beobachtung der religioesen Vorschriften, machte mir einmal das Bekenntnis: "Ich glaube an Sie wie an den lieben Gott, ja mehr". Solche Aeusserungen liessen mich die Befestigung meiner Stellung empfinden, nicht stolz empfinden, denn stolz, das weiss Gott, bin ich nie gewesen. Hammerschlag aber war es, der mir in der Zeit, da ich schwankte, ob ich mich nicht auf die Seite Spitzers schlagen sollte, sagte: "Sie gehoeren doch zu uns", und er hatte Recht. In dem Kreise, in dem Spitzer heimisch war, konnte ich mich nicht zurecht finden. Er anerkannte dies selbst.

So entschied das Jahr 1873 zu Gunsten meiner Stellung in der Gemeinde, waehrend es in volkswirtschaftlicher Beziehung ein Ungluecksjahr war und unserer Gemeinde Schlaege versetzte, von denen sie genau genommen sich nicht erholt hat. Man macht sich keinen Begriff davon, wie

kurz vor dem sogenannten "Krach" das Geld gleichsam auf der Strasse zu liegen schien und nur die Boerseaner damit wirtschafteten. Ein Bekannter von mir liess sich im Fruhling dieses Jahres von seinem Diensten einen Rock aus dem Schrank geben, worin er ueber den Winter gehangen hatte. Als er ihn angezogen hatte, griff er in die Seitentasche und zog einen Tausendguldenschein hervor, von dessen Besitz er keine Ahnung gehabt hatte. Ein anderer, der als Knabe oder Juengling Zuendhoelzer auf der Ferdinandsbruecke verkauft hatte, auf der Boerse reich geworden und geadelt worden war, veranstaltete Festivitaeten, zu denen er fuer mehrere tausend Gulden Bonbons von Paris kommen liess. Die feinsten "unnummerierten", die besten Plaetze in den Theatern und Konzerten, die schoensten Sommerwohnungen gehoerten den Boerseanern, die besonders auch in den Kurorten durch ihr protziges Auftreten sich unangenehm bemerkbar und verhasst machten. Alle gesellschaftlichen Unterschiede wurden verwischt. Mir erzaehte Eduard von Wiener, ein hoechst feiner, lebenswuerdiger und hochachtbarer Mann, als wir waehrend des Jahres 1872 einander in Marienbad begegneten, dass ein unbekannter Mann ihn am Brunnen laut mit Namen gerufen und gegruesst hatte. Als der ueberaus kurzsichtige Wiener ueberrascht und verlegen tat, rief jener: "Kennen Sie mich nicht? Gruenbaum von der Boers'!" Er war ein mir zufaellig bekannter armer Teufel, der an der Boerse aus dem Nichts emporgekommen war, um sofort wieder in das Nichts zu versinken, der aber den augenblicklichen Erfolg dazu benutzte, sich guetlich zu tun und an die feine Gesellschaft sich heranzudraengen. Es waere unrecht, bloss den Juden die Schuld an diesen Zuständen auf das Kerbholz zu schreiben, wie man es vielfach tat. Die Geburtsaristokratie liess sich gern herbei,

um des Gewinnes willen mit der Finanzaristokratie gemeinsame Sache zu machen. Als Verwaltungsräte alter und neuer Banken figurierten die Träger der Grafen- und Fürstentitel. Auf den Soireen und den Bällen der reichen Juden mischten sich die angeworbenen Aristokraten unter das zusammengesuchte und zusammengewürfelte Publikum, das aus Finanzkapazitäten, Botschaftern und Gesandten, Professoren, Künstlern und Schriftstellern, Pressleuten, Abgeordneten, Schauspielern und Schauspielerinnen u.s.w. bestand, und von denen sicher die meisten, soweit sie nicht Juden waren, nach Beendigung des Festes schon auf der Treppe über den juedischen Gastgeber und seine Frau meditierten und sich lustig machten. Nur die aristokratischen Frauen hielten sich zurück, der Fürst kam auf den Judenball, aber die Fürstin blieb zu Hause, oder vielmehr der Fürst liess sie als sein besseres Selbst, zu Hause, aber der juedische Gastgeber fühlte die Beleidigung nicht, die in dieser Zurückhaltung lag, oder wollte sie nicht fühlen.

In diese Zeit faellt auch die Nobilisierung und Baronisierung zahlreicher Juden. Es waren zunaechst bedeutende Finanzmaenner, die durch ihre Operationen dem Staate Dienste erwiesen, die Konsolidierung der deroutierten Vermoegensverhaeltnisse vieler Geburtsaristokraten herbei fuehrten, grosser Wohlttaetigkeit sich befleissigten, und durch diese und aehnliche Verdienste gerechte Ansprueche auf eine sogenannte Standeserhoechung geltend machen konnten. Es wurden aber auch manche geadelt, an denenausser ihrem neuen Adelsdiplom nichts adlig war, Maenner, die auf journalistischem Wege oder auf andere Weise als Geheimagenten von verschiedenen Ministern fuer verschiedene Zwecke verwendet und alsdann fuer ihre problematischen Dienste mit dem Adel belohnt wurden. So kam man der verwerflichen Eitelkeit dieser Kreise von oben mit einer noch verwerflicheren Nahrung und Ausnuetzung dieser Untugend entgegen. Als einmal unter Taaffe ein Mann von hoechst unscheinbarer Persoenlichkeit, der durch die Leitung des volkswirtschaftlichen Teiles einer grossen Zeitung sich Vermoegen erwirtschaftet hatte, geadelt wurde, erzaehte man sich, dass der Kaiser verwundert ueber den Eindruck des zur Audienz Erschienenen, zu Taaffe gesagt habe: "Eiben Mann mit diesem Aeusseren haben Sie mir zur Nobilisierung empfohlen?" Worauf Taaffe erwidert haben soll: "Da sollten Ew. Majestaet erst sein Inneres kennen!" Es kam zuletzt so weit, dass die Bestimmung, wonach mit der Verleihung gewisser Orden die Nobilisierung oder Baronisierung verbunden war, vom Kaiser aufgehoben wurde. Seit damals ist, wenigstens in Wien, keinem Juden der Adel verliehen worden und die ihn besaessen, sind zumeist von der Bildflaeche verschwunden. Zu Anfang der siebziger Jahre waren die stolzesten Palae- ste auf der Ringstrasse im Besitz juedischer Adliger und Freiherren, jetzt -Ende 1910- haust darin keiner der Nachkommen. Neuerdings, 1912,

sind wieder einige Juden geadelt worden, man sagt, weil sie Geld fuer den eucharistischen Kongress hergegeben haetten. Die geschilderten Zustaeude ueppiger Lebenshaltung und vordringlicher Selbstbehauptung erweckte nun aber in der Bevoelkerung Neid, Missgunst, Aerger und Unzufriedenheit mit ihrem von dem glaenzenden Lose der Emporkoemmlinge so sehr abstehenden Geschick. Den reichen Geburtsaristokraten beneidete das Volk nicht, denn sein Reichtum war alt und eine Sache der Gewohnheit, aber der junge Reichtum des Geldaristokraten stach der Menge in die Augen, besonders von dieser ein Jude war, dessen Vater vielleicht noch garnicht einmal in Wien hatte wohnen duerfen, denn dies war vor 48 nur den sogenannten "Tolerierten" gestattet gewesen. Als nun im Fruehling 1873 der "Krach" kam, da war der Boden des Volksbewusstseins soweit vorbereitet, dass er die antisemitische christlich-soziale Aussage aufnehmen und allmaelig zur Reife bringen konnte. Es scheint merkwuerdig, ist aber nur eine Wiederholung fruherer Vorkommnisse, dass es gerade Juden waren, welche die gehaessige Stimmung der Menge gegen die Juden erweckten und schuerten. So war es schon im Jahre 1868 durch den Prozess Schiff-Scharf geschehen. Letzterer, der Gruender und Inhaber eines Montagsblattes, hatte durch Zeitungsartikel und Strassenplakate, welche die Aufschrift trugen "Das Piraten-Schiff an der Wiener Boerse" den hochachtbaren und mir innig befreundeten Bankier Paul Schiff, der auch Mitglied unseres Vorstandes war, unlauterer Boersenoperation beschuldigt. Die Sache erregte grosses Aufsehen. Es kam zu einem Geschworenenprozess, in dem ein sonst sehr ehrenwerter Glaubensgenosse, Dr. Knopler, die Verteidigung Scharfs fuehrte, waehrend der auch als Politiker hochgeschaeetzte Dr. Jaques der Anwalt Schiffs war. Die Mysterien der angeblichen Boersenvorgaenge wurden zum ersten Male vor der Oeffentlichkeit

enthueilt, es stellte sich aber heraus, dass nichts zu enthueilen war. Geschick und Glueck bildeten, wie ueberall, das Geheimnis der Boersen-erfolge. Scherf wurde verurteilt, aber etwas von der Verleumdung blieb und setzte sich in dem Volke fest. Das Schlimmste war, dass Dr.Knopler bei den naechsten Vorstandswahlen gegen Schiff, der zur Wiederwahl stand, auftrat, also gleichsam die Gemeinde aufforderte, das Urteil der Geschworenen zu kassieren. So arbeitete ein Jude gegen den anderen, um ihn in der oeffentlichen Meinung herabzusetzen, der tertius gaudens war die klerikale antisemitische Partei, die auf die Erniedrigung aller Juden ausging. Schiff hatte durch die Aufregungen des Prozesses und seiner angefochtenen Wahl sehr gelitten, er fing an zu kraenkeln und zog sich ins Privatleben zurueck. Einer der tuechtigsten Kraefte wurde dadurch der Verwaltung der Gemeinde entzogen.

Ein anderer Prozess, in dem auch ein Jude auf die moralische Vernichtung eines anderen ausging, fand um ein Jahrzehnt spaeter statt und erregte ebenfalls das groesste Aufsehen. Der staedttische Gemeinderat Dr. Mandl hatte den Finanzreferenten der Stadt Wien Moritz Pollek von Berkensau heftig angegriffen und seine Geschaeftsfuehrung verdaehtigt, so dass dieser nicht umhin konnte, Dr. Mandl zu verklagen. Dieser, der als Siebzigjaehriger sich hat taufen lassen und vor wenigen Jahren gestorben ist, war recht eigentlich eine katilinarische Existenz. Gerade die Taufe hat diesem Manne, der nie etwas geglaubt, nie etwas erant genommen hat, noch gefehlt, um sein Gauklertum zu vervollstaendigen, Seine Brueder, darunter ein sehr angesehener Arzt, waren hochachtbare und sehr wohlhabende Maenner, von denen er erhalten wurde, denn obwohl Dr.med, uebte er doch weder diesen noch sonst einen Beruf aus. Als ich nach Wien

kam, war in der Gemeinde viel die Rede von ihm, denn er hatte die geschiedene Frau des Baron Max Springer geheiratet und Jellinek hatte das ungleiche Paar heimlich getraut, was ihm grosse Feindschaft in der besseren juedischen Gesellschaft zuzog. Die Ehe wurde auch bald wieder geloest. Dr. Mandl besass grosse oratorische Faehigkeit, die ihm die Wahl in den staedtischen Gemeinderat verschaffte. Hier war gewiss manches mangelhaft und diese Mangel und Luecken fasste Mandl ins Auge, vergroesserte sie rabulistisch, malte ~~XX~~ die Schaedten und ihre Folgen phantastisch aus, versetzte den Brei mit Denunziationen, Inkrimationen und Hetzerein, erhitze und verwirrte seine Zuhoeerer und brachte sie so auf seine Seite. Er ist der eigentliche Lehrmeister des Dr. Lueger gewesen, der ihm das ruecksichtslose Anklagesystem abgelernt hatte und ~~derXXX~~ umso eher dadurch in die Hoehe kam, als er ein Katholik war und sich auch auf die Geistlichkeit stuetzte. In dem Schwurgerichtsprozess Pollack contra Mandl wurde der letztere verurteilt. Bei der nachfolgenden Vorstandswahl spielte sich dasselbe Schauspiel ab, wie bei Paul Schiff, alle Funktionaere der Gemeinde wurden aufgeboten, die Wiederwahl Pollacks zu betreiben, die dann auch gelang.

Hiermit glaube ich die Zustaaende in Wien, wie sie sich waehrend des ersten Dezenniums seit meiner Ankunft in Wien gestaltet hatten, und ebenso auch meine eigene Entwicklung wahrheitsgemaess und verstaendlich, wenn auch zuweilen nur an einzelnen herausgerissenen Beispielen, die aber das Ganze beleuchten, geschildert zu haben. Ich kann dieses Dezennium als den Zeitraum meiner Lehrjahre bezeichnen. Waehrend selbst wohlgesinnte oder harmlose Leute, wie mir einmal der Kantor Goldstein und der Inspektor Kreuzer sagten, meine Position anfangs fuer unhaltbar

hielten und ihr nicht einmal eine sechswöchentliche Dauer verhieszen, schlug ich im Laufe der ersten zehn Jahre immer tiefer Wurzeln, wuchs in den Kämpfen und füllte meinen Platz aus. Dies verdankte ich vor allem Gott, ich vertraute seinem Beistande felsenfest, er lehrte mich aber auch die Kraft kennen, die in mir war, und mit ihrer Entfaltung, ja mit einem gewissen Trotz, aber auch mit Klugheit, die man mir bald nachrühmte, behauptete ich mich und entledigte mich meiner Widersacher. Simon Szanto, der Herausgeber der "Neuzeit", in der er mich so oft mit Hohn, Spott und Schimpf ueberschuettete, sagte einmal einem alten Mann, der gleich von Anfang mir seine Freundschaft bezeigte, von mir: "Man kann ihm leider nichts anhaben, er ist ein Herzganeb". Als der seltere Szanto starb, und ich auf dem Wachringer Friedhofe ihm die Leichenrede zu halten im Begriffe stand, kam Simon Szanto an mich heran und fluesterte mir die Bitte zu: "Ehre mich doch vor den Keltesten meines Volkes", wie einst Saul zu Samuel gesagt hatte. Ich widmete ihm dann auch einige freundliche Worte in der Grabrede auf seinen Bruder, und oft habe ich ihm spaeter, da es ihm schlecht ging, durch Vermittlung Kuranda's und anderer reiche Unterstuetzung zugewendet. Eine grossere Genugthuung konnte mir wohl nicht zuteil werden. Und so traten nach und nach alle meine Feinde in den Hintergrund und verschwanden von der Bildflaeche. Wenn ich jetzt nach 40 Jahren auf dieses erste Dezennium zurueckblicke, so muss ich diese Zeit des Kampfes oder des Kämpfens meine schoenste Zeit nennen. Sie erscheint mir jetzt wie ein staerkendes Stahlbad. Ohne Kampf, ohne Feinde lernt man sich und seine Kraft nicht kennen. Wenn im Laufe dieser Jahre mir oft von einem Toten, dem ich die Grabrede halten sollte, gesagt wurde: "Er hatte keinen Feind, so antwortete ich: "Sie meinen, er habe verdient keinen zu haben," denn keinen Feind haben heisst auch keinen Freund haben und wer jenen nicht besitzt, hat diesen nicht verdient.

III.

Wissenschaftliche Taetigkeit und Seelsorge.

Seitdem mein seliger unvergesslicher Lehrer, der Direktor Dr. Z. Frankl, mich zu schriftstellerischer wissenschaftlicher Taetigkeit angeregt hatte, hat die Neigung dazu mich nie verlassen. Er gab mir and anderen Kollegen auf dem Seminar Buecher zur Besprechung, wobei er uns einschaerfte, nicht bloss zu tadeln was wir Tadelnswertes faenden, sondern auch das Gute hervor zu haben. Das war eine sehr weise, wohlangebrachte Mahnung. Denn in der Regel will der junge Mann, noch bevor er selbst etwas produzieren kann, den Autoren, die er zu kritisieren hat, zeigen, wie sie es haetten machen sollen. Diese Naseweisheit muss unterdrueckt werden, wenn die Weisheit in das junge Gemuet einziehen soll. So uebten wir uns denn in der Schriftstellerein als Rezensenten. Meine ersten Besprechungen, die in der Monatsschrift abgedruckt sind, gelten, wie ich mich erinnere, dem Helden-und Liederbuche von Dr. Ludwig Aug. Frankl, einem hebraeischen Buche ueber Alexander von Humboldt von Sloninsky und anderen. Spaeter ging ich zu selbstaendigen Leistungen ueber. Ein groesserer Artikel, "Jesuiten und Judenkinder", der gegen Gustav Freytag's Behandlung einer mittelalterlichen Ritualmordgeschichte gerichtet und etwas scharf gehalten war, trug mir auch den Beifall meines hochverehrten Seligen Lehrers Prof. Graetz ein. Ich erinnere mich noch, wie er bei einer Begegnung auf der Treppe im Seminar, mir seinen Beifall bezeugte und wie dieser mich erhob und beglueckte. Auch meine Rede beim Abgang vom Seminar ward in die Monatsschrift aufgenommen. Ueber meine literarische Taetigkeit in Magdeburg habe ich schon

gesprochen. In Wien konnte ich wohl zuerst nicht dazu gelangen, sie fortzusetzen, warf mich aber, sobald ich Wurzel gefasst hatte, mit allem Eifer darauf, um das Erziehungswesen und die Kultur der Juden zu beschreiben. Der erste Band, der von Spanien handelt, ist innerlich und aeußerlich unzureichend. Es fehlte mir das Verstaendnis des Arabischen und die Kenntnis der arabischen Literatur. Dagegen glaube ich mit den drei Baenden, welche die abendlaendischen Juden behandeln, Nuetzliches und Dauerndes vollbracht zu haben. Die Durchforschung der deutschen Nationalliteratur, sowie der christlichen Predigtliteratur in Deutschland und Italien, und der entsprechenden franzoesischen Erscheinungen zeigte mir, wie die Juden im Urteil dieser Voelker sich spiegelten, und ich kam so zur Erkenntnis dessen, was die Juden von ihnen annahmen und was sie ihnen gaben. Diesen Weg juedischer Geschichtschreibung habe ich zuerst beschriftet und vermochte auf diese Weise unsere Kenntnis der juedischen Geschichte mannigfach zu bereichern. Auch mein verehrter Lehrer Graetz hat dies anerkannt, Berliner hat meine Buecher klassisch genannt. Was Graetz besonders ruehte, war meine Schilderung von R. Juda dem Frommen aus Regensburg, von dem er sagte, dass ich ihn zuerst deutlich und zusagend dargestellt haette. Dies erklaert sich daraus, dass ich die christlichen Mystiker seiner Zeit durchforschte und ihn im Lichte dieser Zeit richtig erfasste. Auch die italienische Literatur, besonders die italienischen und lateinischen Predigten, manche neuere Schriften, die ich selbst aufgefunden, auch handschriftliches Material habe ich fleissig benutzt und dadurch habe ich die Kenntnisse ueber die Stellung, Bestrebungen und kulturellen Wirkungen der Juden erweitert. Manchmal kam mir der Zufall

zu Hilfe. So sah ich auf einer Reise nach Oberitalien in Genua ein Buch in einem Schaufenster liegen und auf den aufgeschlagenen Seiten war von Juden die Rede. Der Direktor der Universitätsbibliothek, Dr. Leithe, der mir sehr gewogen war, liess dieses Buch, sowie auch andere, die ich wuenschte, sofort ankaufen. So konnte ich im Professorenzimmer der Bibliothek ganze Vormittage ruhig studieren. Fast alle Kirchenvaeter der Migur'schen Ausgabe, die lateinischen wie die griechischen, habe ich durchgefingert, in den Staedteordnungen und dgl. Schriften habe ich nach Aeusserungen ueber die Juden geforscht, von der mittelalterlichen deutschen und italienischen Literatur blieb mir nichts unbekannt und manche Vermutungen wurden mir durch Handschriften bestaetigt. So meine Vermutungen ueber Idubi in Sizilien, worin Zunz das hebraeische

erblickt hatte. Ich war aber der Meinung, dass das Wort ein Missverstaendnis von sei und der Archivdirektor von Palermo, Baron Raffaele Starrabba, bestaetigte aus der Handschrift meine Vermutung. Solche und sehnliche Dinge machten mir grosse Freude. Es giebt in der juedischen Literatur so vieles von allgemein wissenschaftlicher Bedeutung, dass ihr schon deshalb, wenn schon nicht um ihrer selbst willen, ein Lehrstuhl an den Universitaeten eingeraeumt werden sollte. Dass es nirgends geschieht, ist eine auf Uebereinkommen gegruendete Geringschaetzung. So muessen die Lehrer an den wenigen Rabbinerseminaren und die Rabbiner selbst die weitreichenden Beziehungen der juedischen Literatur aufsuchen und darstellen. Die Rabbiner aber, selbst die in groesseren Stellungen, sind durch ihre Berufstaetigkeit zu sehr in Anspruch genommen, als dass sie Musse fuer literarische Taetigkeit faenden. Woher ich sie nahm, weiss ich selber nicht. Ich war immer ein Fruehaufsteher und flink im arbeiten. Das kam mir zugute.

Aber wieviel Arbeit verlief dabei nutzlos! Ich habe hunderte von Bänden umsonst durchgesehen, zuweilen beschränkte sich das Ergebnis auf eine einzige Notiz. Der Talmud sagt, dass der böse Trieb den Frommen im Jenseits als ein mächtiger Berg erscheine, bei dessen Anblick sie ausrufen: "Wie haben wir nur diesen Berg im Leben überwinden können!" So sage ich mir oft, wenn ich meine Bücher ansehe: "Wie habe ich nur diese Unmasse von Einzelheiten ermitteln und zusammen stellen können!" Seitdem ich in die innere Stadt versetzt worden bin (1894), habe ich auch meine Arbeiten über Erziehung u.s.w. unterbrechen müssen, obwohl da wo ich stehen geblieben bin -im Beginn der Renaissance- die Quellen reichlicher fliessen und das Zurückbleiben der Juden beginnt. Denn bis dahin hielten sie mindestens gleichen Schritt mit ihrer christlichen Umgebung, ja waren ihr voraus. Aber jetzt, wo die Restauration der Wissenschaften überall neue Anregungen bietet, neues Leben hervorruft, blieben sie bei ihrer Einseitigkeit stehen, werden auch durch Verfolgungen und Bedrängungen entmutigt und kommen so ins Hintertreffen, bis endlich durch Mendelssohn der Bann gelöst wird. Dies alles wäre darzustellen gewesen, das Kapitel über Aserja de Rossi habe ich sogar ausgearbeitet. Aber das Amt in der inneren Stadt gab mir mehr zu tun als mir meine Stellung in der Leopoldstadt auferlegte, die Verlegung der Universitätsbibliothek in die Universität erschwerte mir ihre Benutzung, hinzu kam ein beginnender grauer Star, der Besitz von Kindern in meiner zweiten Ehe machte mich zwar glücklich, brachte mir aber auch viele Sorgen und Kummernisse, die Gott in seiner Gnade bald von mir und meiner Frau nehmen möge- alle diese Umstände verschuldeten, dass ich mein Erziehungswerk liegen liess. Dennoch blieb ich nicht müssig. Meine Apologetik und manche kleinere Arbeiten, Vorträge, Abhandlungen, ver-

schiedene Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften bezeugen es. Insbesondere habe ich mich in letzter Zeit der Bibel, besonders der Tora, zugewendet und, wie ich glaube, viele ihrer Schoenheiten und Wahrheiten erst erschlossen. Mit der blossen Textkritik habe ich mich nicht befasst, ich bin nie ein Liebhaber dieser Art der Forschung gewesen. Nicht, dass ich aus meiner religiösen Ueberzeugung heraus davor zurueckschreckte. Ich glaube, dass unsere alten Lehrer mit ihrem "Lies nicht so, sondern so" mehr biblische Textkritik geuebt haben, als die christlichen Textkritiker, wenn sie auch nicht die Absicht hatten, sich an dem ueberlieferten Text zu vergreifen. Immerhin liegt in dem Spiel doch zu viel Ernst und selbst das Spiel vertraegt sich nicht mit der strengen Bestimmung der Mischna, dass die Leugnung des ^{goett} ~~XXX~~lichen Ursprungs selbst nur eines Buchstabens den Verlust der ewigen Seligkeit nach sich ziehe. Ich habe ^{mich} ~~XXX~~ ueber diesen Widerspruch und ueberhaupt ueber das Verhaeltnis unserer Religion zur Bibelkritik in einem Aufsatz in den ersten Jahrgaengen der Hebrew Quarterly Review ausgesprochen und will mich hier nicht darueber verbreiten. Tatsaechlich fuehrt die biblische Textkritik zu keinem besonderen Ergebnis, die christlichen Exegeten lassen bei der Behandlung des alten Testaments ihrem kritischen Beduerfnis die Zuegel schiessen, waehrend sie bei dem neuen sich den groessten Zwang auferlegen. Da bleibt Christus Gottes Sohn, suendenlos und der groesste aller Propheten, und doch kennen wir kein Zeugnis eines Zeitgenossen ueber ihn. Philo erwaeht ihn nicht und was Josephus von ihm sagt ist interpoliert. Aber Gottes Sohn bleibt er doch. Wo bleibt da das Kriterium der Kritik? Doch ich komme von allgemeinen Betrachtungen wieder auf mich selbst und meine literarische Taetigkeit zurueck. Mit der Drucklegung von Pre-

digten habe ich mich nicht viel befasst. Ich habe in den ersten Jahren meiner Wiener Stellung "Sieben Predigten" herausgegeben, dann nach dem Tode meiner ersten seligen Frau und ihr zu Ehren "Grabreden", abgesehen von einer oder der anderen in Sammlungen und Zeitschriften abgedruckten Predigt. Ich bin im allgemeinen kein Freund von der Drucklegung von Predigten, aber es liesse sich doch aus meinen Predigten eine Auswahl zusammen stellen, die wohl gedruckt zu werden verdiente. Schon als Illustration zur Zeitgeschichte, auf die in den Predigten immer Bezug genommen wurde. Das hat in Wien seine Berechtigung, denn in einer so grossen Gemeinde, wie in Wien, macht sich der Pulsschlag der Zeitgeschichte und Politik empfindlich geltend, was in der Predigt zum Ausdruck kommt. Anfangs verstand ich das nicht, weil ich diesen Pulsschlag selbst nicht fühlte, daher liessen meine Predigten kalt, so grosse Muehe ich auch auf sie verwendete. Aber je mehr ich selbst verwienerte, oder verösterreicherte, desto reicher flossen mir die zeitgeschichtlichen Anregungen bei Ausarbeitung meiner Predigten zu und desto mehr fanden sie Anklang. Besonders war dies bei den kurzen Freitag-Abend Ansprachen der Fall, die anfangs der 90er Jahre eingefuehrt wurden. Ich wollte, solange ich in der Leopoldstadt war, nichts von dieser Verlegung und Beschraenkung des Sabbat auf den Freitagabend wissen. Aber als ich in die Stadt kam, fuegte ich mich dem Wunsche des Vorstandes und heute moechte ich die Freitagabend-Ansprachen, die nun in allen Tempeln Wien's eingefuehrt sind, nicht mehr missen. Sie finden grossen Zulauf und Anklang, sind durch ihre Kuerze -ich dehae sie nicht ueber eine Vaertelstunde aus- wirksam, besitzen eine groessere Unmittelbarkeit als eigentliche Predigten, und halten die Gemeinde in Atem.

Dies kommt daher, dass ich diese Ansprachen nicht aufschreibe, sondern -allerdings nach sorgfaeltiger Vorbereitung der Gedanken- frei vortrage. Die Predigt in Wien hat ueberhaupt ihre eigene Geschichte. Als ich nach Wien kam, erzaehte man mir von Mannheimer, dass er von Mittwoch an Niemand vorgelassen habe, wenn er am Sabbat darauf zu predigen hatte. Es lag gleichsam ein geheimnisvoller Schleier ueber dem Entstehen einer Predigt, sie wurde als ein Mysterium betrachtet und die Gemeinde hatte eine heilige Scheu vor dem Entstehen der Predigt wie vor der Geburt eines Kunstwerkes und betrachtete sie auch als solches. Sie kann und soll es ja auch sein, aber diese aesthetische Ruecksicht kann zu Mannheimers Zeit weniger in Betracht, als der Umstand, dass damals bei den Juden die Faehigkeit deutscher Rede noch etwas ganz Seltenes war. Dieses Moment hat auch den ersten Predigern in Deutschland zunaechst zu ihrer Bedeutung verholfen, wie Kley, Salomon, Philippsen u.a. Heute kann jeder Kommis oeffentlich reden und seine Zuhoerer Erbauen oder hinreisseb. Natuerlich hatten Mannheimers Predigten auch eine tiefe innere Bedeutung, und vor allem kam seine allverehrte Persoenlichkeit darin zu Geltung. Das Persoenliche aber, der Charakter des Predigers ist bei jeder Predigt die Hauptsache. Jellinek zog dann den Midrasch heran und gab der Predigt eine bestimmte jaedische Faerbung, erpraegte ihr den Charakter einer "Derascha" auf, wodurch er besonders die in der altherkoesmlichen talmudischen Lehr-und Lernweise Aufgewachsenen hinriss. Weniger die Leute von aesthetischer Bildung, die an den Gedankenspielerien keine Freude hatten. Kuranda sagte mir einmal von Jellinek, dass er in seinen Predigten Schmetterlingen nachjage. Dem war in der Tat

so. Eine rechte Durcharbeitung nach wissenschaftlicher Art, die konsequente Ausfuehrung eines Gedankens lag nicht vor. Ich habe Jellinek nicht oft gehoert, aber ich habe einige sehr schoene Predigten von ihm gehoert, so besonders die im Jahre 1876 am 50 ten Jahrestage der Einweihung des Tempels in der inneren Stadt gehaltene, aber die meisten liessen mich kalt. Eine richtige Waerme des Gefuehls kam bei Jellinek nicht zum Ausdruck. Die Predigt zum Andenken an die im Jahre 1866 gefallenen Krieger, bald nach Beendigung des Krieges gehalten, war vollstaendig verunglueckt. Jellinek hat ganze Baende von Predigten drucken lassen, aber, wie mir sein Verleger sagte, hatten sie keinen buchhaendlerischen Erfolg. Diese Belehrung hat mich davon abgehalten, Predigtsammlungen drucken zu lassen. Wenigstens bis jetzt. Predigen ist heutzutage keine Kunst mehr, wenn man es auch zur Kunst erheben kann, was wohl nur wenigen gelingt. Aber zur Zeitgeschichte, wie zur Geschichte meiner eigenen Entwicklung enthalten meine Predigten manche Winke. Ich hatte die ~~gewissenhafte~~ Gewohnheit und habe sie noch, das Manuskript auf die Kanzel mitzunehmen. Denn Auswendiglernen fiel mir schwer. Am besten gings noch, wenn ich vor dem Schlafengehen lernte, dann wusste ich das Gelernte am anderen Morgen auswendig. Ich merkte mir auch die End- und Anfangsworte der aufeinanderfolgenden Saetze, was ein gutes memotechnisches Hilfsmittel war. Das Manuskript auf der Kanzel bat mir nun eine gewisse Sicherheit, obwohl ich nie hineinsah. Als ich jung war, schrieb ich ungewohnlich klein, ich kann die aus jener Zeit stammenden Reden heute nur schwer mit der Brille lesen. Trauungs- und Laichenreden schrieb ich nur ganz selten auf. Schon der Mangel an Zeit machte das Niederschreiben zumeist unmoglich. Schliesslich war bei der Kuerze solcher Reden -man nannte mich einen Meister der Kuerze- das Niederschreiben nicht noetig, da konnte

ich mich schon auf meine Uebung verlassen. Gefuehl ist bei solchen Gelegenheiten alles.

Alles in allem genommen ist die Predigt eine fuer das religioese Leben wichtige Institution. Sie hat sich aus der "Derascha" entwickelt. Als ich Rabbiner wurde, habe ich selbst in dem Bethause in der Schoenlaterngasse, dem Sitz des sel. Rabbiners Horwitz, an den ueblichen Tagen, naemlich eine Derascha gehalten. Obwohl ich nie eine gehoert hatte, wusste ich sie doch nach den alten Mustern zu formen und brachte manche witzige und scharfsinnige Auslegung, die natuerlich meiner wissenschaftlichen Bildung gemuess, Schliff und Abrundung erhielt, zustande. Diese Deraschas gefielen sehr. Von habe ich mich fern gehalten. Nach jeder Derascha wurde mir von dem Vorstand des Bethauses ein Hut Zucker, wodurch die Suessigkeit der vernommenen Derascha angedeutet werden sollte, ins Haus geschickt. Dergleichen Deraschas wurden in alter Zeit nur zweimal im Jahre oder wenig oeffter gehalten, waehrend die Abhaltung von Predigten haeufiger stattfindet. Dennoch war es eine weise Einrichtung des sel. Mannheimer, damit hauszuhalten und sparsam zu sein. In anderen Gemeinden wird an jedem Sabbat und Feiertag gesprochen, einmal eine eigentliche Predigt, das anderemal eine sogenannte Schrifterklaerung. Diese Haeufigkeit und Regelmuessigkeit schwaecht das Interesse. Deshalb habe ich, als einmal der Vorstand auch bei uns diese allsabbatlichen Ansprachen einzufuehren beabsichtigte, dieser Einrichtung Widerstand geleistet. Mit Erfolg. Auch der Prediger bedarf der Pause, sonst verflacht er sich. So verblieb es bei der Ordnung, die Mannheimer begruendet hatte, dass wir naemlich, Jellinek und ich, nur alle vierzehn Tage predigten. Da dies

abwechselnd geschah, so fand doch an jedem Sabbat in einem der Bethaeuser eine Predigt statt. Heute, wo die Bethaeuser wie die Rabbiner sich sehr vermehrt haben, finden an einem und demselben Sabbat mehrere Predigten statt. Im Winter aber werden, wie erwachnt, die Ansprachen am Freitag Abend gehalten.

Mannheimer hatte, da er von dem Rabbinat nichts wissen wollte und auch nichts wusste, sein Amt als Seelsorge bezeichnet und sich selbst Seelsorger genannt. Die Sache und ihre Benennung sind gleich unjuedisch. Ein Rabbiner nimmt keine Beichte ab, er kann keine Absolution erteilen, noch verweigern. Sein Seelenheil muss ein jeder selbst bei Gott suchen. Ein Rabbiner kann nur durch Lehre und Beispiel dazu die Anleitung geben, er ist der Mahner und Warner, das Gewissen der Gemeinde. Von diesem Standpunkt betrachtet ist eine grosse Anzahl von Rabbinern wie sie jetzt in Wien vorhanden ist, nicht vorteilhaft. So viele Gewissen sind so gut wie keines. Die Gemeinde, wenigstens die unsrige, hat auch nicht die Mittel, so viele standesgemäss zu erhalten. Wenige Rabbiner genuegen, aber es muessen Maenner sein. Als die Gemeinde durch Zuzug anwuchs, und ebenso die Zahl der Rabbiner, entstand in mir der Wunsch, den Titel Oberrabbiner zu fuehren. Man wusste nicht mehr, wer Koch, wer Kellner war. Den Titel Oberrabbiner sollte mir nach innen, wie nach aussen, eine massgebende Bedeutung verleihen. Weder Eitelkeit, noch Habsucht hat diesen Wunsch in mir gezeitigt. Eine gelegentliche Anregung von mir fiel auf guenstigen Boden und der Vorstand, resp. der Praesident Wilhelm von Gutmann vollzog meine Ernennung zum Oberrabbiner mittelst Zuschrift Z.820 v. 28. Maerz 1892. Da Jellinek der seltere Kollege war, wurde auch ihm dieser Titel zuerkannt, er hat aber niemals

Gebrauch davon gemacht. Als nach seinem Tode (Ende 1893) das Gemeindestatut beraten wurde, machte das orthodoxe Mitglied der Kommission, Hirschel, die Bemerkung, dass zwei Oberrabbiner keinen Sinn haetten. Infolgedessen wurde in das Gemeindestatut die Bestimmung aufgenommen: "Der Vorstand hat das Recht, aus den vorhandenen Gemeinderabbiner einen Oberrabbiner zu ernennen". Trotz der Deutlichkeit dieser Bestimmung hat der Vorstand wiederholt den Versuch gemacht, auch meinen Kollegen Dr. Schmiedl diesen Titel zu verleihen. Es ist aber immer, hauptsächlich auf das Betreiben des Gouverneurs Theodor Ritter v. Taussig, unterblieben. Wenn es der Gemeinde glueckt, den rechten Mann zum Oberrabbiner zu machen, soll sie seine Bedeutung nicht durch die Ernennung eines zweiten schmuelern. Ich glaube, dass ich wiederholt in der Lage war, als Oberrabbiner d.h. als der berufene Vertreter der Gemeinde als religiöser Koerperschaft ihr und dem Judentum zu nuetzen und die rechte Seelsorge zu entfalten. So besonders durch eine im grossen Musikvereinssaal anlaesslich des Hilsner-Prozesses gegen die Ritualmordverdächtigung im Jahre 1899 gehaltene Rede. Es war ein Ereignis von der hoechsten Bedeutung. Der maechtige Saal war von der besten juedischen Gesellschaft ausgefuellt. Vielen, so auch meinem Freunde David v. Gutmann wurde der Einlass nicht mehr gewahrt. Nach den einleitenden Worten des damaligen Vize-Präsidenten Dr. Alfred Stern hielt ich die eigentliche Rede, die von rauschendem Beifall begleitet und von einem foermlichen Jubel gefolgt war. Selbst der anwesende Regierungsvertreter erklarte, er habe einen solchen Enthusiasmus in einer oeffentlichen Versammlung nicht erlebt. Ich selbst war von der Wirkung aufs Hoechste ueberrascht, und als nach Beeddigung der Rede noch immer Beifallsstuerme sich erhoben, musste ich erst von Anderen darauf aufmerksam gemacht werden, dass

sie mir galten. Ich lag schon im Bette, als ein Brief des Praesidenten Heinrich Klinger kam, der krankheitshalber der Versammlung nicht beigewohnt hatte und nach empfangenen Berichten seine groesste Bewunderung mir kund gab. "Ich hab es immer gesagt" -schrieb er- "Sie sind unser Kardinal". Theodor Herzl gratulierte mir mittelst Visitenkarte zu der "schoenen Rede". Von den verschiedensten Seiten erhielt ich anerkennende Zuschriften und Telegramme, auch an Schmachungen aus antisemitischen Kreisen fehlte es nicht. Die anerkennende Zuschrift des Vorstandes hat folgenden Wortlaut:

Z.9751 ex 1899

Wien am 19.Oktober 1899

Sr.Ehrwuerden

Herra Dr. M. Guedemann

Oberrabbiner der israel. Cultusgemeinde

Wien

Euer Ehrwuerden

Hochgeehrter Herr Oberrabbiner!

In der Geschichte der Wiener israelitischen Cultusgemeinde wird der 7.Oktober 1899 einen hervorragenden Gedenktag bilden. Die kaum glaubliche, die Menschheit beschaeuende Tatsache, dass anlaesslich des Kulenberger Prozesses ueber die Ermordung der Agnes Hruza in Polna unsere Hasser und Widersatzer die Zeit wieder fuer gekommen erachteten, die Reinheit und Lauterkeit unseres Glaubens zu besudehn, mit der Blutluege Juden und Judentum ins Herz zu treffen, hat den Vorstand veranlasst, mit einer feierlichen Action vor die Oeffentlichkeit zu treten. Dass diese so eindrucksvoll, ja ergreifend sich gestaltet hat, dass ist in erster Linie Euer Ehrwuerden zu danken.

Wir stehen alle unter dem maechtigen Eindrucke Ihrer flammenden Worte.

Mit der bezwingenden Macht Ihres Wissens, mit den Beweisen der Geschichte, der Vernunft und des Glaubens haben Sie ~~ZXX~~ Zeugnis abgelegt fuer die strahlende Reinheit unserer heiligen Religion.

Ihre Ansprache -ein Meisterwerk hinreissender Beredsamkeit- hat in Tausenden unserer Glaubensgenossen Begeisterung erweckt und sie in schwerer Zeit mit neuem Mut erfuehlt. Ihr Wort wird aber auch -so hoffen wir- vor dem Urteile der Mitwelt nicht ungehoert verhallen.

Wir verdolmetschen die Gefuehle der ganzen Gemeinde, ja jedes guten Juden, indem wir Ihnen, hochgeehrter Herr Ober-
rabbiner, ueber den auf Antrag des Praesidiums vom 15. Okto-
ber 1899 einhellig gefassten Beschluss den Ausdruck der
rueckhaltlosesten Anerkennung, die Erklaerung des innigsten
Dankes uebermitteln.

Mit vorzueglichster Hochachtung

Der Erste Sekretaer
Dr. Th. Lieben

Der Vorstand der Israelitischen
Cultusgemeinde

H. Klinger
Dr. Alfred Stern
Dr. Gustav Kohn
W. Stassay
Steiner
Moriz Hirsch
Salo Cahn

Ich habe schon fruher hoechst ehrenvolle Anerkennungsschreiben vom Vorstande erhalten, wenn ich aber dieses nach 13 Jahren ueberlese, -ich schreibe 1912- dann darf ich wohl ohne Ueberhebung sagen, dass es nicht mehr uebertroffen werden kann.

Auch bei einer anderen Gelegenheit konnte ich meine Stellung als Oberrabbiner und als der berufene Wortfuehrer in religioesen Dingen zum Nutzen der juedischen Gemeinde und des Judentums geltend machen. Man erinnert sich des peinlichen Aufsehens, das durch die Anwesenheit eines Wiener juedischen Ehepaares bei der Papstmesse, und insbesondere dadurch hervorgerufen wurde, dass die Frau die dargereichte Hostie wieder aus ihrem Munde entfernte. Es war in der Blutezeit des Antisemitismus. Der Gatte, Sohn eines Rabbiners und ein hoechst achtbarer Gelehrter, musste seine Stellung als Professor an der Wiener neuen Handelsakademie aufgeben. Ausserdem zog der Unwille und die Verstimmung in der katholischen Christenheit immer weitere Kreise. Unter dem

unmittelbaren Eindrücke dieser Vorgänge entschloss ich mich am 8. Tage des Pessachfestes, der Seelengedächtnisfeier einige aufklärende und beruhigende Worte ueber den Vorfall vorausschicken. Ich hatte den Praesidenten der Gemeinde, der im Tempel anwesend war, um sein Einverstaendnis befragt. Er aeusserte seine volle Uebereinstimmung, meinte jedoch, ich solle sagen, dass ich meine Erklaerung im Auftrage, oder auf Ersuchen des Vorstandes abgebe, was ich aber ablehnte. Denn hier handelte es sich um eine rein religioese und theologische Aufklaerung. Ich sagte also mit wenigen Worten, dass jener viel besprochene Vorfall das groesste Bedauern in juedischen Kreisen erzeuge, da das Judentum seinen Bekennern Ehrerbietung vor jeder Religion und insbesondere vor dem Haupte der katholischen Christenheit zur Pflicht mache. Wenn diese schuldige Ehrerbietung verletzt worden sei, so duerfe man dies nicht den Juden zur Last legen, die den Vorfall vielmehr aufs Tiefste beklagen. Die Worte machten grossen Eindruck. Sie wurden von allen Zeitungen wieder gegeben und Oberrabbiner Dr. Herman Adler in London schrieb mir, dass der dortige Erzbischof ihm seine Anerkennung ueber meine Erklaerung ausgesprochen habe. So war es doch gut, dass ich als Oberrabbiner eine Art autoritativer Stellung bekleidete.

Da ich von der mir zuteil gewordenen Anerkennung rede, so darf ich auch die Auszeichnung nicht unerwaehnt lassen, die mir Kaiser Franz Josef I durch meine Ernennung zum Ritter des Franz Josef Ordens angedeihen liess. Es hat damit eine eigentuemliche Bewandtnis, die der erwachten Auszeichnung erst ihre richtige Bedeutung verleiht, denn was mich betrifft, so habe ich von jeher alle Ehrungen abgelehnt, weder die silberne Hochzeit in meiner ersten Ehe, noch mein fuefundzwanzigjaehrigen, mein vierzigjaehrigen Amtsjubilaeum, noch meinen 70 Geburtstag

habe ich gefeiert, noch feiern lassen. Man kann sich denken, dass ich mich auch nicht um den erwahnten Orden im Geringsten bemueht habe. Aber an einem der Fruhlingstage des Jahres 1897 kam der Reichratsabgeordnete Dr. Arnold Rapaport v. Porada, ein Enkel des beruehmten Prager Oberrabbiners dieses (bei ihm freilich nicht mit dem Adelspraedikat versehenen) Namens zu meiner groessten Ueberraschung zu mir, denn wir standen nicht auf dem Besuchsfuss, obwohl wir uns kannten und R. mir immer ehrerbietig entgegenkam. R. eroeffnete mir sofort die Ursache seines Besuches, indem er mir geheimnisvoll und gegen Zusicherung strengster Verschwiegenheit Mitteilung von der mir zugedachten Auszeichnung machte. Ich war wie aus den Wolken gefallen, denn weder Mannheimer, noch Jellinek hatte einen Orden besessen, noch war dies meines Wissens bei irgend einem fruheren Rabbiner in Oesterreich-Ungarn der Fall gewesen. Wie also kam Saul unter die Propheten, oder -in meinem Fall wohl richtiger- der Prophet unter die Saule? Damit verhielt es sich folgendermassen: Graf Badeni, ein Pole, war Ministerpraesident geworden. Er war und fuehlte sich berufen, die Demagogie Luegers zu brechen und hatte auch den Kaiser bestimmt, dessen Wahl zum Buergermeister der Stadt Wien nicht zu bestaetigen. Aber dadurch, wie durch seinen ruecksichtslosen Antisemitismus, erhielt die Popularitaet Luegers einen Aufschwung. Die Regierung musste in den saueren Apfel beissen und die erneute Wahl Luegers zum Buergermeister der Stadt Wien dem Kaiser zur Bestaetigung vorschlagen. Um den ^{uehler}Einfluss, den dieser Vorgang auf die Juden hervorbringen musste, zu mildern, wurde mir, als dem Oberrabbiner, das Ritterkreuz des Franz-Josef-Ordens verliehen. Tatsaechlich traegt das mir

ueberreichte Ernennungsdokument wie die Bestaetigung Luegers zum Buergermeister ein und dasselbe Datum -den 20. April 1897. So kam ich, ohne zu wissen wie, in die Politik. Noch mehr durch meine Audienz. Nachdem ich von dem Kaiser die Erlaubnis erbeten hatte den ueblichen Segensspruch ueber das gekroente Haupt mit bedecktem Kopf hebraeisch vortragen und, nach Entbloessung meines Kopfes ins Deutsche uebersetzen zu duerfen -was Se.Majestaet durch Nicken des Kopfes bewilligte, fuegte ich hinzu: "Gestatten Majestaet, meinen tiefgefuehlten Dank fuer die mir verliehene Auszeichnung vortragen zu duerfen, worin meine Glaubensgenossen in dieser fuer sie so schweren Zeit ein Zeugnis der unwandelbaren Huld Ew. Majestaet erblicken". Worauf der Kaiser zustimmend erwiderte: "Ich wuensche, dass sie es so auffassen". Die unterstrichenen Worte hatte ich ganz haralos und ohne Bewusstsein von ihrer Tragweite aus der Stimmung heraus, die damals alle Juden beherrschte, vorgebracht, sie enthielten eigentlich eine Kuehnheit, hatten aber die Wirkung, die bemerkenswerte Aeusserung des Kaisers zu provozieren. Gleich nach der Audienz erkundigte sich die "Neue freie Presse" nach dem Wortlaut der Audienz, er erschien auch im Nachmittagsblatt desselben Tages und machte ungeheures Aufsehen. Hatte man mir zu der Dekoration vielfach gratuliert, so weckte mein Verhalten in der Audienz den hoechsten Beifall; man bewunderte meinen Mut und meine Schlagfertigkeit und die Worte des Kaisers erregten die hoechste Befriedigung. Baron Albert Rothschild liess mich zu sich bitten und drueckte mir seine freudige Teilnahme aus, meinte aber, dass die Veroeffentlichung des Wortlautes der Unterredung oben Anstoss erregen wuerde. Als ich dies dem Statthalter mitteilte, beruhigte er mich und

sagte, dass die Veroeffentlichung der Absicht des Kaisers entsprochen haette. Dies ist die Geschichte meiner Dekorierung, die durch die erwachten Begleitumstaende erst die Bedeutung erlangte, die ihr an sich nicht inne wohnte, denn Vielen erschien dieser Orden der Stellung eines Oberrabbiners nicht angemessen. Der Inhaber einer Korrespondenz hatte auch, wie er mir mitteilte, dem Grafen Badeni gesagt: "Excellenz, der Oberrabbiner ist unser Bischof!" Badeni meinte aber, man habe den Rang eines Kaplans ins Auge gefasst, eine Reparatur wuerde sich spaeter finden. Ich habe aber weder vorher noch nachher dieser Sache Wert beigelegt.

Nach der Unterbrechung, welche die Schilderung der hervorragendsten mir zuteil gewordenen Anerkennungen veranlasst hat, will ich naeher auf die in der Ueberschrift dieses Kapitels erwachte Seelsorge eingehen. Ich habe schon erwacht, dass dieser Ausdruck von Mannheimer zur Bezeichnung seiner Stellung eingefuehrt und von Jellinek beibehalten wurde. Da Mannheimer urspruenglich nur den Titel eines Religionslehrers der Israeliten Wiens fuehren durfte -den Titel Prediger liess der Staat damals nicht zu, ebenso wenig die Bildung einer israelitischen Gemeinde-, so war es verzeihlich, wenn er seiner Stellung mit ihrer Bezeichnung als Seelsorger eine breitere Grundlage verlieh. Ich habe jedoch bereits bemerkt, dass der Begriff unjuedisch ist. Man mag ihn hoechstens als ein Synonym fuer Wohltuetigkeit gelten lassen, die allerdings in den Pflichtenkreis des Rabbiners faellt und schliesslich auch der Seele zugute kommt. Mannheimer genoss den Ruf eines grossen Wohltueters. So wurde mir sein Wirken geschildert, als ich bald nach seinem Tode nach Wien kam. Der Ruf war ohne Zweifel begruendet, aber man muss bedenken, dass zu seiner Zeit die Gemeinde klein war, durch den Mangel an Freizuegigkeit erkluert es sich, dass es ansaessige juedische Arme

ueberhaupt nicht, oder doch nur in geringem Masse gab, zumeist beschränkte sich ihre Anzahl auf durchreisende Bittsteller. Andererseits waren die Mitglieder der juedischen Gemeinde in guten, oft glänzenden Verhaeltnissen, und bei der Verehrung, die Mannheimer genoss, ward es ihm leicht, sie zu Liebesgaben zu veranlassen. Zudem sass Mannheimer im Vorstand der Armenanstalt und konnte demnach ueber oeffentliche Gelder verfuegen. Ganz anders standen die Dinge schon unter Jellinek. Es hatte sich bereits ein grosses Kontingent von ansässigen armen Juden ausgebildet und Jellinek sass ^{nicht} ~~MYXt~~ im Vorstand der Armenanstalt. Dies war wohl der Hauptgrund, dass Jellinek nicht den Ruf eines Wohltäters genoss. Aber diese Seite der Stellung ward seit Mannheimer von dem Publikum besonders betont, und kaum war ich nach Wien gekommen, so fragte man in den Kaffeehaeusern, wenn von mir die Rede war: "Ist er wohltaetig?" Dies wurde mir oft von Ohrenzeugen mitgeteilt, ja, als ich einmal in den ersten Jahren nach Karlsbad kam, erzählte mir ein Hildesheimer Jugendfreund, dass ein Wiener, den er zufaellig gesprochen, an mir auszusetzen gehabt haette, ich staende nicht im Rufe eines Wohltäters. Mein Jugendfreund machte mir diese Mitteilung unter Lachen, und ich muss in dieses Lachen einstimmen, werde auch wohl die Leser dieser Zeilen dazu anregen, wenn ich jetzt, nach 46 Jahren, ihnen erzähle, wie sich zumal das Kaffeehauspublikum die Wohltaetigkeit, die ich ueben sollte, vorstellte. Zunaechst muss ich die Brautausstattung erwaechnen. Diese ist ja eine von jeher unter den Juden uebliche und geruehmte Mizwa oder religioese Handlung. Aber es kam vor, dass hoechst achtbare Maenner dem Braeutigam einer ihre Tochter 4000 und mehr Gulden zugesagt hatten und es

selbstverstaendlich fanden, dass ich diese Summe aufbringen, d.h. zusammenschnorren wuerde. In Magdeburg war nie ein derartiges Ansinnen, auch nur den geringsten Betrag zu solchem Zwecke aufzubringen, an mich gestellt worden, und mein seliger Vater haette sicher einem jeden die Thuer gewiesen, der aus freien Stuecken ihm zur Verheiratung seiner Tochter haette behilfflich sein wollen, geschweige, dass es ihm eingefallen waere, eine solche Hilfe anzusprechen, und er war doch all seine Lebtag ein mittelloser, aber stolzer Mann gewesen. Man kann sich meine Verblueffung denken, als zuerst solche Forderungen an mich gestellt wurden. Ich dachte mir, das muesse so sein, und habe oft solche Bittgaenge bei den reichen Juden, die mir wohlgesinnt waren, gemacht. Ein anderes Gebiet der Wohltaetigkeit war die Sammlung von Beitraegen fuer Sommerkuren und Sommerwohnungen auf dem Lande. Wie ich schon erwaeht habe, im Sommer auf dem Lande wohnen musste jeder, und ich war gezwungen, fuer verschaeemte und unverschaeemte Arme oder sich arm Stellende Geld zu diesem Zweck zu sammeln. Das Lustigste aber war die Unzahl von Schauspieler- und Kuenstlertalenten, denen ich Maeezene verschaffen sollte. In den ersten Jahren verging kaum eine Woche, in der nicht ein Vater oder eine Mutter mir eroeffnete, ihr Sohn sei ein angehender Sonnenthal, ihre Tochter eine heranreifende Patti- wofuer auch Zeugnisse aus den Schauspiel- und Opernschulen beigebracht wurden-, und ich wuerde mir den groessten Ruhm erwerben, wenn ich das noetige Geld fuer die Ausbildung herbeischaffen wuerde. Ich war in diesen Dingen fremd, dachte mir bber, es sei meines Amtes, den zukuenftigen Stars zu helfen und so sammelte ich Geld, so viel ich konnte. Ich kann aber bezeugen, dass auch nicht einer, oder eine dieser Hoffnungsvollen, fuer

die ich Muhe und Zeit verschwendete, etwas geworden ist. Als ich kam, waren alle Kunstjuenger und Kunstjuengerinnen von dem Erfolg der Karoline Bettelheim geblendet, die an dem Himmel der Wiener Oper strahlte, und die nachher den sehr reichen und angesehenen Bruenner Grossgrundbesitzer und Abgeordneten Julius v. Gomperz geheiratet hat. Alle glaubten es ihr nachtun zu koennen, und ich sollte zu dem Erfolge behilflich sein. Ein grosses Kontingent der Bittsteller bestand aus verkrachten Kaufleuten. Es kam vor, dass ich einen Betrag von 20,000 Gulden aufbringen musste, kleinere Betraege, die zahlreich waren ganz zu schweigen. Immer stand die Ehre, ja das Leben auf dem Spiel, Aber wie gewonnen, so zerronnen. Alle diese Leute waren laengst unrettbar verloren, denn ein Kaufmann, der noch zu retten ist, wendet sich nicht an den Rabbiner, sondern findet in der Kaufmannswelt Unterstuetzung, und so war ich nur der Betoerte. Zu den heimischen Bittstellern kamen nun noch die Auswaertigen, die meisten Briefe, die ich bekam, waren Bettelbriefe oder Empfehlungen Armer durch wohlhabende Leute, die reichlich haetten selbst helfen koennen, die aber irrtuemlich meinten, dass ich in die Geldbeutel der reichen Juden nur so hineingreifen durfte. Zu den Bitten um Geld gesellten sich dann noch in gleicher Menge die Bitten um Beschaffung von Anstellungen, Protektionen u.dgl. Unter der Masse verschiedenartigster Ansprueche, die auf diese Weise an meine "Wohltaetigkeit" gestellt wurden, erlahmte ich nach und nach, Waerme und Begeisterung fuer diesen Teil meines Berufes kuehlten ab, da ich nicht die Freude des Erfolges genoss, und oft erschien mir diese Seite meines Berufes wie eine Wueste, in der nichts gedeiht, keine Blute das Auge erfreut, sondern alles verlandet. Ich glaube auch, dass Mannheimer, wenn er diese Zustaeude erlebt

haette, seinen Ruf als Wohltater eingebuesst oder gemaecht erlangt haben wuerde. Denn der wirklich ehrenhafte Arme bettelt nicht. Einmal gab ich einem solchen eine Empfehlung an ein reiches Haus. Als ich ihn einige Tage spaeter traf und ihn fragte, ob er die Gabe -die ich vorschreiben pflegte- bekommen habe, antwortete er: "Ja, aber nie wieder moechte ich einen solchen Weg gehen". Ich fragte unmutig: "Sind Sie etwa schlecht behandelt ~~XXXXXX~~ worden?" Worauf er: "Im Gegenteil, man ist mir so freundlich entgegen gekommen, dass ich, wenn mir dies oefter begegnete, in Versuchung geraten wuerde, ein Schnorrer zu werden". In der Tat habe ich denen, die zum ersten Male mich um eine Empfehlung zur Erlangung von Geld angingen, ernstlich und dringend abgeraten, die Empfehlung, die ich bereit gewesen waere zu geben, anzunehmen, indem ich hinzufuegte: "Ich bin wie die (rote Kuh), wovon der Talmud sagt, dass ihre Asche den Reinen verunreinige, waehrend sie den Unreinen reinige. Auch das durch meine Empfehlung erlangte Geld verunreinigt Sie, es wird Sie auf den Weg des Bettlers draengen". Auf diese Weise habe ich vielleicht wohltuetiger gewirkt, als durch Befriedigung der mir vorgebrachten Wuensche um Geld und anderweitige Unterstuetzung. Womit ich nicht in Abrede stellen will, dass ich hin und da der augenblicklichen Not abhalf, oder sonst Gutes stiftete. Besonders, wenn es sich um das allgemeine Wohl handelte. So ist die von mir ins Leben gerufene Volkskueche ein seit mehr als 30 Jahren bestehendes Institut, das segensreich wirkte. Weniger gluecklich war ich mit einem palaestinensischen Kolonisationsversuch, fuer den man mich gewonnen hatte und fuer den ich 60 000 Kronen gesammelt habe. Ein grosser Teil war unnuetz ausgegeben,

den Rest uebergab ich der Israelitischen Allianz in Wien zur Verwaltung. Uebrigens haben sich diese Verhaeltnisse von selbst geaendert. Mit der Zunahme der Gemeinde an Armen und mit der Abnahme der Reichen sind die Ansprueche geringer geworden. Niemand verlangt mehr Geld zu kuenstlerischer Ausbildung, selten noch gelangt die Bitte um Heiratsausstattung an mich, ich habe mich darauf beschraenkt, nur an zwei Haeuser Empfehlungen zu geben, auf denen ich die zu verabreichende Summe notiere. Diese wird auch regelmaessig ausgefolgt. So hat sich das Gebiet der Wohltatigkeit verkleinert, ist aber eben dadurch eher fruchtbarer geworden, weil ich haushalte. Das soll man mit dem eigenen Gelde, und noch in hoeherem Grade mit fremden Geld. Von einem Wohltater erhalte ich seit 40 Jahren monatlich 100 K., der laengst verstorbene Vater hat diesen schoenen Gebrauch eingefuehrt, und der Sohn setzt ihn bis zum heutigen Tage fort. Sonst duerfte es in dieser langen Zeit nicht zehn Mal vorgekommen sein, dass man mir Geld zur Verteilung geschickt haette. Alles geht an die Gemeinde, es ist mir nicht leid darum, denn es gehoert ein eigenes Bureau, eine eigene Anstalt dazu, die einlaufenden Gelder gewissenhaft zu verteilen. Ein Rabbiner hat hoehere Aufgaben zu erfuelen, und er kann nur einen kleinen Teil seiner Zeit und Kraft der Wohltatigkeit zuwenden, wenn seine Aufgaben die ihnen gebuehrende Berueckfinden sollen.

Ich schliesse dieses Kapitel und diesen Teil einige Tage nach des Jahres 1912, an welchem 50 Jahre seit meiner Antrittspredigt, die ich an demselben Sabbat in Magdeburg gehalten, abgelaufen waren. Ich habe dieses Jubilaeum ebenso wenig, wie irgend ein fruheres, gefeiert, aber im Stillen habe ich Gott dafuer gedankt, dass er mich die fuenfzigste Wiederkehr dieses Tages in Gesundheit und Frische hat erle-

ben lassen. Ich habe an diesem fuenfzigsten Sabbat, wie ich glaube, ebenso vernehmlich und eindringlich wie einst vor 50 Jahren gepredigt. Am Mittag waren wir bei unseren Verwandten, Julius und Klara Winkler, zu Gaste (waehrend unsere Kinder in Baden wareh), und so gab es auch ein Jubilaeeumsmahl, ein stilles, friedliches und herzliches, bei der auch meiner 46 jaehrigen Amtstaetigkeit in Wien dankbar Erwaehnung fand. Moege Gott mir beistehen, in seinem Dienste, zur Ehre seines Namens weiter zu wirken, solange es ihm gefaellt. "In Deiner Hand sind meine Geschicke".

Ich ergaenze diese Beschreibung meines bisherigen Lebens durch Betrachtungen ueber sichere Vorfaelle und Aufzeichnungen kuenftiger, mich beruehrender, oder sonst mir wichtig erscheinender Ereignisse.

Dritter Teil

I. Meine Stellung zum Zionismus.

Meine bisherige Darstellung enthaelt die wichtigsten Ereignisse meines Lebens, wie sie mir gerade in der Erinnerung geblieben sind und an ihr sich aufgereiht haben. Ich habe erst spaet, an meinem 64.Geburtstage, angefangen, diese Erinnerungen aufzuschreiben. Heute befinde ich mich in meinem 78. Lebensjahre. Ich habe die Niederschrift oeffters und fuer lange Zeit unterbrochen und vieles mag meiner Erinnerung entfallen sein, was fuer meinen Entwicklungsgang und meine Stellung im Leben von Bedeutung ist. Deshalb habe ich mir vorgenommen, in diesem Teile Einzeldarstellungen solcher sowohl fuer mich wie auch an sich wichtigen Momenten zu geben, um sie fuer meine Kinder sowie fuer diejenigen, die diese Erinnerungen lesen, festzuhalten. Im Uebrigen werde ich, solange mir Gott das Leben schenkt, meine Erlebnisse nunmehr tagebuchmaessig mitteilen. Zunaechst will ich nun den in der Ueberschrift angegebenen Gegenstand besprechen.

Es war im Jahre 1894, im Herbst oder Anfang Winter, in dem Trauerjahre nach dem Tode meiner seligen Frau und in den ersten Monaten nach meiner Uebersiedlung in die innere Stadt, als ich einen Brief aus Paris erhielt, der, wie sich nach der Eroeffnung ergab, von Dr.Theodor Herzl herruehrte. Ich besitze diesen Brief nicht mehr, da es meine Gewohnheit war, die Briefe, die ich erhielt, nach ihrer Beantwortung zu vernichten. Bei wenigen machte ich eine Ausnahme, oder sie blieben von selbst liegen, ohne dass ich die Absicht hatte, sie aufzubewahren. Auch die Herzl'schen Briefe besitze ich meines Wissens nicht mehr und gerade in Betreff dieser bedauere ich es, sie nicht aufbewahrt zu haben, denn

ich könnte sonst manches dokumentarisch feststellen, was ich jetzt nur auf Grund meiner Erinnerung, aber natürlich wahrheitsgemäss mitteilen werde. Ich muss bemerken, dass ich Herzl damals, als ich den oben erwähnten Brief von ihm erhielt, nicht persönlich kannte. Ich wusste nur von ihm durch seine in der Neuen freien Presse veröffentlichten Berichte und Feuilletons. Ich hatte ihn trauen sollen. Sein Vater und sein Schwiegervater Naschauer waren deshalb, während ich noch in der Leopoldstadt wohnte, bei mir gewesen. Aber der ploetzliche Tod meines Schwagers in Magdeburg noetigte mich, dorthin zu reisen, um an dem Leichenbegaengnisse teilzunehmen, und so war ich ausser Stande, die mir angetragene Trauung Dr. Herzl's zu vollziehen. Was nun den erwähnten Brief betrifft, so gab mir Dr. Herzl darin seine Absicht kund, sich der bedrängten Juden anzunehmen. Das Naechere behielt er einer unendlichen Auseinandersetzung vor, zu der ich nach Caux am Gen  ver See kommen und einen Finanzmann, als welchen er einen bekannten Wiener Boersenspekulanten bezeichnete, mitbringen sollte. Ich muss sagen, dass der Brief insofern einen tiefen Eindruck auf mich machte, als er das juedische Interesse Herzl's bekundete, desgleichen ich bei einem Journalisten von Bedeutung bisher nicht wahrgenommen hatte. Denn die juedischen Journalisten waren durch die Bank, mit Ausnahme Ignaz Kuranda's, der allerdings diesen Beruf nicht mehr ausuebte, von der groessten Gleichgueltigkeit, um nicht zu sagen Feindseligkeit gegen das Judentum erfuehlt, und auf nichts konnte man mit groesserem Recht den Ausdruck *lucus a non lucendo* anwenden, als auf das gelaefuige Wort von der Judendrucke wenn darunter eine den Juden guenstige Presse verstanden werden

soll. Ich antwortete Herzl, indem ich meiner Freude ueber sein juedisches Interesse Ausdruck gab, erklarte aber, nach dem mir unbekannten Ort nicht kommen und eine so weite Reise aus verschiedenen Gruenden nicht unternehmen zu koennen. Ich fuegte hinzu, dass der von ihm namhaft gemachte Finanzmann sich garnicht zu einer Beratung eigne und schlug Dr. Heinrich Meyer Cohn zur Teilnahme vor. Dieser Mitinhaber des bekannten Berliner Bankhauses Abraham Meyer Cohn hatte mich aufgesucht, um meine Bekanntschaft zu machen und kehrte wiederholt bei mir ein, denn das Judentum lag ihm sehr am Herzen und er hat es oeffters mit Geist und Waerme in Wort und Schrift vertreten. Er ist leider vor einigen Jahren im besten Mannesalter durch den Tod dahin gerafft worden. Dass uebrigens Herzl auf den Wiener Finanzmann verfallen war, beweist seinen Mangel an Menschenkenntnis, den ich auch nachtraeglich an ihm wahrgenommen habe und der gewiss auf seine weitere Laufbahn und sein Schicksal von Einfluss gewesen ist. Ich muss noch bemerken, dass ich die Absicht Herzl's, den Juden zu helfen, keinen Augenblick anders auffasste, denn als eine den Wiener Juden, die damals gerade unter dem aufkommenden Antisemitismus zu leiden hatten, hilfreiche journalistische Aktion. Was sich nun weiter zutrug, weiss ich nicht, ich heiratete im Maerz 1895 und war, wie man denken kann, von meinen persoentlichen Angelegenheiten eingenommen, aber es muss wohl ein Briefwechsel zwischen Herzl und mir stattgefunden haben, denn es war zwischen uns eine Uebereinkunft getroffen worden, dass wir im Sommer 1895, ich habe das Datum vergessen, in Muenchen im Hotel 'Zu den vier Jahreszeiten' zusammen kommen sollten, und dass ich Dr. Heinrich Meyer Cohn bestimmen sollte, gleichfalls an dieser Begegnung teilzunehmen. Ich

reiste am Freitag ab und Samstag frueh trafen wir uns in Herzl's Zimmer, wo dieser sogleich die Vorlesung eines an das Pariser Haus Rothschild abzusendenden Briefes begann. Es waren lauter kleine Zettel in Duodezformat, von denen Herzl laenger als eine Stunde ablas. Ich sass dabei wie ein aus den Wolken Gefallener, kaum faehig, der Vorlesung Gehoeer zu schenken, denn ich wusste nicht, wo Herzl hinaus wollte und wie die Pariser Rothschilds imstande sein sollten, uns Wiener Juden aus unserer Bedraengnis zu helfen, worauf es doch nach meiner vorgefassenen Meinung hauptsaechlich ankam. Allmaelig begriff ich, dass es sich garnicht um diesen Punkt handelte, sondern um die Bildung eines Judenstaates, denn was Herzl nachmals in seiner unter diesem Titel erschienenen Schrift ausgefuehrt hatte, davon waren in dem Briefe bereits die Grundzuege entworfen. Einer von den Rothschilds sollte zum Fuersten gewaehlt werden, da dieses Bankhaus seine Bedeutung als Geldmacht ohnehin einbuessen wuerde. Sehr viel war von Trust die Rede, einem Ausdruck, dessen Bedeutung mir damals noch unbekannt war, u.s.w. Nach Beendigung der Vorlesung erschien ich mir wie ein sich selbst abhanden Gekommener, ich war stumm und wusste nichts zu sagen. Nur Dr. Heinrich Meyer Cohn entgegnete Herzl ein Langes und Breites, aber auch dafuer fehlte mir das Verstaendnis und Interesse und ich vermoechte kaum, aus den entlegenen Fernen, in die meine Gedanken versprengt waren, wieder zu mir zu kommen. So hatte ich vollstaendig meine Besinnung und die Herrschaft ueber mich selbst verloren.

Ich erwachne diese meine Haltung ausdruuecklich, weil viele Jahre nachher Rabbiner Dr. Werner in Muenchen mich fragte, ob es wahr sei,

dass ich Herzl nach seiner Vorlesung um den Hals gefallen sei und ihm gesagt habe: "Sie sind unser Messias!" Niemals ist eine groessere Unwahrheit als diese erfunden worden. In einem von Muenchen aus an meine Frau gerichteten Briefe, der mir jetzt, 1915, also nach zwanzig Jahren, zufaellig wieder in die Haende gefallen ist, schrieb ich woertlich: "Herzl ist ein Poet, aber die Sache, so interessant sie ist, ist undurchfaehrbar". Dies also war der frische Eindruck der Vorlesung.

Nach der Vollendung der Vorlesung begaben wir drei uns in die juedische Restauration zu gemeinsamen Mittagsmahl, ohne dass weiter von dem Gegenstand der Vorlesung die Rede war. Nachmittags ging jeder von uns seiner Wege, erst am anderen Tage, Sonntag, hatte ich wieder Gelegenheit, Herzl zu sprechen. Er begleitete mich auf den Bahnhof und auf seine Frage, was ich zu seiner Idee sage, antwortete ich, dass er aehnlich dem damals erschienenen "Freiland" auch seine Idee in einem Roman verarbeiten solle. Da wuerde es sich zeigen, welche praktische Wirkung die Idee auszuloesen vermoege. Herzl hoerte mich ruhig an wie einer, der den Vorschlag nicht ganz von der Hand weise. Ich fragte ihn auch, wieso er dazu gekommen sei, sich mit so viel Waerme der Juden anzunehmen, worauf er mir seinen Vater als denjenigen bezeichnete, der ihn in diese Richtung gedraengt habe. Er erzaehte mir, dass er an einen Rothschild geschrieben, aber nicht einmal Antwort erhalten habe, was ihn aergerte. Darauf erwiderte ich: "Was wollen Sie, diese Leute sind erblich damit belastet, nicht zu antworten". Worauf er lachte und bemerkte: "Das ist gut". So waren wir allmaelig zum Bahnhof gekommen und ich reiste ab nach Baden, wo ich ueber den Sommer wohnte.

Auch Herzl kam nach Baden und suchte mich hier haeufig auf, ebenso waehrend des folgenden Winters in Wien. Er war oft nachdenklich und

meinte, dass die Veroeffentlichung seines Buches ueber den Judenstaat
ihm seine Stelle bei der "Neuen ~~XXXX~~freien Presse" kosten koenne. "Dann
schreiben Sie das Buch nicht", sagte ich. Dieser meiner Bemerkung er-
innere ich mich genau. Herzl saeien sich aber selbst nicht mehr in der
Macht zu haben. Er war der zionistischen Studentenschaft in die
Haende gefallen, deren Bedeutung ich bis dahin nicht kannte, aber sie
riss Herzl immer tiefer in sein Projekt hinein. Halb zog es ihn, halb
sank er hin. Er wurde auch gegen mich dringlicher und verlangte von
mir, ich solle ueber sein Projekt predigen, aber ich erkleerte ihm,
gernicht zu verstehen, was er wolle. Darauf wurden seine Besuche
spaerlicher. Gegen Ende des Jahres hielt ich es fuer meine Pflicht,
Herzl einmal einen Gegenbesuch zu machen, und so ging ich am 24. De-
cember zu ihm in die Pelikangasse, ich glaube Nr.16, wo er wohnte.
Ich wurde in ein grosses Empfangszimmer eingelassen und fand dort
- man stelle sich meine Ueberraschung vor- einen grossen Christbaum!
Bald trat Herzl ein in Begleitung Oppenheim's, der auch Redakteur der
"Neuen freien Presse" war. Die Unterhaltung -in Gegenwart des Christ-
baums- war schleppend, und ich empfahl mich bald. Weitere haeusliche
Zusammenkuefte habe ich meines Wissens mit Herzl nicht gehabt.

Anfang des naechsten Jahres schickte mir Herzl die ersten Aus-
hsengebogen seines Judenstaates mit einem Briefe -er ist der einzige
seiner Briefe, den ich noch besitze. Er lautet wie folgt:

Neue Freie Presse
Redaktion:
Wien
Fichtegasse Nr.11 26.1.96

Hochverehrter Freund!

In Eile zwei Worte.

Im Jewish Chronicle ist vorige Woche der erste Aufsatz

erschienen. Beifolgend die Buerstenabzuege der ersten 2 1/2 Druckbogen meiner Broschuere, die zu Ende der Woche fertig sein wird. Ich bitte Sie mir, Ihre Bemerkungen zu machen und sie mit den Abzuegen morgen Vormittag in die Redaktion zu schicken. Sie werden natuerlich saemtliche Abzuege erhalten, bevor ich das Imprimatur gebe. Nur muss ich Sie bitten, das sofort zu erledigen, damit bei der Drucklegung keine weitere Verzoegerung eintrete.

Als ich zur Geburt Ihres Kindes gratulieren kam, waren Sie nicht zu Hause. Man hat es Ihnen doch gemeldet? Ich hoffe, die gnaedige Frau und das gnaedige Kind befinden sich wohlauf!

In herzlicher Ergebenheit Ihr

Herzl

Man ersieht aus diesem Briefe, dass wir damals in einem freundlichen, jovialen Verhaeltnis zueinander standen. Ich habe mich auch ueber die zugensendeten Aushaengebogen lobend ausgedrueckt, wie es in solchem Falle wohl jeder gegenueber einem befreundeten Autor tut. Nach Erscheinen des "Judenstaats" begegneten wir einander im Prater, wir waren beide in Gesellschaft, aber ich winkte Herzl laechelnd zu und sagte so etwas wie: "Ich gratuliere". Darauf verliess Herzl seine Umgebung, kam auf mich zu und sagte eilends zu mir: "Aber Sie werden mir zugeben, dass ich meinen Freidenkerstandpunkt gewahrt habe", worauf ich laechelnd "Ja" sagte und weiter ging. Ich erwaehne diese Momente, weil Herzl spaeter, nach Erscheinen meines "Nationaljudentum" in einer Entgegnung in der "Bloc'schen Wochenschrift" mich unter Hinweis auf mein Urteil ueber den "Judenstaat" des Widerspruchs geziehen hat. Ein solcher war aber garnicht vorhanden. Ich habe zwar nicht geglaubt, dass Herzl aus seinem "Judenstaat" Ernst machen wolle, ich liess mir die Schrift als eine Anregung, als einen Weckruf gefallen und so liess ich auch den Freidenker-

standpunkt hingehen, von dem keiner glauben wird, dass er meine Billigung gefunden hat.

Allerdings wurde aber die Sache sogleich sehr ernst, denn in den studentischen Kreisen gaerten die Ideen, denen Herzl Ausdruck gegeben hatte, er wurde von ihnen auf den Schild gehoben, man berauschte sich aneinander und so brach die mir fruher unbekannt gewesene, unter der Asche fortglimmernde Bewegung in helle Flammen aus. Die Folge davon war, dass Herzl's Besuche ausblieben; er hatte gesehen, dass ich an den Rausch unbeteiligt blieb, ich verstand damals und verstehe auch heute noch nicht, wie ein Jude, der in deutscher Bildung wurzelte, ploetzlich dazu kommen konnte, sich aus diesem Mutterboden selbst auszuroden. Das sagte mir auch einmal Benedikt, der Herausgeber der "Neune freien Presse", den Herzl in den Bannkreis seiner Ideen eingefangen zu haben glaubte, der das aber, als ich ihn gelegentlich befragte, in Abrede stellte und mir sagte: "Sie muessen sich doch selbst eingestehen, dass Sie deutsch denken und deutsch fuehlen". Von der Religion aber, die als Bestimmungsursache haette angesehen werden koennen, war bei Herzl, wie erwaeht, keine Rede.

Noch einmal habe ich Herzl auf der Strasse gesprochen, auf dem Schottenring, als er nach der Wasagasse abbog, wo er damals wohnte. Er hatte mich festgehalten, scherzweise beim Kragen gepackt und dazu bemerkt: "Wir werden Sie zwingen, mit uns zu gehen", worauf ich ihm sagte: "Sie sind ja gar kein Jude. Im Talmud steht: "Gross ist die Rache, denn sie steht zwischen zwei Gottesnamen: "Ein Gott der Rache ist Gott". Davon scheinen Sie garnichts zu verspueren. Ich soll hier weg gehen, wo der Name Jude und alle die ihn tragen, fortwaehrend be-

spien und geschändet wird, und soll unseren Feinden das Feld räumen, um in Palaestina meinen Kögl zu bauen? Nein, nicht zehntausend Pferde bringen mich von hier fort, bis ich an dem Untergang der Judenfeinde meine Rache und meine Freude erlebe". Das waren die letzten Worte, die wir miteinander gewechselt haben.

In dieser Stimmung schrieb ich mein "Nationaljudentum". Herzl meinte in der schon erwähnten Entgegnung in der Oesterreichischen Wochenschrift, dass ich die Schrift im Auftrage des Vorstandes verfasst haette. So wenig kannte er mich. Die Schrift hat kein Vorsteher vor ihrem Erscheinen gelesen, und vielleicht auch spaeter nicht. Herzl meinte, alle beim Kragen nehmen zu koennen, und er hat wahrscheinlich auch von mir geglaubt, dass ich unter aeusserer Beeinflussung stand.

Um in meiner Beziehung zu Herzl keinen Zug unerwaehnt zu lassen, so bemerke ich noch Folgendes: Als ich noch in der Leopoldstadt wohnte, kam einmal ein Advokat, und zwar ein getaufter Jude, im Auftrage Herzl's zu mir und erklarte mir in dessen Namen, er wolle sich von seiner Frau scheiden lassen und ich moege deshalb ihren Vater zu mir bitten und ihm davon Mitteilung machen. Ich antwortete, dass es nicht mein Beruf sei, Ehescheidungen zu betreiben, ich wuerde deshalb Herzl's Schwiegervater nicht rufen lassen, sondern dieser muesste, wenn er die Scheidung wuensche, zu mir kommen. Nach einiger Zeit kam derselbe Advokat noch einmal mit demselben Anliegen zu mir und ich erteilte ihm dieselbe wegen der Zudringlichkeit etwas verschaerfte, ablehnende Antwort. Ich glaube Herzl mit dieser meiner Haltung gedient zu haben, denn ich haette den Funken der Uneinigkeit durch die Berufung des Schwiegervaters leicht zur Flamme entfachen koennen. Die Ehe Herzl's

hatte Bestand, wie aber das eheliche Verhaeltnis sich gestaltete, weiss ich nicht. Waehrend unser Bekanntschaft wurde nie davon gesprochen,

Wenn ich nach Erscheinen meines "Nationaljudentums" meine Beziehungen zu Herzl aufhoerten, so will ich ihm doch die Anerkennung nicht enthalten, dass er auch spaeter, wenn er mich irgendwo traf, mir hoeflich und teilnehmend begegnete. Zwar in der 2. Nummer der "Welt" hatte er seinen Pariser Adlatus gegen mich gehetzt, oder dieser hatte nota proprio seinen Klopffechterangriff gegen mich ausgefuehrt, was ich sogar fuer wahrscheinlich halte, da derselbe Mann in einem Vortrage, den er hier hielt, dieselbe hahnebuechene Manier verfolgte und auf alle nichtzionistischen Rabbiner mit dem Breschflegel losschlug. Herzl hatte eine zu feine Natur, als dass er sich zum Haudegen geeignet haette. Ich glaube auch, dass diese Ausartung seiner Umgebung ihm Kummer bereitete und mit zu seinem fruehzeitigen Tode beigetragen hat. Ehre seinem Andenken!

Dass der von Herzl begruendete politische Zionismus die Taufbewegung eingedaemmt haette, wie Manche behaupten, kann ich nicht finden. Die in der hiesigen Gemeinde allwoechentlich veroeffentlichten Austritte zeigen, dass ihrer nicht weniger geworden sind, dass sie sich eher vermehrt haben. In einer Richtung war der Zionismus von Nutzen. Der Zionsgedanke war aus dem Bewusstsein der gebildeten Juden verschwunden und in der fortschrittlichen Gemeinde hatte man ihn aus dem Gebet ausgeschaltet so dass, als man diese Ausschaltung im Jahre 1871 auch hier versuchte, ich mit meinem Einspruch allein blieb. Meine damals veroeffentlichte Predigt "Jerusalem, die Opfer und die Orgel" giebt darueber Aufschluss. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel wirkte spaeter die Wieder-

aufnahme des Zionsgedankens durch Herzl und seine Scharen. Man hatte sich dies Wiedererwachen einer laengst fuer tot gehaltenen Idee nicht traumen lassen, am allerwenigsten eine Wiedererweckung durch Journalisten und andere sonst dem Judentum fernstehende Gemeindemitglieder. Hier in Wien liess 30 Jahre spaeter der Vorstand auch anfragen, ob ich gegen die Wiederaufnahme der lauten Schemone-Ehre etwas einzuwenden haette. Ich, der ich sie nie unterdrueckt, sondern die von dem damaligen Vorstand gewollte Unterdrueckung nur wohl oder uebel zugegeben hatte, ^{war} Aber jetzt ~~ist~~ Zion wieder modern geworden und selbst Nichtzionisten schaemten sich seiner nicht mehr. Wie segensreich haette daher der Zionismus wirken koennen, wenn er diesen Gedanken in seinem urspruenglichen religioesen Flussbette belassen und nicht in das nationale abgeleitet haette. Aber man wollte zugleich Jude und Freidenker, d.h. Jude und Nichtjude sein, eine contra dictio in adjecto!

Hofrat David Heinrich v. Mueller, Hofrat Theodor v. Gomperz,
Excellenz Dr. Josef Unger

Montag, 23. December 1912.

Gestern stand in den Zeitungen, dass Mueller am Samstag gestorben, nachdem er Freitag noch anlaesslich seiner Pensionierung geadelt worden war, was aber dem bereits Besinnungslosen nicht mehr mitgeteilt werden konnte. Er war lange krank. Ich habe ihn noch als Student gekannt, habe ihn getraut und ihn auch in seiner Krankheit wiederholt besucht. Vor einigen Monaten ist auch Theodor v. Gomperz gestorben. Beide Juden sind Zierden der Universitaet gewesen und sind auch als Juden gestorben. Doch hat Gomperz in seinen "Essays" bedauert, dass er sich nicht in der Jugend habe taufen lassen (was seine Kinder in der Tat gethan haben), und auch in seinem Umgang hatte er immer ein faible fuer Christen. Mueller erzaelte mir einmal, dass er infolge einer Einladung Gomperz zum Diner ihn besuchte, dass Gomperz ihm freudestrahlend entgegen kam, aber sichtlich enttaeuscht etwas zurueckprallte, als er Muellers ansichtig wurde. Gomperz hatte naemlich den anmeldenden Diener dahin verstanden, dass Hofrat Minor komme, naemlich ein Christ! Dennoch raunte Gomperz in einer Senatssitzung, als sich bei einer Abstimmung eine Judengegnerschaft herausstellte, Mueller ins Ohr: "Reschoim sind sie doch alle"! Auch dies hat mir Mueller mitgeteilt. An der Bahre Muellers habe ich gesprochen, bei dem Leichbegaengnisse Gomperz's war kein Rabbiner anwesend. Interessant ist, dass mir dieser Tage (November 1913) Dr. Philipp v. Gomperz anlaesslich des Leichenbegaengnisses seines Vaters Max v. Gomperz, Ehrenpraesidenten des Verwaltungsrates der Kreditanstalt, erzaelte, er habe seinen Vettern,

den Soehnen des Hofrats Theodor v. Gomperz anlaesslich ihrer Taufe nahegelegt, den Namen Gomperz abzulegen, denn ein Gomperz, der nicht tief im Judentum wurzle, sei kein Gomperz. Im Anschluss sei mitgeteilt, dass mir Baron Moritz Koenigswarter erzahlt hat, der beruehmte Rechtslehrer und Minister Joseph Unger habe ihm einmal gesagt, er habe sich jahrelang seine Taufe nicht verzeihen koennen. In der Familie Schey (Ungers Gattin war eine Schey) wird noch das Attest aufbewahrt, mittelst dessen der sel. Mannheimer bezeugt, dass der Knabe Joseph Unger bei seiner Bar-Mizwa-Feier der juedischen Religion Treue gelobt habe. Auch Kuranda hat mir oft erzahlt, dass Unger sich gern mit ihm ueber juedische Dinge unterhielt, waehrend sein Kollege Julius Glaser von solchen Dingen nichts hoeren wollte.

III.

Die Protestversammlung gegen den Ritualmord-Prozess
in Kiew am 6. Oktober 1913.

Die Wiederkunft des Gleichen! Nachdem 1899 eine Protestversammlung zur Zurueckweisung der Ritualmordbeschuldigung anlaesslich des Hilsner-Prozesses stattgefunden hatte, von der ich damals meinte, dass sie sich nie mehr wiederholen wuerde, hat sie dennoch ihre Wiederholung gefunden. Damals wie jetzt war der nunmehrige Praesident der Gemeinde Dr. Alfred Stern der Urheber und Arrangeur. Er hielt eine beifaelig aufgenommene Rede, danach sprach ich. Es gelang mir, mich in dem grossen Musikvereinsaal bis in den letzten Winkel verstaendlich zu machen und, wie das "Tagblatt" schrieb, folgte meiner Rede "demonstrativer, langanhaltender Beifall". Aber ein Anerkennungsschreiben vom Vorstand, wie ich es oben mitgeteilt habe, kam mir diesmal nicht zu. Sicher ohne Absicht, aber man sieht doch, dass nur das Neue ueberwaeltigenden Eindruck macht, der sich nicht wiederholt. Wollte Gott, dass die zweite Protestversammlung auch die letzte aus diesem Anlass gewesen waere. Den Juden ist es doch niemals eingefallen, selbst im Geheimen etwas so Schaendliches dem Christentum zur Last zu legen. Diese Erfahrung lehrt, dass auch die Ritualmordbeschuldigung der ersten Christen nicht von den Juden, wie vielfach behauptet wird, ausgegangen sein kann. Eine Minoritaet ist immer toleranter und zurueckhaltender, als die Majoritaet. Duldsamkeit steht wohl im Evangelium, aber die Geschichte des Christentums weiss nichts davon. Es soll aber anerkannt sein, dass bei dieser Gelegenheit die angesehensten Maenner der Christenheit in Deutschland, England u.s.w. die Ritualmordbeschuldigung der Juden

oeffentlich zurueckwiesen. Nur in Oesterreich merkte man nichts davon. Der Antisemitismus hat sich eben hiehere ein gar zu gutes Geschaeft bewiesen, das auch heute noch -Ende 1913- in hoher Bluete steht. Wien genießt die zweifelhafte Ehre, nun schon den zweiten erklarten antisemitischen Buergermeister (Lueger, Weisskirchner) und eine ebensolche Gemeinderats-Majoritaet zu besitzen!

IV.

1 Januar 1914

Abends erhielt ich folgendes Telegramm aus St.Petersburg:

"Gratulieren Erwählung Ehrenmitglied unserer Gesellschaft zum fuenfzigsten Jubiläum ihrer Taetigkeit. Comité der Gesellschaft zur Verbreitung der Aufklaerung zwischen den Juden in Russland".

V.

12. Maerz 1914.

Purim ist heute, aber die tiefsten Schatten lagern ueber diesem alten Freudenfeste. Heute vor 14 Tagen -am 26.Februar, 30 Schwat- haben wir unser heissgeliebtes Kind, unsere seltere Tochter Franzi begraben. Im Alter von 18 Jahren hat Gott in seinem unergruendlichen Ratschluss, dem wir uns beugen, sie aus diesem Leben abberufen. Was koennte ich an diesem traurigen Purim Besseres tun, was Troestlicheres, als ihr mit diesen Zeilen ein Denkmal setzen? Ich liebe alle meine Kinder -Gott erhalte sie!- aber sie war der Sonnenschein unseres Hauses, durch die Vereinigung von Schoenheit, natuerlicher Anmut und Grazie, Klugheit, Herzensguete und Froemmnigkeit. Noch am letzten Schowuas sassen unsre seitdem verstorbene KusineFrau Caecilie Fraenkel und ich nach dem Gottesdienste im Rudolphspark, und sie sprach davon, dass man nunmehr an Franzi's verheiratung denken muesse. Nun ruhen beide unter dem Rasen, am 28. Juli 1913 wurde Cielchen begraben -sie starb infolge einer Operation-, am 26. Februar 1914 unsere Franzi. Wie viel Hoffnungen sind mit ihr begraben! Wie freute ich mich mit ihrer Geburt am Freitag Morgen, den 10. Januar (24. Tebet) 1896. Ich wurde gleichsam mit ihr neu-geboren, als Vater, der zu werden mir in meiner achtundzwanzigjaehrigen

ersten Ehe versagt gewesen ist und der ich nunmehr durch sie geworden war. Sie wuchs heran und entwickelte sich zu unserer Freude. Da erkrankte sie in ihrem 12. Jahre an Gelenkrheumatismus, wovon sie einen Herzfehler zurueckbehielt. Haetten wir's nur verstanden, oder haette unser Hausarzt Sr. Pins diesen Umstand genau erwogen! Ich will ihn nicht anschuldigen, er ist selbst im Juni 1913 einem Herzleiden erlegen. Dann erkrankte Franzä am Scharlach, aber, genesen, entwickelte sie sich zur Schoenheit und Fueelle. Sp reiste sie im 16. Jahre nach Breslau, aber von dort kam sie abgemagert zurueck und nichts half, ihr ihre fruehere Gesundheit zurueckzugeben. A, 31. Oktober 1913 schickten wir sie in das Parksanatorium in Huetteldorf, damit sie dort eine Mastkur gebrauche. Nur weil das Sanatorium nicht nach juedischem Ritus gehalten ist, verstand sie sich dazu, es zu besuchen, aber meine Kollegen im Rabbinat hatten den Rat und die Erlaubnis gegeben. So uebersiedelte sie am Freitag, den 31. Oktober in das Sanatorium, unser Fraeulein begleitete sie. Nur ~~XX~~ eine Woche konnten wir hoffen, denn sie hatte ein Kilo zugenommen, dann trat aber eine Abnahme des Koerpergewichts ein, am 21. November bekam sie einen Schuettelfrost, am 23. November eine Endokarditis mit Embolie im Gehirn, die linke Seite war gelahmt und die herbeigerufenen Professoren befristeten das junge Leben nur auf wenige Stunden. Meine Frau war damals der Jahrzeit ihrer Mutter wegen in Breslau gewesen, als sie Montag, den 24. November frueh zurueckkehrte, vernahm sie, heldenhaft gefasst, die Unglueckskunde. Aber ein ganzes Vierteljahr sollte das teure Kind im Fieber verbringen. Jeden Morgen -ausser Sabbat- fuhr meine Frau zu dem Kinde,

um tagsueber bei ihm zu bleiben, ueber Nacht weilte unser Fraeulein Adolfine Lamborg, dem wir ewige Dankbarkeit fuer ihre Aufopferung schulden, bei der Kranken. Ich fuhr fast jeden Nachmittag zu ihr. Die Bruecke ueber die Wien, die ich ueberschreiten musste um in das Sanatorium zu gelangen, erinnerte mich an die Seufzerbruecke in Venedig. Am 24. Februar -28.Schwat- frueh ward uns telefonisch das bevorstehende Ende angekuendigt. Meine Frau und ich eilten hinaus. Wie eine Schlafende mit geneigtem Haupt, auf dem noch der Zauber der Schoenheit ruhte, bewusstlos, sterbend, ohne Kampf, lag sie da. Ich kuesste ihre Hand und betete das Schma Jisrael, bald darauf 1/2 10 Uhr kamen die Aerzte ins Nebenzimmer und meldeten das Ende, Wie ein Engel hat sie gelebt, ein Engel ist uns entschwunden, mein Herz haengt an ihr. Teures Kind, Sonnenschein meines Lebens! Nach Dir, nach Deinem Zauber verzehrt sich mein Herz in ungestillter und unstillbarer Sehnsucht. Meine Frau, eine Heldin an Mut und Gottvertrauen, ist meine Stuetze. Gott sei mit ihr und mir, dass ich mich nicht versuendige und die Schickung Gottes ertrage.

Die Trauer ist allgemein, die Leichenfeier, bei der Dr.Bach einige schoene Worte sprach, bekundete die allgemeine Teilnahme. Ebenso die hunderte von Telegrammen und Briefen. Vom Verstande kam der folgende schoene Brief:

Z.918/1914

Wien 27 Februar 1914

Sr. Ehrwuerden
Herrn Dr. Moritz Guedemann
Oberrabbiner der isr.Kultusgemeinde
Wien

Euer Ehrwuerden
Hochgehrter Herr Oberrabbiner!

In innigster Teilnahme wenden sich die Herzen der ganzen
Gemeinde ihrem geistlichen Oberhaupte und seiner hochverehrten

Gattin zu, denen das schwerste Geschick widerfahren ist, das Eltern treffen kann; ein bluehendes mit den trefflichsten Gaben des Geistes und des Herzens ausgestattetes Kind zu verlieren, ein Kind, das nicht nur seinen naechsten Angehoerigen, sondern allen die es kannten, lieb und teuer war.

Die Dahingeschiedene ist nun alle~~m~~ Erdenleide entrueckt; fuer die Hinterbliebenen aber versagen fast fuer solchen Schmerz die Worte des Trostes und des Mitgefuehls; sie duerfen aber nicht versagen bei einem Manne, den sein Beruf dazu bestimmt hat, Anderen ein Troester zu sein, der die Kraft und die Gabe besessen hat, in nahezu fuenfzigjaehriger segensreicher Wirksamkeit Tausenden und Abertausenden beizustehen, ihnen angesichts des Todes Trost und Erhebung zu spenden, neue Kraft und ungemindertes Gottvertrauen einzufloessen. Und wenn Ihr Herz, bedrueckt durch die Wucht des Geschickes, in diesem Gedanken allein jetzt noch nicht Trost zu finden vermag, dem Appelle an eine Gefuehl werden Sie sich nicht verschliessen koennen: an Ihr Pflichtgefuehl, das Ihrem ganzen Wirken das Gepraege gibt, das Ihnen bis zum heutigen Tage die Kraft gab, Vieles und Schweres zu ueberwinden und das Ihnen auch die Kraft geben wird, diesen schwersten Schlag Ihres Lebens in Ergebung zu tragen. Es ist Ihre heilige Pflicht der ganzen Gemeinde gegenueber, zu erweisen, dass Gottvertrauen und starker Glaube bei Ihnen das vermoegen, was Sie durch Ihr Wort bei anderen so oft bewirkt, sich in Ergebung zu finden; es ist Ihre Pflicht aber auch gegenueber Ihrer Gattin, die in fast uebermenschlicher Kraft die Gefuehle des Mutterherzens ueberwand, um Ihnen Stuetzt und Beistand sein zu koennen. In diesem Gedanken werden Sie, hochgeehrter Herr Oberrabbiner, Trost finden.

Die Liebe und Verehrung der ganzen Gemeinde, das aus tiefstem Herzen quellende Mitgefuehl Aller, wird Ihnen und Ihrer hochverehrten Frau Gemahlin und allen Ihren Angehoerigen beistehen.

Mit vorzueglichster Hochachtung

Der Praesident

Dr. Theodor Lieben
Erster Sekretær

Dr. Alfred Stern
Dr. Gustav Kohn
Dr. Rappaport

Wiederholt haben ich, meine Frau und meine Kinder, unter Traenen waehrend der sieben Trauertage dieses Dekument, auf das ich wohl stolz sein darf, gelesen. Fast unendlich war waehrend dieser Zeit und nachher die Zahl der Besucher aus allen Kreisen, selbst aus denen der Orthodoxie, die durch ihr Erscheinen bekundeten, dass wirklich die Teilnahme der ganzen Gemeinde uns in unserem Unglueck zur Seite stand. Aber dieses brachte mir auch die Tatsache zum Bewusstsein, die ich bisher nicht empfunden hatte, dass ich alt geworden war. Der schwere Schlag traf ein bruechiges, morsches Leben. Schon vor fuenf Jahren fuegte es Gott, dass meine zweite Tochter -Gott erhalte sie- an Kinderlaehmung erkrankte. Und nun entschwandest Du uns, geliebte Franzi, mein Sonnenschein, unser Goldkind, wie ich Dich oft auf Deinem Krankenlager im Sanatorium nannte, und ebenso gaben Dir die Waerterinnen und Aerzte diesen Namen, denn alle liebten, ja vergeeterten Dich ob Deiner Geduld und Fassung, ob Deiner Anmut und Liebenswuerdigkeit, die noch Deine letzten Stunden verklaerten. Ich ringe nach Fassung und erhebe verehrungsvoll die Augen zu meiner Frau, einer Heldin des Mutes und des Gottvertrauens. Ich will tragen und ertragen, Gott, wie Du es bestimmt hast-, aber ich bin zum Bewusstsein gekommen, dass ich des Predigens

nicht mehr faehig bin. Ich bin verstummt, denn die innere Glut, aus der sich mein Wort erhob, ist ausgeloescht, es ist nur Asche in mir, aus der kein lebendiges Wort mehr sich erheben kann. Ich habe dies mit meiner Frau erwogen und an den Vorstand nachstehendes Schreiben (am 10. Maerz) gerichtet:

Hochgeehrter Vorstand!

Die geschaetzte Zuschrift vom 27. Februar d.J., die Sie an mich und meine Frau gerichtet haben und in der Sie nicht bloss die innigste Teilnahme des Vorstandes, sondern auch die der ganzen Gemeinde an dem unersetzlichen Verlust bekunden, von dem wir durch das Hinscheiden unserer geliebten Tochter nach Gottes unerforschlichem Ratschluss heimgesucht worden sind, hat uns tief geruehrt. Jede Zeile, ja jedes Wort in Ihrer Zuschrift atmet das waermste Mitgefuehl, und wenn Sie schon durch diese ausserordentliche Teilnahme an unserem Schmerz mich zu innigstem Dank verpflichten, so wird diese Dankespflicht noch vergroessert durch die anerkennenden Worte, die Sie meiner, wie Sie sagen, nahezu fuenfzigjaehriger Taetigkeit in unserer Gemeinde widmen und worin ich den schoensten ~~XXIX~~ Lohn fuer mein Wirken finde.

Sie richten einen warmen Appell an mein Pflichtgefuehl, das mir die Aufgabe auferlegt, vor der ganzen Gemeinde die siegreiche Kraft des Gottvertrauens und des Glaubens zu bekunden. Ich werde diesem Appell, der von so berufener Seite an mich ergeht, mein Ohr nicht verschliessen, aber es ist auch ein anderer Appell, der in diesem grossen Unglueck an mich herantritt, dem ich mich nicht entziehen kann, und dem auch Sie sich nicht verschliessen werden.

Hochgeehrter Vorstand! Ich befinde mich im 80. Lebensjahre. Wenn mir auch Gott bis jetzt die Gabe, mich weithin vernehmlich zu machen, erhalten, und mich davor bewahrt hat, auf der

Kanzel den Eindruck der Gebrechlichkeit zu machen, so muss doch auch ich den Einflüssen und Gefahren des hohen Alters Rechnung tragen. Der graue Star, an dem ich leide, vermindert meine Sicherheit auf der Estrade. Ich gehe ~~jedemal~~, besonders mit der Thora im Arme, voll Angst die wenigen Stufen hinunter. Der Heimweg am Freitagabend, den ich, erhitzt von der abgehaltenen Predigt, oft bei Regen- und Schneewetter zuruecklegen muss, bringt mich in die Gefahr, eine Hals-wenn nicht gar eine Lungenentzündung zu acquirieren. Ich habe deshalb in den letzten Zeiten wiederholt mit meiner Frau die Notwendigkeit erwogen, das Predigen aufzugeben. Nun hat Gott in seinem unerforschlichen Ratschluss, vor dem ich mich beuge, mir mein Kind genommen und mich dadurch der Herzensheiterkeit beraubt, die bei mir von jeher der Quell des rednerischen Impulses und Aufschwungs gewesen ist. Vermag ich bei allem Gottvertrauen und Pflichtgefuehl in meinem Alter einen dahingeschwundenen Zustand zu erneuern, von dem ich sagen muss, dass es ein Wunder ist, wenn er mir ueberhaupt bis in mein Alter treu geblieben ist?

Hochgeehrter Vorstand! Ich bin in diesen schweren Tagen ernstlich mit mir zu Rate gegangen und zu der Erkenntnis gekommen, dass ich das Predigtamt in seinem ganzen Umfange, auf der Kanzel, bei Trauungen und Leichenbegaengnissen aufgeben muss. Es wird mir schwer, dieses Bekenntnis abzulegen aber - sunt certi denique fines! Diese Gewissheit wird mir von dem grossen Unglueck, das mich betroffen hat, nur zu nahe gelegt, und dieser Appell ~~XXXXXXXX~~ uebertoeut jeden anderen. Ich gewinne es einfach nicht mehr ueber mich, wie frueher mit heiterem Geist und Sinne zu predigen, ich sehne mich nach Ruhe und Zurueckgezogenheit, worauf ich gewiss Anspruch habe, und ich muss mich mit dem Gedanken troesten: es ist besser, dass ich sage: "Genug!", als dass ich abwarte, bis es die Gemeinde sagt. Unter diesen Umstaenden sehe ich mich genoetigt, um meine Pensionierung anzusuchen, damit ich von allen Verpflichtungen?

die mit dem Predigtamt verbunden sind, befreit werde. Ich lege meine materielle Zukunft in Ihre Haende und darf wohl voraussetzen, dass mir und meiner Frau unsere bisherigen Sitze im Tempel zur Verfuegung bleiben. Was den Versitz im Rabbinat betrifft, so bin ich bereit, da er keine Aufregung verursacht, ihn bis auf Weiteres beizubehalten und stehe ueberhaupt fuer die Abfassung von Gutachten u.dgl. zu Diensten.

Ich bitte hiernach fuer Pessach und die folgende Zeit fuer gefaellig abwechselnde Vertretung bei allen Tempelfunktionen bis zur Wahl eines Nachfolgers Sorge tragen zu wollen.

Durch die moeglichst rasche Erledigung dieses Ansuchens, am liebsten ohne meine persoenliche Einvernahme, die mich nur aufregen koennte, wuerden Sie mich besonders verpflichten. Ich verbleibe mit ausserordentlicher Hochachtung und

Dankbarkeit Ihr ganz ergebener

Wien, 10. Maerz 1914

M. Guedemann

Heute ist der 27. Maerz Morgen, Sabbat Rosch Chodesch Nissan und Peraschat ha-Chodesch gehen die Schlauschim nach unser geliebten, unersetzlichen Franzi sel. And. zu Ende. Ich habe mir heute Haar und Bart schneiden lassen und an dem aeusseren Menschen das Zeichen der Trauer beseitigt, aber in meinem Innern ist es truebe und dunkel. Es ist kein Tag vergangen, an dem ich Dir, geliebte Franzi, nicht nachgeweint haette. Oft geschah es im Verein mit meiner Frau, oft hat sie versucht, meine Traenen zu troecknen, aber immer kommen wie Windstoesse, die Schauer der tiefsten Wehmut ueber mich. Wie soll das werden? In Deiner Hand, Gott, ist mein Geschick. Ich fuehle, dass ich mich fuer meine Frau und meine Kinder erhalten muss. Auch dazu gehoert Kraft; aber ich bin oft so schwach, dass ich zusammenbrechen moechte. Meine Frau und

ich fahren taeglich in den Prater und dort gehe ich oft eine Stunde lang ununterbrochen, ruetiger als je, aber das Nachhausekommen, das Erwachen selbst nach gut verbrachter Nacht ruft mir nur immer unseren Verlust, unser uns so jung entrissenes teures Kind ins Bewusstsein. Heute schreibt mir mein Sohn Josef aus Weisskirchen mit Bezug auf mein Pensionsgesuch, davon ich ihm Mitteilung gemacht habe, dass Professor Rabbinowicz, bei dem er wohnt, sage: "Ein Pensionist sitzt auf dem Grabe seines Ruhmes". Mag dieser in dem Grabe ruhn, in dem unsere Franzi schlaeft. Ich war nie ruhm suechtig und ehrgeizig, ich habe mich nie feiern lassen, jetzt will ich selbst feiern und ruhn und mir angehooeren. Ich sehe der Antwort des Vorstandes entgegen, aber wie sie auch ausfallen moege, die "eiterkeit des Herzens, das Feuer der Begeisterung, woraus meine Predigten hervorgingen, sie sind dahin und kommen wohl nie mehr wieder. Gott weiss allein, wie ich die Zeit, die er mir noch vergoennt, bestehe und ueberstehe.

Gestern, am 2. April 1914, habe ich nun vom Vorstand die Antwort auf mein Pensionsgesuch erhalten. Sie ist im hoechsten Grade ehrenvoll fuer mich und lautet wie folgt:

Z 210/14

Wien 31. Maerz 1914

Sr. Ehrwuerden
Herrn Dr. Moritz Guedemann
Oberrabbiner der israelitschen Kultusgemeinde
Wien

Euer Ehrwuerden!

Hochverehrter Herr Oberrabbiner!

Ihr sehr geschaetztes Schreiben vom 10. Maerz d.J. und der darin ausgesprochene Entschluss hat den Vorstand der Kultusgemeinde auf das Tiefste bewegt. Er fuehlt mit Ihnen die Schwere des Geschickes, das Ihnen einen Entschluss abringen

konnte, der so wenig Ihrer stets bewahrten Willenskraft entspricht; in demselben Masse ist er sich aber der Verantwortung gegenueber der Gemeinde bewusst, die es ihm verbietet, Rande, wenn auch nur aeusserlich zu loesen, durch welche Sie, hochverehrter Herr Oberrabbiner, seit nahezu einem halben Jahrhundert mit der Gemeinde auf das Innigste verknuepft sind.

Der Vorstand hat deshalb in seiner Plenarsitzung vom 29. Maerz d.J. einhellig den Beschluss gefasst, Ihrem Ansuchen um Versetzung in den Ruhestand keine Folge zu geben, indem er sie gleichzeitig, insolange Sie es wuenschen sollten, von allen Verpflichtungen Ihres Predigeramtes enthebt. Es geschieht dies schweren Herzens und mit der Hoffnung, dass es der Gemeinde bei besonderen Anlaessen doch noch gegegennt sein wird, sich Ihrer Meisterschaft auch auf diesem Gebiete zu erfreuen. Ihrer kraftvollen und richtungsgebenden Taetigkeit in den anderen Zweigen Ihres Amtes, kann und will der Vorstand aber auch nicht zeitweise entraten und er bittet Sie deshalb, sich dieser Taetigkeit zu widmen, soweit es in Ihren Kraeften steht.

Ich kann diese Mitteilung nicht schliessen, ohne auch persoendlich einem aus tiefstem Herzen quellenden Wunsche Ausdruck zu geben, indem ich mich Eins weiss mit dem gesamten Vorstande und der ganzen Gemeinde, dass es Ihnen und uns beschieden sein moege, Sie, hochverehrter Herr Oberrabbiner, in nicht allzu ferner Zeit in wieder erlangter Kraft und Frische Ihres hehren Amtes walten zu sehen.

In ausgezeichnete Hochachtung ergebenst

Der Praesident

Dr. Emil Adler
Sekretaer

Dr. Alfred Stern

Was ich bei der Lektuere dieser herzlichen und ehrenvollen Zuschrift empfunden habe, habe ich sofort in nachstehenden Zeilen zum Ausdruck gebracht:

Hochgeehrter Herr Praesident!

Die Entscheidung, die der geehrte Vorstand ueber mein Pensionsgesuch gefaellt hat, ist im hoechsten Grade ehrenvoll fuer mich und bildet einen Lichtstrahl in meiner Trauer. Die Ehrung wird noch erhoeht durch die Einhelligkeit der Entscheidung und durch die warme und anerkennende Sprache der an mich d.d.31. Maerz d.J. gerichteten Zuschrift. Es draengt mich, nicht bloss dem Vorstand in seiner Gesamtheit, sondern jedem einzelnen Mitgliede desselben fuer das bezeigte Wohlwollen zu danken, und ich darf wohl, um diesen Zweck zu erreichen, nicht vergebens die Bitte stellen, diese Zuschrift in einer Sitzung des Gesamtvorstandes zur Verlesung zu bringen. Ganz besonders aber fuehle ich mich Ihnen gegenueber, hochgeehrter Herr Praesident, zu tiefstem Danke verpflichtet, fuer das ausserordentliche Wohlwollen, das Sie mir immer bewiesen haben und auch in dieser Zuschrift bekunden. Einer derartigen aus tiefstem Herzen quellenden Ehrung seitens des Gemeindevorstandes koennen sich gewiss nur wenige Rabbiner ruehmen. Fuer mich ist sie der verklaerende Abendsonnenschein und der hoechste Lohn, den nichts ueberbieten, ja dem nichts gleichkommen kann. Ich nehme dankbar davon Kenntnis, dass Sie mich vom Predigen entbinden. Gleichwohl werde ich, sollten Stimmung und Kraft es zulassen, nicht zurueckstehen, gelegentlich das Wort an die Gemeinde zu richten. Jedenfalls bin ich bestrebt, der Gemeinde, solange es mir vergoennt sein wird, innerhalb des umfangreichen Rahmens meines rabbinischen Berufes nach Kraefte zu dienen. In ausgezeichnete Dankbarkeit und Hochachtung ergebenst

M. Guedemann

Wien 3. April 1914.

Ich habe die Zuschriften des Vorstandes in ihrem vollen Wortlaut wieder gegeben (die meinigen habe ich nur zur Ergaenzung hinzugefuegt) weil sie historische Dokumente aus meinem Leben sind, die meine Kinder

und Freunde gewiss interessieren werden, dann aber auch deswegen, weil sie¹ ein Verhaeltnis zwischen dem Vorstaad und mir zur Darstellung bringen, wie man sich besser nicht denken kann. Oft haben juengere Kollegen mich bestimmen wollen, fuer eine Staatsanstellung des Rabbiners zu wirken, indem sie behaupteten, die Abhaengigkeit von dem ~~YMW~~ jeweiligen Vorstaade sei des Rabbiners unwuerdig und bereite ihm oft Verdriesslichkeit und Aergernis. Ich aber habe immer behauptet, der Rabbiner selbst koenne und muesse sich eine wuerdige Stellung bereiten, und ich freue mich, am Abend meines Lebens auf die obigen Zuschriften hinweisen zu koennen, die, so tieftraurig ihre Veranlassung ist, beweisen, dass ich mir mit Gottes Hilfe eine wuerdige Stellung und die Liebe und Wertschaetzung errungen habe, die ein staatliches Dekret nicht verschreiben kann. Es ist wahr, dass zumal in kleineren Gemeinden der eine oder andere Vorsteher den Rabbiner, der ihm nicht zu Willen ist, seine Macht fuehlen laesst. Immerhin ist die charaktervolle Haltung des Rabbiners das sicherste Mittel, ihn ueber alle Schwierigkeiten hinweg zu helfen und seine Stellung zu befestigen, ihm die Liebe und Hochachtung der Gemeinde und des Vorstandes zu gewinnen und zu erhalten.

Fuer mich beginnt nun ein neuer Lebensabschnitt, herbeigefuehrt durch Gottes Schickung, die Dich, mein Sonnenkind Franzi, uns fuer immer entrissen hat. Es wird das erste Mal sein, dass ich am bevorstehenden 12. April, am ersten Pessachtage, nicht selbst predige, sondern einen anderen Prediger hoere.* Fuer meine Frau und Kinder ist dieser Wechsel schmerzlich, ich werde ihn hoffentlich ruhig hinnehmen. Im

* Allerdings habe ich auch 1872, kurz nach dem Tode meiner sel. Mutter am 1. Pessachtage nicht gepredigt.

Jahre 1858, zu habe ich im Breslauer Seminar zum ersten Male die Kanzel bestiegen, und letztthin zu , am 20. Februar 1914, also nach 56 Jahren, wird es wohl das letzte Mal gewesen sein, dass ich -wenigstens regelmaessig- gepredigt habe. So aendert der Ausbruch eines Steines aus dem Gefuege eines Lebens dieses gaenzlich, Gott ist es, der nach den Worten unseres Abendgebetes die Zeiten aendert und den Wechsel der Zeitvorgaenge herbeifuehrt.

Inzwischen -es ist heute der 21. April 1914- sind die Pessachtage vorüber gegangen, die Trauer ueber unseren grossen Verlust lagerte auf ihnen. Wie hat sich mein seliges Goldkind Franzl immer gefreut, wenn sie in der "Sefira" den richtigen hebraeischen Ausdruck fuer das Datum fand. Durch die Anwesenheit unseres Sohnes Josef und einiger Breslauer Verwandten wurden dann doch die Feiertage so angenehm, wie es unter den obwaltenden Umstaenden moeglich war. Inzwischen ist auch der Briefwechsel zwischen dem Vorstande und mir auf Veranlassung des Vorstandspraesidenten Dr. Stern und mit meiner Genehmigung in der Oesterreichischen Wochenschrift Nr. 19 des Jahres 1914 gedruckt erschienen. Damit will ich Abschied nehmen von der schweren Heimsuchung und ihren Folgen, Du, meine geliebte Franzl, wirst mir taeglich und stueendlich vorschweben in den Erdentagen, die mir Gott noch zu leben und zu wirken vergoennen wird.

VI.

Gestern, am 20. April 1914, ist mein alter Freund Rudolf Fuchs gestorben. Er war einer meiner ältesten Bekannten in Wien. Bald nach meiner Ankunft im Hotel Europe, am 9. oder 10. Januar 1866 trat er in mein Zimmer und stellte sich mir als Freund meines Freundes Benjamin Szold vor. Dieser ist als Rabbiner in Baltimore vor langen Jahren gestor-

ben. Waehrend meiner Studienzeit kam er nach Breslau und wir befreundeten uns. Er war einer der ausgezeichnetsten Kenner und Lehrer des Talmud. Ich habe viel von ihm gelernt. Mit ihm war Fuchs von der "Jeschiwa" in Ungarn aus befreundet. So kam es, dass er mich bei meiner Ankunft in Wien begruesste. Ich machte ihn zu meinem Sekretaeer und er versah diesen Dienst solange ich in der Leopoldstadt wohnte. Er hat sich auch einen Namen als paedagogischer Schriftsteller gemacht, hat das Glueck gehabt alle seine Kinder in geachteten Stellungen zu sehen und ist im 89. Lebensjahr gestorben. Friede mit ihm! Ich darf wohl sagen, dass es mir vergoennt war, ihn aus den duerftigsten Verhaeltnissen zu einer geachteten und gesicherten Existenz zu erheben, was er immer anerkannt hat.

VII.

Baden, 12. Juni 1914. Seit dem 20. Mai sind wir hier, viel frueher, als in frueheren Jahren, da die Kinder noch klein waren und die Schule besuchten. Nun ist Josef schon seit 2 Jahren auf dem Gymnasium in Weisskirchen und Leo faehrt taeglich nach Wien ins Gymnasium und zurueck, nur am Freitag bleibt er ueber Sabbat bei unseren Verwandten Winklers und kehrt Sonntag frueh heim. Ich aber habe in Wien nichts zu tun. In frueheren Jahren musste ich oft taeglich nach Wien fahren zu Trauungen oder Friedhofsfunktionen, vor Schewuaus, wenn wir zu dieser Zeit schon in Baden unsern Landaufenthalt genommen hatten, mussten meine Frau und ich wieder unsere Stadtwohnung aufsuchen, da ich an dem erwaehten Feste zu predigen hatte. Dann fand eine foermliche Rueckwanderung statt, da wir ja oft vier bis fuenf Tage in Wien verbleiben und Haus fuehren mussten. So wars noch im vorigen Jahre. Wie froehlich war dann immer die Rueckkehr nach Baden, wo wir unsere Kinder wieder umarmen konnten. Aber

ach, welche Kluft trennt dieses Jahr von dem vorigen, eine Kluft voll Traenen ueber den Hingang unserer geliebten Franzi! Jetzt habe ich nichts zu tun, aber es ist kein suesses Nichtstun. Zum ersten Male seit 52 Jahren habe ich an Schewuau nicht gepredigt, dafuer aber zwei hier angehoert, von denen eine -zum Seelengedachtnis am zweiten Tage- direkt auf mich gemuenzt war, um mich zu troesten und aufzurichten. Der Rabbiner hat es gut gemeint, Gott lohne ihn dafuer. Aber innere und aeusserre Anregungen fuehren mir immer wieder das Bild unserer teuren, so frueh uns entrissenen Franzi vor Augen. Heute erhalte ich einen Brief aus Wilmington im Staate Delaware in Nordamerika von dem dortigen Rabbiner Dr. Emanuel Schreiber, der mir persoendlich unbekannt ist, der mich aber hier in Baden im vorigen Jahr besuchen wollte, mich jedoch nicht antraf. Er schreibt mir nun d.d.29.Mai Folgendes: "Heute lese ich in einer juedischen Zeitung, dass der grausame Tod Ihre herrliche Tochter dahin gerafft. Seit Jahren hat mich keine Nachricht so schmerzlich ergriffen. Denn erstens habe ich dieses edle Wesen letzten Sommer als ich sie in Baden aufsuchte kennen zu lernen das Vergnuegen ~~XX~~ gehabt. Zweitens sah sie meinem einzigen Kinde, einem keerperlich und geistig schoenen Maedchen, das in der Bluete der Jahre gestorben, sprechend aehnlich. (Die Unterstreichungen stammen von der ^Hand des Briefschreibers). Die ganze Art, wie Ihre Tochter mir, einem Fremden, entgegen kam, mich hoechst liebevoll bat, doch zu warten, bis Sie nach Hause kommen wuerden, stempelte sie in meinen Augen als einen Engel in Menschengestalt.

("Weil ich nun einmal geschaut Dein Antlitz, wie man das Antlitz Gottes schaut, und du hast mich gnaedig aufgenommen" I b Mos.33,10)" Wie mag

dem Manne damals zu Mute gewesen sein, als er meine Tochter, die, wie er schreibt, seinem einzigen verstorbenen Kinde sprechend aehnlich sah, erblickte! So verschlingen sich ueber Laender und Meere gemeinschaftliche Schicksale! Gott, erhalte mir meine Kinder, von denen Du mir in Deinem unerforschlichen Ratschlusse das aelteste genommen hast! Dieser Tage las ich, dass auch den beruehmten Rabbiner des 18. Jahrhunderts, R. Natan Adler eine vierzehnjaehrige Tochter durch den Tod entrissen wurde, und sein Schueler, R. Moses Schreiber, bemerkt dazu, dass Adler in seiner Froemmigkeit und Ergebung den Tod seiner Tochter mit solcher Freude hingenommen habe, wie er sie selbst am Simchat-Tora im Gebet nicht bewiesen haette! Nur einmal sei eine einzige Traene seinem Auge entquollen! Welche Seelengroesse! Ich kann sie nicht fassen, ich kann mich nicht fassen, Gott verzeihe mir! Auch ein anderer amerikanischer Schriftgelehrter schrieb mir dieser Tage als Vater, der einen Sohn betrauert, der aber nicht wusste, dass ich meine teure Tochter beweine. N.S. Libowitz in Brooklyn bei New York hatte vor Jahren eine gekstreichhe Schrift herausgegeben unter dem Titel

"Wers hoert wird lachen". Die nur in hundert Exemplaren ausgegebene Schrift enthielt eine Sammlung humoristischer Aussprueche und Anekdoten aus dem Gebiete des rabbinischen und juedisch-philosophischen Schrifttums und war mit grosser Belesenheit und mit Geschick zusammengestellt. Ich schrieb dem Verfasser meinen Dank, nebst einigen Ergaenzungen, der Brief ist der Schrift vorgedruckt. Nun schickte mir Libowitz vor wenigen Wochen die ersten Bogen einer ebenfalls aus in hundert Exemplaren erscheinenden Schrift, die den Namen "Peniel" fuehrt und die

dem Gedenken seines Sohnes gewidmet ist, eine Sammlung von Aussprachen ueber Tod, Trauer, Trost u.dgl. Ich konnte dem Verfasser schreiben:

, dass ich sein Leidensgefaharte sei. So bildet der Kummer eine Bruecke selbst ueber den Ozean, ueber die Schicksalsgenossen sich die Haende reichen. Gemeinsames Unglueck gewahrt einigen Trost, selbst wenn die Betroffenen einander fremd sind, wie schon der lateinische Dichter sagt. Ob gemeinsames Glueck die Freude erhoeht, wenn die Betreffenden einander fremd sind, ist sehr die Frage. Das Glueck will jeder allein haben. Ich habe immer gefunden, dass die Reichen den noch Reicheren mehr beneiden, als die Armen,

VIII.

Baden d.3.August 1914. Eine grosse Zeit bricht an, vor der jedes individuelle Schicksal zuruecktreten muss. Nachdem am Sonntag den 28. Juni der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand und seine Gemahlin, Herzogin Sophie von Hohenberg in Sarajevo ermordet worden waren -wir sassen Nachmittags um 2 Uhr im Garten, als ein Hofbedienter aus der Weilburg im Veruebergehen die unglaubliche Nachricht mitteilte, die aber gleich darauf ein Sicherheitswachmann bestaetigte-, hat Kaiser Franz Josef am 28. Juli Serbien den Krieg erklaert, da dieses die oesterreich-ungarische Note abgelehnt hatte. Ruehrend sind die Anfangswerte des Kaiserlichen Manifestes "An meine Voelker". "Es war mein sehnlichster Wunsch, die Jahre, die mir durch Gottes Gnade noch beschieden sind, Werken des Friedens zu weihen". Ganz Oesterreich-Ungarn ist in leidenschaftlicher Bewegung und Aufregung, denn alle fuehlen, dass einmal die Abrechnung mit Russland, das hinter Serbien steht, kommen musste. Die Kriegsverhaeltnisse machen sich in allen Familien, in

den geringsten Haushaltsangelegenheiten bemerkbar. Die erzherzogliche Familie hat ihren Sejour in der Weiburg ploetzlich abgebrochen und ist nach Wien uebersiedelt. Desgleichen viele Kaufleute, da die Zuege nach Baden nicht mehr verkehren, die Kaufleute also nicht taeglich nach Wien zurueck fahren koennen. Es wird Kriegsbrot gegessen d.h. es werden nur wenige Sorten Brot gebacken, da die Gesellen zum Militaerdienst einruecken mussten. Die Hauptsensation bildet aber die Kriegserklaerung Deutschlands an Russland! Wer haette dies fuer moeglich gehalten, der da weiss, dass Zar Nikolaus I., der Urgrossvater des jetzigen Zaren in Preussen den Ton angab. Und nun diese Wendung! Jetzt ist in Deutschland alles ueber die Hinterhaeltigkeit Russlands empeert und von dem Zar Nikolaus II. schreiben die Zeitungen, dass er Kaiser Wilhelm betrogen habe und dass er die Moerderbande in Serbien beschuetze. "Ein Gott der Rache ist Gott", heisst es in den Psalmen. Vielleicht erscheint er jetzt als Raecher der Pogrome, die tausende und abertausende russischer Juden um Hab und Gut und Leben gebracht haben. Wegen der Juden haetten die Maechte keinen Finger geruehrt, "aber ein Gott richtet auf Erden!"

IX.

Baden d.7.August. Dies die Liste der bisherigen Kriegserklaerungen:

Oesterreich-Ungarn an Serbinnen am 28.Juli
Deutschland an Russland am 1.August
Deutschland an Frankreich am 3.August
England an Deutschland am 4.August
Oesterreich-Ungarn an Russland am 6.August
Serbien an Deutschland am 6.August

Alles im Jahre "des Heils" 1914. Es sind noch einige Kriegserklaerungen hinzugekommen, Montenegro's an Oesterreich-Ungarn u.s.w.

Cellum omnium contra omnes! Wann wird ein pax omnium inter omnes erscheinen?

Der oesterreich-ungarische Kommandierende verheisst in Russisch-Polen in einer Proklamation die Befreiung "vom moskomitischen Joch". Wenn ich gelegentlich der verschiedenen Programme in einer Predigt diesen Ausdruck gebraucht haette, waere der Vorstand ausser sich gewesen. Der Krieg hat auch seine Ironie. Die erste Auszeichnung, die der deutsche Kaiser in dem Krieg gegen Frankreich verliehen hat, (an den Eroeberer von Luetlich, General der Infanterie von Emmich) fuehrt den Namen des Ordens pour le merite. So'a bischen Franzoesisch klingt doch immer noch wunderschoen! Eine andere Ironie berichtet die "Zeit" vom 12. August, dass naemlich der Zar einen Aufruf an die Juden in polnischer Sprache und im Jargon erlassen habe, worin^e Sie an die ihnen von dem Hause Romanow erwiesene "Wohltaten" erinnert. Wer lacht da?

X.

Baden, 18. August 1914. Heute ist der 34. Geburtstag des Kaisers, den er mitten im Kriege erlebt. Es ist das erste Mal seit 48 Jahren, dass ich an diesem Tage nicht im Gotteshause vor der versammelten Gemeinde das Gebet fuer den Kaiser spreche. Aber ich gedenke heute des ersten Geburtstags des Kaisers im Jahre 1866, den ich in meiner Stellung erlebte und festlich beging. Der 18. August fiel damals auf den Sabbat . Ich war noch nicht vier Wochen in Wien, im Juni hatte ich noch in Magdeburg fuer den Koenig von Preussen (den nachmaligen Kaiser Wilhelm I.) gebetet, inzwischen hatte Oesterreich eine traurige Niederlage durch das siegreiche Preussen erlitten, und nun sollte ich eine Predigt zur Feiner des Kaisers von Oesterreich

halten! Ich war in einer verzweifelten Verfassung und dieser Zustand kam auch wohl in meiner Predigt zum Ausdruck. Dazu kam, dass ich ploetzlich mitten in der Predigt den Oberstabsarzt Dr. Rosenthal aus Magdeburg im Mittelgange stehend erblickte. Er erschien mir wie Banko's Geist, und es haette nicht viel gefehlt, dass er mich aus dem Konzept gebracht haette. Er war naemlich in Ausuebung seines Berufes mit den Preussen nach Bruenn gekommen, von wo er in Zivilkleidung nach Wien fuhr, um mich zu besuchen. Denn wir waren in Magdeburg sehr befreundet gewesen. Nun sah ich ihn, nachdem in der Welt und in meinem Leben so grosse Veraenderungen stattgefunden hatten, ploetzlich und ohne Vorbereitung im Wiener Gotteshause wieder und gerade waehrend meiner Predigt fuer den Kaiser von Oesterreich an dessen Geburtstage! Wir haben nachher in meiner Wohnung die Ereignisse, die seit unserer Trennung stattgefunden hatten, lebhaft besprochen. Der wackere Mann, ein tuechtiger Arzt und treuer Jude, ruht nun auch schon lange bei den Toten. Ehre seinem Andenken! Ich aber bete heute im Stillen fuer unseren Kaiser. Moege er seinem 85. Geburtstag im Frieden als glorreicher Sieger ~~KXIXX~~ feiern.

Praesident Dr. Stern hat in der Vorstandssitzung, die nach dem Gottesdienst im Leopoldstaedter Tempel im kleinen Betlokal stattfand, sehr schoen gesprochen wie ich es aus seiner Rede in der "Neuen freien Presse" ersah, die seine Reden immer bringt wegen seiner alten Bekanntschaft mit dem Herausgeber. Ich habe ihm gratuliert. Er sagte zu mir: "Sie haben gefehlt!" Mag es nun ein Kompliment, oder Wirklichkeit sein, ich verharre im Schweigen. War ich nicht peritus dicendi, so bin ich doch jedenfalls nicht imperitus tacendi. Immerhin war diesmal, viel-

leicht zum ersten Mal, keine Geburtstagsfeier im Stadttempel, angeblich wegen des zu geringen Raumes.

XI.

Baden, 11. September 1914. Wie die Protuberanzen von der Sonne hervorgestossen werden, so werden von den gewaltigen, alle Gemueter aufregenden, alle Verhaeltnisse erschuetternden Kriegszeiten die merkwuerdigsten Erscheinungen an die Oberflaeche getrieben. Eine der merkwuerdigsten ist der Beschluss des hiesigen Gemeinderates, auf dem katholischen Teil des Zentralfriedhofes eine Ehrengrabstaette mit einem monumentalen Denkmal fuer alle Wiener gefallenen Krieger, ohne Unterschied der Nationalitaet und Konfession zu errichten. Man stelle sich vor: der Beschluss geht auf Antrag des christlich-sozialen, antisemitischen Buergermeisters Weisskirchner wie dem ebenso gesinnten Gemeinderat aus. Wer haette einen solchen Beschluss, die Bestattung auch juedischer Gefallener auf dem gemeinsamen Ehrenbegrabnisplatz des katholischen Zentralfriedhofes fuer moeglich gehalten? Als juedischerseits fuer Dr.Fischhof ein Ehrengrab von dem "liberalen" Buergermeister Dr.Prix verlangt wurde, ward das ~~YAXXIXXX~~ Verlangen abgelehnt, ja nicht einmal im Gemeinderat zur Sprache gebracht. Der Praesident Dr.Stern hat mich nun ueber meine Meinung gefragt, wie die juedische Gemeinde zu dem jetzigen Beschluss des Gemeinderates sich verhalten solle. Ich habe in zwei Briefen an den Praesidenten meine gutachtliche Aeusserung dahin abgegeben, dass wir uns nicht ablehnend verhalten duerfen. Vor der Groesse des Momentes muessen alle Ruecksichten auf unseren eigenen Friedhof und unsere Bestattungsnormen schwinden. Miteinander fuer das Vaterland gekaempft, miteinander gefallen, miteinander begraben. Hier gilt der Satz aus dem Klagelied

David's

"Die Geliebten

und Helden in ihrem Leben sind auch im Tode nicht getrennt". Man sollte diesen Satz auf das gemeinsame Denkmal setzen. Natuerlich darf kein Zwang stattfinden. Diejenigen, die ihren gefallenen Angehoerigen auf dem juedischen Friedhof beerdigen wollen, moegen es tun. Aber auch bei der Beerdigung eines juedischen Gefallenen auf dem gemeinsamen Begrabnisplatz, wie bei der Einweihung desselben darf ein Rabbiner nicht g fehlen. Es ist eine , ein aus einem grossen Moment ~~geboerener~~ grosser Entschluss, ein und

. Das Judentum ist zu gross und erhaben, als dass es sich der Groesse des Moments nicht gewachsen zeigen koennte und muesste. Der Praesident hat meine Briefe im Vertreter Kollegium, das hier in seiner Wohnung am 8. September stattfand, vorgelesen. Ueber den Eindruck schreibt er mir unter demselben Datum Folgendes: "Hochverehrtester Herr Oberrabbiner! Ich soll Ihnen eine Hymne widmen, eine Lobes- und Dankeshymne! So lautet woertlich der mir vom Vertreter-Collegium, dem ich Ihr Gutachten vorlas, erteilte Auftrag. Einhellig ohne Debatten!!! Zum Schlusse nochmals auf Ihr Gutachten zurueckkommend bemerke ich, dass wir dieselben als Kundgebungen von monumentaler Bedeutung ansehen". Muendlich hat mir der Praesident noch schmeichelhaftere Lobsprueche mitgeteilt. Ich danke Gott, dass er mir in meinem grossen Schmerz die Freude des Bewusstseins gewaehrt, dass ich der Gemeinde noch zu Diensten sein kann und das reichliche Brod, das sie mir in meiner Musse gewaehrt, nicht ganz umsonst esse.

XII.

Wien im November 1914, Vorabend des 23. Marcheschwan. Heute Nachmittag, bei schoenstem Wetter, waren meine Frau und ich auf dem Fried-

heft und weinten am Grabe unserer geliebten Franzi. Es ist gerade ein Jahr, dass meine Frau an diesem Jahrzeitage ihrer sel. Mutter in Breslau war, damals am Sonntag den 23. November. Da kam gegen Abend unser Fraeulein aus Huetteldorf mit der Nachricht: "Franzi ist seit Freitag krank", und mit dieser Mitteilung wurde meine Frau am Bahnhof Montag Morgen empfangen. Es war ein Gehirnschlag mit einer Embolie, wie wir gleich am Montag von den Aerzten hoerten. Das war der Anfang von dem Ende! Wie zitterten wir von nun an jeden Morgen bei der telefonischen Anfrage, wie unser suesses Kind die Nacht verbracht habe. Welches Glueck bei guenstiger Antwort, und welche Trauer, wenn sie unguenstig ausfiel. Das alles erlebe ich wieder. Keinen Augenblick vergesse ich Dein, mein suesses Kind!

Zwei Monate habe ich diese Aufzeichnungen unterbrochen. Am 15. September kehrten wir von Baden heim. Es kamen die Feiertage. Zu — habe ich gesprochen, ohne Vorbereitung, kurz, aber kraeftig wie je. Es war, wie ich von allen Seiten hoerte, eine Sensation. Ich sagte, dieser Tag duerfe durch kein Wort des Hasses entweiht werden. Wir bit-
ten in den Gott nicht um Vernichtung unserer Feinde, sondern um Vernichtung und Vereitelung ihrer Ratschlaege. Nicht die Suen-
der, sondern die Suenden sollen untergehen, wie Beruria sagte. Ich erinnerte daran, dass ich im Jahre 1866 meine Stellung angetreten hatte, und dass bald nach dem damaligen Kriege der Versoehnungstag kam. Die kurze Rede, in der ich alles Weh meines Herzens beschwichtigte, kam der allgemeinen Stimmung entgegen. Aber der Versoehnungstag der ~~XXIX~~ Voelker ist noch nicht erschienen. Der Weltkrieg hat immer groessere Dimensionen angenommen. Dabei ist der bisher immer vorgeschuetzte Glaube voellig in den Hintergrund getreten. Im Balkankrieg hiess es,

das Kreuz gegen den Halbmond aufpflanzen. Jetzt kaempft Japan an der Seite Russlands, Frankreichs und Englands gegen uns, und an unserer Seite steht die Tuerkei, christliche Maechte Hand in Hand mit einer heidnischen und einer unglaeubigen! Der Weltkrieg wird aufhoeren, aber zu einem Weltfrieden wird es nicht sobald kommen. Wie werden die Fuersten, die jetzt einander die Auszeichnungen zurueckschicken, sich gegeneinander nach dem Friedensschlusse betragen? Ist eine wirkliche Versoehnung, ja nur eine gegenseitige Achtung zwischen ihnen noch moeglich?

XIII.

Wien 2.Dezember 1914. Gestern Abend habe ich auf Ersuchen des Gemeindevorstandes die Predigt beim Festgottesdienste zur Feier des 66. Regierungsjubilaums des Kaisers gehalten. Trotz des Bronchialkatarrhs, der mich einige Tage ans Bett gefesselt hatte, war ich gut bei Stimme und wurde in dem gedraengt vollen Stadttempel ueberall deutlich vernommen. Die Feier fand im Anschluss an den Abendgottesdienst statt.

XIV.

Wien, 10. Januar 1915. Heute ist der Geburtstag unserer seligen Franzi, die nun schon fast ein Jahr in der Erde ruht. Wie gluecklich war ich heute vor 19 Jahren, als sie geboren wurde, wieviel Freude hat mir ihr Wachstum, ihr zartes, liebevolles Wesen gemacht. Ida und ich waren heute Nachmittags auf dem Friedhof. Gottes Frieden mit ihr, moege sie, ein guter Engel im Jenseits wie sie es im Diesseits war, fuer alle beten!

Am Abend vorher, Samstag d.9.Januar 1915 habe ich in der "Urania" einen Vortrag unter dem Titel: "Der jetzige Weltkrieg und die Bibel"

unter grossem Beifall gehalten. Es war kein Platz läer. Ich habe zum ersten Mal in der "Urania" gesprochen. Die Direktion laesst von Geistlichen aller Konfessionen Vortraege unter der Rubrik "Religion und Krieg" halten. Dazu gehoerte auch der meinige. Er dauerte genau eine Stunde. Oft habe ich waehrend des Lesens an meine Franzi gedaecht. Wie wuerde sie sich gefreut haben, Zeugin des Erfolgs ihres fast achtzigjaehrigen Vaters zu sein. Nachstehendes Dankschreiben das charakteristisch ist, habe ich von der "Urania" erhalten:

Euer Ehrwuerden!
Hochgeschaetzter Herr Oberrabbiner!

Unser Volksbildungshaus dankt Ihnen fuer Ihre guetige Unterstuetzung in schicksalsreicher Zeit. Gerade jetzt ist es noetig, dass jedes religioese Bekenntnis zu Worte kommt und dass dessen theologische Vertreter an das Bliebende und Goettliche erinnern.

Bitte bewahren Sie uns auch fernerhin Ihre Guete. Ihr schoener Vortrag hat auf uns alle einen tiefen Eindruck gemacht.

Mit dem Ausdruck ausgezeichneter Hochachtung

Euer Ehrwuerden ganz ergebener

Wien, 29. Jaehner 1915

Der Praesident der
Wiener Urania
(Unterschrift unleserlich)

Dr. Bach, der am 4. Februar auch einen Vortrag in der "Urania" halten wird, sprach mit einem Leiter der "Urania", der voll des Lobes war, dass ich kein Honorar und nicht einmal Karten verlangt hatte, was die Journalisten und Literaten taeten, wodurch fuer die "Urania" wenig uebrig bleibe. Er setzte zu meiner Charakteristik hinzu: "Er ist ein wahrer Christ". Dies erinnert mich an ein aehnliches Vorkommnis aus meiner Fruehzeit. Als ich 1862 nach Magdeburg gekommen war, bat mich meine

Bedienerin, eine Christin, um ein Paar Stiefel fuer einen Armen. Als sie die Stiefel uebergeben hatte, sagte sie zu mir: "Das war echt christlich gehandelt". Nach 52 Jahren wird mir dasselbe Lob gespendet. Ich kann es noch weit bringen.

XV.

Wien, 4. Februar 1915. Heute ist mein 80. Geburtstag, den ich immer am 20. Schebat, der heute ist begangen habe. Das buergerliche Datum meiner Geburt ist der 19. Februar. Preis und Dank dem lieben Gott, der mich diesen Tag in Gesundheit hat erleben lassen. Still, wie ich das wollte, und nur innerhalb der Familie verlauft er. Unser einziger Gast ist Schwaegerin Emma Sachs aus Breslau. Josef hat aus Weisskirchen einen sehr schoenen Brief geschrieben. Ein tiefer Schatten, die Erinnerung an unsere geliebte Franzi, deren erste Jahrzeit in acht Tagen ist, liegt ueber dem heutigen Tage.

XVI.

Wien, 7. Maerz 1915. Inzwischen ist auch der erste Jahrzeittag nach unserer geliebten Franzi dahingegangen. Ich habe eine ~~XXXXXX~~ Stiftung im Betrage von 1500 K, die ihren Namen traegt, gemacht. Die Zinsen sollen alljaehrlich an ein herzkrankes Maedchen oder eine solche Frau gegeben werden. Auch mein 80. Geburtstag nach buergerlichem Datum (19. Febr.) ist vergangen. In dem Hamburger Familienblatt stand mein Bild und die betreffende Notiz. Dadurch ist der Geburtstag in Deutschland bekannt geworden und ich habe zahlreiche ehrenvolle Depeschen erhalten, so von dem Rabbinerverband in Deutschland, dem Lehrerseminar und der israelitisch-theologischen Lehranstalt in Berlin, von der Gemeinde in Magdeburg und von vielen Freunden erhalten. Hier blieb der Tag im Ganzen unbemerkt,

wie ich es wuenschte. Denn schon im vorigen Juli hatte mir Praesident Stern gesagt, er wolle ein Komitee fuer die Feier meines 80.Geburtstages zusammen stellen. Auch hatte, wie er sagte, Prof.Braun in Breslau die Absicht, in Zeitschriften erschienene Aufsaeetze von mir zu einem Buche zu vereinigen, fuer dessen Druck Freund Salo Cohn die Kosten uebernehmen wollte. Ich habe alles, alles abgelehnt, und bin heute gluecklich, so gehandelt zu haben.

Gestern, den 6.Maerz , am Ausgang des Sabbat

) habe ich auf Wunsch des Vorstandes die Gedenkrede zur Feier des 50. Todestages des sel.Mannheiner gehalten. Ich war bei kraeftiger Stimme, wie ich es nicht fuer moeglich gehalten haette. Praesident Stern sagte mir, jedes Wort sei eine Perle gewesen. Heute, Sonntag, war eine Versammlung an Mannheimers Grab angesetzt, Mittags war eine feierliche Versammlung des Vorstands, in der Stern eine Ansprache hielt. Ich habe weder an der einen noch an der anderen Feier teilgenommen, da ein sehr windiges und regnerisches Wetter schon seit 8-10 Tagen herrscht und mich verhindert auszugehen.

XVII.

Wien, 18.April 1915. Am gestrigen Sabbat, ist unser Leo geworden. Es war ein rechter Freudentag, den uns Gott beschert hat. Ein Sonnenstrahl drang durch das ~~XXXXXX~~ Gewoelk trauriger Erinnerung. Leo hat die letzte Parascha, dann Maftir im" " laut und hoechst ungefangen vorgetragen. Der Oberkantor und Chor hatten dem Gottesdienste eine besondere Feierlichkeit verliehen, und viele Bethausvorsteher, auch der Vize-Praesident Dr. Gustav Kohn waren zugegen.

Nachmittags hielt Leo eine und eine Ansprache an die Eltern,
alles mit grosser Gewandtheit und Innigkeit, unter Anwesenheit zahlreicher
Gaeste, auch des Praesidenten Dr. Stern. Alle waren erbaut und
freuten sich mit unserer Freude. Leider ist heute die Freude durch die
Nachricht getruemt, dass schon die Achtzehnjahrigen einruecken muessen.
Also auch Josef wird sich stellen muessen. Gott halte seine schuetzende
Hand ueber unseren Kindern und uns allen und fuehre bald den heisser-
sehnten Frieden herbei!

XVIII

24. Mai, 2. Pfingsttag, Baden. Nun ist auch Italien aus der 33 jaeh-
rigen Dreibundfreundschaft zu unseren Feinden uebergewandert, ein Salto-
mortale der Unwahrhaftigkeit, oder gerade herausgesagt "ein Treubruch",
wie es in dem schoenen Manifest unseres Kaisers heisst, "dessengleichen
die Geschichte nicht kennt". Nun ist der Papst wirklich, wovon er bis-
her nur den Schein angenommen hatte, ein Gefangener. Den groessten Ban-
krott in diesem Weltkrieg erleidet die Welt: Religion. Wo sind die gros-
sen Phrasen von der Feindesliebe, von dem Heil und dem Frieden, die vor
1900 Jahren in die Welt gekommen sind und die Erloesung gebracht haben?
Alles ist in Rauch und Pulverdampf aufgegangen. Es hat nie ein solches
Unheil, nie eine solche Zerstoerung der heiligsten Empfindungen und sitt-
lichen Gueter gegeben wie in dem jetzigen Weltkrieg. Wie hoch erhebt
sich dagegen unsere Thora mit ihren alten Ermahnungen zur Menschenliebe,
zu Treue und Redlichkeit und friedlicher Gesinnung. Wie erhaben und
kraftvoll steht das Judentum da! Es ist "der Wehrmann in Eisen", den
man auf dem Schwarzenbergpaätz aufgestellt hat, und in den gegen Spenden

fuer die Kriegsfuerworge goldene und eiserne Naegel eingeschlagen werden. Goldene Naegel hat man freilich nicht in das Judentum eingeschlagen, aber eiserne einzuschlagen haben seine Feinde seit zwei Jahrtausenden miteinander gewetteifert. So steht das Judentum da gepanzert und gewappnet und unverwuestlich. Seine Feinde haben nur dazu beigetragen, es zu staerken und unsterblich zu machen.

XIX.

Baden, 3. Juni 1915. Heute ~~XXX~~ hat in der Villa des Praesidenten Dr. Stern eine Vertreter-Sitzung stattgefunden, an der ich Teil genommen habe. Gegenstand der Verhandlung war die Wiederbesetzung der Rabbinerstelle am Stadttempel. Der Praesident hatte mir schon vorher gesagt, das Vertreterkollegium wuensche einstimmig, meine massgebende Meinung ueber diesen Gegenstand zu hoeren. Es war fuer mich die denkwuerdigste Sitzung. Nach der Begruessung seitens des Praesidenten und seiner Erklaerung, dass der Gottesdienst im Stadttempel in Verfall zu geraten drohe, weshalb man meinen massgebenden Rat bei Bestellung meines Nachfolgers als Rabbiner am Stadttempel -nicht als Oberrabbiner, der ich noch lange bleiben moege- zu hoeren wuensche, nahm ich das Wort. Ich sagte ungefaehr Folgendes, wobei mich mitunter Ruehrung uebermannte: Ich erblicke in der Tatsache, dass der Vorstand mich bei Bestellung meines Nachfolgers zu Rate ziehe, die schoenste Anerkennung meines Wirkens. Als Samuel alt geworden war, kamen die Israeliten zu ihm und sprachen: "Du bist alt geworden und Deine Soehne wandeln nicht in Deinen Wegen, gieb Du uns einen Koenig!" Das war wohl die groesste Anergkennung fuer

Samuel, dass er selbst seinen Nachfolger bestimmen sollte. Mir wird die gleiche Auszeichnung zu Teil. Doch kann ich eine so umfassende weder beanspruchen, noch annehmen. Der Einzelne kann sich irren, auch Samuel hat sich geirrt, der Vorstand dagegen bestehe aus vielen Personen und sei in seiner Gesamtheit weniger dem Irrtum ausgesetzt. Ich kann mich daher nur zu einer allgemeinen Betrachtung verstehen, die ich aus dem reichen Schatz meiner Erfahrung schöpfe. Doch bin ich bereit, auf Fragen zu antworten. Ich sagte nun, dass der Rabbiner vor allem ein Charakter sein und seine Meinung behaupten, noetigenfalls auch gegen den Vorstand behaupten muesse. Sein Ziel muesse der Friede, die Erhaltung der Einheit unserer Gemeinde sein. Dazu sei eine entschiedene konservative Haltung, die Bewahrung des Mannheimerschen Ritus, in dem alle alten Traditionen beibehalten sind, und die Perhorreszierung der Orgel noetig. Ferner aber auch die Pflege des Rabbinischen und die Eingliederung des Anzustellenden in das Rabbinat. Ich glaube, sagen zu koennen, dass ich auf diesem Wege die Einheit der Gemeinde, einen mustergiltigen Gottesdienst erhalten und das Rabbinat zu Ehren gebracht habe. Ich wies darauf hin, wie die Maenner der Hamburger Reform und ihre Gesinnungsgenossen den Rabbinertitel beseitigten und sich Prediger nannten. Das war eine Versuendigung an der juedischen Geschichte und an der juedischen Wissenschaft. Jetzt sei man in richtiger Erkenntnis zu dem Rabbinertitel, dem seltesten Gelehrtentitel und der talmudischen Wissenschaft zurueckgekehrt. Ich versuchte meinen Vortrag durch humorvolle Erinnerungen aus meinem Leben zu wuerzen und Praesident Dr. Stern dankte mir und bedauerte, dass leider kein Stenograph anwesend sei, der meine Rede haette festhalten koennen, denn

Jedes meiner Worte sei ein "goldenes" Wort gewesen. Ich verfehlte uebrigens nicht, der Pflicht der Kollegialitaet entsprechend, auf die Tuechtigkeit der juengeren Kollegen in Wien hinzuweisen, es wurde aber erklart, man suche eine Autoritaet und werde dabei auf nichts Ruecksicht nehmen, als auf das Wohl der Gemeinde. Man bitte mich deshalb, in dieser Richtung Nachforschungen anzustellen und ueber den Erfolg dem Vorstand zu berichten. In der sehr angeregten Debatte entfielen mir manche Bemerkungen, die Beachtung fanden. Von einer Konkursausschreibung wollte man mit Recht absehen. Als dennoch ein Vertreter meinte, man koenne nur mittelst Konkurrenz einen tuechtigen Rabbiner erlangen, hielt ich ihm die Frage entgegen: "Haben Sie denn mittelst Konkurrenz geheiratet?" Alle lachten und dieser Punkt war erledigt. Auf die Frage eines Vertreters, wen ich denn unter den hiesigen Rabbinern fuer den Tuechtigsten halte, entgegnete ich, dass ich gewiss nicht davor zurueckschrecke meine Meinung zu bekennen, dass es aber eine Pflicht der Kollegialitaet sei, keinem zu schaden, und dass ich mit Ruecksicht auf diese Pflicht Die Beantwortung dieser Frage dem Vorstande ueberlassen muesse. Die Debatte dauerte fast zwei Stunden, sie war fuer mich sehr ehrenvoll. Vielleicht wird es mir mit Gottes Hilfe gelingen, den rechten Nachfolger zu finden und der Gemeinde diesen letzten, aber wichtigsten Dienst zu leisten.

XX.

Baden, 27. Juni 1915. Am 23. d. M. wurde Lemburg zurueckerobert zur Freude und zum Jubel des Kaisers und aller Voelker der verbuendeten Kaiserreiche. Am Donnerstag, d. 24. um 5 1/2 Uhr fand eine schnell arrangierte Festsitzung des Vorstandes im Zeremoniensaal des Stadttempels

und um 1/2 6 Uhr der Festgottesdienst statt. Ich hielt auf Wunsch des Vorstandes die Festrede mit, wie es in einem Bericht des Vorstandes in den Zeitungen heisst, "ueberwaeltigendem Erfolg". Es war vielleicht der groesste Erfolg meines Lebens, trotzdem dass ich von der in groesster Hitze (in Begleitung des Praesidenten und meiner Frau) unternommenen Fahrt nach Wien (in einem Auto) sehr angestrengt und ermuedet war. Es war eine ,die mir Kraft und jugendliches Feuer einfloesste. Gestern Abend zur vollen Woche kam das Dank telegramm aus der Kaiserl. Kabinetsskanzlei an mich, und zwar von Wien telegrafisch an mich hierher nachgesendet. Es ist das erste Mal, dass dies geschehen ist. Moege es von guter Vorbedeutung sein! Ich habe das Telegramm sofort an den Praesidenten gesendet. Den Bericht der "Oesterreichischen Wochenschrift" ueber das stattgefundene Ereignis lege ich hier zum Abdruck bei.

XXI.

Baden 4. August 1915. Nun hat der Weltkrieg bereits laenger als ein Jahr gedauert, und wenn auch noch keine Aussicht auf Frieden ist, so staunt doch alle Welt ueber den ununterbrochenen Siegesfortschritt der Zentralmaechte, der sie im Osten bis nach Warschau gefuehrt hat. Wie zerknirscht muss Russland, muessen seine Verbuendeten sein! Die "Strassenwalze" die nach Berlin und Wien, alles vor sich her zermalmend, ihren Lauf nehmen sollte, ist von den Heeren Deutschlands und Oesterreich-Ungarns ueberwaeltigt und zertruemmert worden. Wenn Russland die Frage aus dem Buche Jona stellt: "Wer hat das Unglueck verschuldet?", so darf es antworten: die Juden d.h. das was Russland an den Juden gesuendigt hat. Aber keine wird sich heute getrauen, diese

Antwort zu erteilen, die Geschichte jedoch erteilt sie. Man braucht nur auf das alte Aegypten und das moderne Spanien hinzuweisen. "Noch keinen sah ich gluecklich enden", darf man mit Schiller ausrufen, der an den Juden sich versuendigt hat. O grosses, hartnaeckiges, verstecktes Russland der Knute und der Pogrome, wie teuer wirst du und werden deine Zaren die Judenverfolgungen noch bezahlen muessen.

XXII.

Baden, 15. August 1915. Heute, Sonntag, ist unser Sohn Josef in Begleitung seiner Mutter nach Wien, und von dort allein nach Hajmasker in Ungern gefahren, um daselbst als Einjaehrig-Freiwilliger in das 31. Feld Kanonen-Regiment einzutreten. Gebe Gott, dass der ersehnte Friede komme, noch bevor seine Ausbildung vollendet sein wird.

XXIII.

Baden 18. August 1915. Heute begeht der Kaiser seinen 85. Geburtstag, den zweiten im Weltkriege. Der Praesident Dr. Stern hat mich gebeten, zu sprechen, aber ich habe es abgelehnt. Es hat keinen Sinn, dass ich bei derartigen regelmaessig wiederkehrenden Feiern die einmal aufgegebenae Predigertaetigkeit wieder aufnehme und mit meinen juengeren Kollegen wetteifere. Auch findet bei solchen politischen Feiern eine durch Dr. Stern eingefuehrte Festsitzung des Vorstandes statt, der zwar wenige Menschen anwohnen, wonach aber die von dem Praesidenten gehaltene Rede in der "Neuen Freien Presse" erscheint, was die Hauptsache ist. Diese Konkurrenz des Praesidenten mit dem Rabbiner ist hoechst seltsam, und ich will damit nichts zu tun haben. Die frueheren Praesidenten hatten diese Gewohnheit nicht. Der jetzige Praesident will den Journalisten

nicht unterdruecken, obwohl der sel.Gouverneur von Taussig dies von ihm verlangte, als ihm die Praesidentenwuerde durch den Vorstand uebertragen wurde. Heute ueber den Kaiser zu sprechen, war allerdings eine verlockende Aufgabe. Man weiss nicht, ob man in dem Kaiser mehr den Menschen, oder in dem Menschen mehr den Kaiser bewundern soll. Er ist durch ein Menschenschicksal truebster Art niedergedrueckt worden, hat sich aber durch die Art, wie er es zu ertragen verstand, zu wahrhaft kaiserlicher Majestaet erhoben, und in diesem Augenblick brachten die schmaehlichste Erniedrigung des Zaren, seines groessten Feindes, und der ruhmreichste Erfolg der verbuendeten Heere, das schoeneste Geburtstagsgeschenk. Moege es durch einen baldigen Frieden verschoent und gekroent werden!

XXIV.

Wien, 3.Oktober 1915. Gestern () Abend ist unser Josef von hier nach Weisskirchen gefahren, um dort die Matura zu machen. Die Regierung hat den Freiwillig-Eingerueckten des Geburtsjahres 1897, welche bereits die 7.Gymnasial-Klasse absolviert haben, dazu die Erlaubnis gegeben, und Josef hat zur Durchfuehrung der Matura-Pruefung einen 18taegigen Urlaub von seinem Regimente erhalten, wovon er einige Tage -die letzten -Feiertage im Elternhause zugebracht hat.

Im gestrigen Gottesdienste hatte ich ein interessantes Erlebnis, das als Ausschnitt aus meiner Lebensgeschichte, aber auch der Geschichte unserer Gemeinde und vielleicht des gedanten Judentums sehr lehrreich ist. Als ich naemlich wie gewoehnlich als Dritter aufgerufen wurde, stand noch bei der Thora ein junger Oberleutnant, der als Levi

aufgerufen war und ausser oesterreichischer Tapferkeitsmedaillen auch das Eiserne Kreuz besass. Er trug nur die Bandabzeichen. Ich hatte sonst weiter kein Arg aus dem jungen Manne, da ich ihn nicht kannte. Dann aber kam der Tempeldiener zu mir und sagte mir -ich weiss nicht, ob aus eigenem Antriebe, oder auf Veranlassung des jungen Mannes-, dieser sei der Sohn des seligen Albert Brandeis. Nun interessierte mich der junge Mann, denn ihn eingerechnet sind es vier Generationen einer und derselben Familie Brandeis - Weikersheim, die ich in Wien erlebt habe. Es wird selten einen Rabbiner gegeben haben, an dessen Auge in einer und derselben Gemeinde eine so lange Geschlechterreihe voruebergezogen ist. Die Sache verhaelt sich naemlich so: Als ich zur Probepredigt in Wien war, wurde am .4.Januar 1866 die Mutter des damaligen hochangesehenen Vorstehers Jacques Brandeis (nach seiner Frau trug er den Namen Weikersheim) auf dem Waehringer Friedhof begraben, und ich war bei dem Begraebnis, bei dem Jellinek die nachtraeglich im Druck erschienene Leichenrede hielt, zugegen. Diese alte, wuerdige Frau war also Nr.1. Ihr Sohn, der erwaehte Vorsteher Brandeis, der auch schon lange tot ist, Nr.2. Dessen Sohn, Albert, langjaehriger Vorstand des Mannhæmer-Vereins, der oft bei mir verkehrte, deckt nun auch schon lange der Rasen. Er ist Nr.3. Dessen Sohn, der erwaehte Oberleutnant, ist also Nr.4. Dieser junge, tapfere Krieger, ist nun der einzige Jude aus einer weitverzweigten juedischen Familie in Wien, von der uebrigens hervorzuheben ist, dass sie von dem beruehmten Fuerther Rabbiner des ausgehenden 18.Jahrhunderts, Salomon Cohn, dem Verfasser des

abstammt. Der junge Oberleutnant wusste das alles, kannte auch seinen Stammbaum, wusste auch, was die Verlaesslichkeit der juedischen Tradition

beweist, dass er ein sei, denn er hatte sich als solcher aufrufen lassen. Seine Urgrossmutter, bei deren Leichenbegaengnis ich im Jahre 1866 zugegen war, ist die Tochter des gewesen und heiratete den Urgrossvater des jungen Oberleutnants einen Brandeis, der ein war. Man sieht , Israel ist nicht verwaist.

XXV.

10. Oktober 1915. Heute wurde der erste Vizepraesident unserer Gemeinde, der Hof-und Gerichtsadvokat Dr. Gustav Kohn, der nach kurzer Krankheit im 76. Lebensjahre verstorben ist, von seiner Wohnung ~~XXXX~~ aus, IX Hshngasse 25, bestattet. Es war ein sehnlich nie dagewesenes Leichenbegaengnis. Der Staathalter war im Hause erschienen, eine Menge von an die 10,000 bewegten sich durch die Strassen, in denen der Magistrat hatte die Laternen anzuzünden lassen und das gesamte Chorpersoneal sang wiederholt , was grossen Eindruck machte. Erst an der Ferdinandsbruecke wurden die Wagen bestiegen. Ich hatte auf Einladung des Vorstandes eingewilligt, die Leichenrede zu halten, die tiefen Eindruck hervorrief. Nach mir sprach der Praesident, dann der Praesident der Advokatenkammer, Salo Cohn, Dr. Markus Spitzer, Dr. Adler (Namens der Beamten), der Abgeordnete des IX. Bezirkes. Die geoeffnete Hallen war bis auf das letzte Plaetzchen gefuellt. Vor 30 Jahren hatten der sel. Oberkantor Goldstein und ich, gegen die Kandidaten des Vorstandes, seine Wahl durchgesetzt. Julius v. Goldschmidt kam damals zu mir, um mir zu sagen, dass der Vorstand mir meine Agitation gegen seine Kandidaten verueble. Ich antwortete: "Ueber einen Ochsen darf ich entscheiden, ob er koscher oder trefe ist, und ueber einen Vorsteher nicht"?

Dr. Kohn hat sich unsterbliche Verdienste erworben. Wer wird ihn ersetzen? Ich lasse meine Gedenkrede folgen.

XXVI.

Wien, 20. Oktober 1915. Heute stand dieser von mir verfasste, vom Praesidenten durchgesehene und auf mein Verlangen von ihm mit unterschriebene Aufruf in allen hiesigen Zeitungen. Die Statthalterei hatte naemlich den Vorstand gebeten, er moege die Rabbiner bestimmen, von den Kanzeln die Gemeindemitglieder zur Zeichnung der Anleihe aufzufordern:

Aufruf an die Mitglieder der Wiener
Israelitischen Kultusgemeinde von
Oberrabbiner Dr. M. Guedemann

"Das Vaterland bedarf der zur siegreichen Durchfuehrung des Weltkrieges erforderlichen Geldmittel. Es richtet deshalb an alle Staatsbuerger die Aufforderung: Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Von allen Kanzeln herab ertoent der Appell:

Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Auch die Rabbiner unserer Kultusgemeinde werden von den Kanzeln ihren Zuhoerern ans Herz legen, dass es ihre heilige Pflicht ist, dieser Aufforderung Folge zu leisten. Da ich wegen meines Alters den regelmaessigen Dienst auf der Kanzel des Gotteshauses nicht mehr versehe, so habe ich mir vorgenommen, von den Kanzeln der oeffentlichen Blaetter, von denen der Schall weiter dringt als von jenen, den eindringlichen Ruf zu verlautbaren: Mitglieder der Israelitischen Kultusgemeinde! Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Vielleicht uebt mein Alter, das sonst die Stimme abschwaecht, diesmal die entgegengesetzte Wirkung und verstaerkt meinen Aufruf, da ich nicht bloss euch, das gegenwaertige ~~XXXXXXXXXX~~ Geschlecht, als treue Patrioten kenne, sondern auch eure Vaeter und Grossvaeter als opferwillige Soehne des Vaterlandes gekannt habe und also euch in ihrem Namen die eindringliche Mahnung an euch richten darf:

Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Ihr erfuehrt damit zugleich eine Pflicht gegen unsere Religion, die uns auffordert, fuer das Vaterland die groessten Opfer zu bringen, Ihr ~~XXXXXXXXXX~~ erfuehrt aber auch eine Pflicht gegen unsre Ehre. Unsre Ehre ist unsere Geschichte.

Wir gehoeren einem Volke an, das aelter ist als irgend ein Volk der Gegenwart, einem Volke, das die Gotteserkenntnis in die

Menschheit eingepflanzt trotzdem aber mehr gelitten, mehr Opfer gebracht hat als irgendein Volk der Gegenwart. Beweisen wir neuerdings die alte Opferfaehigkeit und Opferfreudigkeit und zeichnen wir fuer unser Vaterland die dritte Kriegsanleihe, das einzige Opfer unter allen, die wir waehrend unsrer langen Geschichte gebracht haben, das sich reichlich verzinst.

Der Weltkrieg, der so viele Traenen verursacht hat, wird auch viele Traenen trocknen. Unseren Bruedern, die "im Hause der Sklaverei" geseufzt haben, winkt die Erloesung, winkt die Freiheit. Helfet zu ihrer Verwirklichung und zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Einer unsrer alten Lehrer uebergab einem anderen eine grosse Summe mit dem Auftrage, ihm dafuer ein Landgut zu kaufen. Dieser verteilte das Geld unter die Armen. Befragt, rechtfertigte er sein Verfahren mit der Antwort: Diese Anlage sei das schoenste Landgut. In aehnlichem Sinne habt ihr jetzt Gelegenheit zu einer heilbringenden, segensreichen Anlage eures Geldes: Zeichnet die dritte Kriegsanleihe!

Wir Juden beten an jedem Morgen den hundersten Psalm, der den Namen des Dankpsalms traegt. Danken kommt von Denken. Denket daran, was ihr dem Vaterlande schuldet, dass es euch aus der Nacht zum Licht erhoben, dass es euch zu freien Menschen gemacht und euch allen Staatsbuergern gleichgestellt hat. Das Vaterland hat seine Schuldigkeit getan, tut ihr die eurige, beweiset ihm enern Dank und zeichnet die dritte Kriegsanleihe!"

Der Praesident der Israelitischen Kultusgemeinde
in Wien fuegt diesem Aufruf hinzu:

"Aus meinem vollen Herzen schliesse ich mich diesem Aufrufe
unseres ehrwuerdigen Oberrabbiners Herrn Dr.Guedemann an.

Der Praesident der Israelitischen
Kultusgemeinde Wien
Dr. Alfred Stern".

XXVII.

Wien, 24. Oktober 1915. Anlaesslich der Vorlesung des Wochenabschnittes fiel mir ein, dass die eigentuemliche Vokalisation und Akzentuation des Wortes (I.BM.21,6) in der Absicht begruendet sein kann, das Lachen onomatopoitisch nachzumachen. Eine ganz merkwuerdige Ideenassoziation brachte mich auf diese Vermutung. Vor vielleicht 30 Jahren tauchte ein czechisches Ministerium auf, zu dessen **MYKYYM**

Mitgliedern auch ein Professor Habietinek gehoerte. Der beruehmte Satiriker Daniel Spitzer (Verfasser der "Wiener Spaziergaenge") schrieb in einem Feuilleton den Namen Hahabietizek. Die blosse Schreibung genuegte, den Minister und das Ministerium laecherlich zu machen. Dass der Witz einmal in ernster Weise exegetisch verwendet werden koennte, hat sich der laengst verstorbene Daniel Spitzer gewiss nie traemen lassen.

XXVIII.

Wien, 3. Januar 1916. Gestern, Sonntag, 1/2 12 Uhr fand im Stadttempel die Hundertjahrfeier des Bestandes des Israelitischen Frauen-Wohltaetigkeitsvereins der Gemeinde statt. In dem ueberfuellten Gotteshause hatten sich Maenner und Frauen aus den besten Kreisen eingefunden. Auch der Buergermeister und Polizeipraesident hatten sich vertreten lassen. Die Feier war zugleich eine Huldigung fuer die jetzige Praesidentin des Vereins, Frau Baronin Charlotte v. Koenigswarter, die ueber 50 Jahre dem Vereinsvorstande angehoert. Eine andere Dame bekleidet dieses Amt 40 Jahre, die Frau des ehemaligen Mitgliedes des Gemeindevorstandes, Dr. Maximilian Steiner, der vor 2 Jahren verstorben ist.

Ich habe auf Einladung des Vereins die Festrede gehalten. Am Tage vorher, , waren gerade 50 Jahre abgelaufen, dass ich im Jahre 1866, am 13. Januar meine Probepredigt gehalten habe. Ich danke Gott, dass ich 50 Jahre spaeter, in meinem 81. Jahre, wie man mir sagte, mit weithin schallender Stimme und ungeschwaechter Kraft jetzt die Festrede halten konnte, die, wie man mir gleichfalls

sagte, grossen Eindruck machte. Auch meine Frau, sowie Josef in Uniform -er hatte Neujahrsurlaub- und Leo waren zugegen. Ich freute mich ihretwegen ueber den mir von allen Seiten gespendeten Beifall. Bona musste leider ihrer Gebrechlichkeit wegen zu Hause bleiben. Auch an Dich, geliebte selige Franzi, habe ich gedacht, wenn Du zugegen gewesen waerest und ich in Deine leuchtenden Augen, die nun schon zwei Jahre erloschen sind, haette blicken koennen. Gott hat es anders gefuegt- sein Name sei gelobt! Der Verein hat mir ein sehr ehrenvolles Dankschreiben und einen Becher als Andenken geschickt. Der eigentliche Stiftungstag ist der 1. Januar, da dieser aber auf Sabbat fiel, so wurde die Feier auf den 2. Januar verlegt. Bei der Fuenfzigjahrfeier hatte Dr. Jellinek s.A. die Festrede gehalten, die auch gedruckt ist.

Nachtrag vom 8. Januar 1916.

Die in Bloch's Wochenschrift vom 7. Januar abgedruckte Festrede habe ich hier angefuegt.

XXIX.

Wien, 17. Januar 1916. Heute Nachmittag gingen meine Frau und ich ein wenig auf dem Schottenring spazieren, als ploetzlich von allen Seiten Extraausgaben mit der Nachricht ausgebaut wurden, Montenegro habe kapituliert und unter Niederlegung der Waffen um Einleitung von Friedensverhandlungen gebeten. Die erste Friedensregung in dem siebzehnmonatigen Weltkriege. Gott sei Dank!

Aus der Antrittsrede des Praesidenten bei seiner Wiederwahl:

Eine zweite, dringende, unaufschiebbare Angelegenheit, welche uns in der allernaechsten Zeit zu beschaeftigen haben wird, ist die Besetzung der Kanzel in der Inneren Stadt. Da es uns nicht mehr gegoennt ist, unseren verehrten, hochverdienten, ueber alles Lob erhabenen Doktor Guedemann, wie in den langen Jahren seiner segensreichen Taetigkeit, von der Kanzel herab zu hoeren, so muessen wir unverzueglich daran-

gehen, einen seiner wuerdigen Nachfolger fuer diese Kanzel zu berufen. Unser Tempel in der Inneren Stadt gilt als repraesentative Synagoge der Kultusgemeinde von Wien und muss es uns als Richtschnur dienen, dass wir fuer diese Kanzel den erreichbar Besten zu erlangen bestrebt sein muessen. Und zwar baldigst! Denn die Verhaeltnisse, wie sie jetzt im Tempel der Inneren Stadt herrschen, sind unhaltbar geworden und draengen nach einer raschen, wir wollen hoffen, allgemein befriedigenden Loesung. Zu diesen beiden grossen Aufgaben, der externen, wie der internen, welche ich aus der Fuelle der anderen, gleichfalls wichtigen Agenden hervorgehoben habe, erbitte ich mir die Mitarbeit und Unterstuetzung der soeben neukonstituierten Repraesentanz unserer Kultusgemeinde."

XXX.

Wien, 25. Februar 1916, Freitag. Heute vor 50 Jahren, am 25. Februar 1866, der damals auf einen Sonntag fiel, wurde mir in Magdeburg, wie oben mitgeteilt, durch ein Telegramm des Kultusvorstandes in Wien meine Wahl zum Prediger der Wiener Gemeinde angezeigt. Wenn auch in den letzten Jahren Schweres ueber mich gekommen ist, so danke ich doch Gott von ganzem Herzen fuer die unverdiente Gnade, dass ~~XX~~ ich die 50. Wiederkehr dieses Tages als Oberrabbiner der Wiener Gemeinde erlebe. Der Predigertitel ist verschwunden. Alle meine Wiener Kollegen sind und heissen Rabbiner und ich bin Oberrabbiner. Dieser nur scheinbar aeusserliche Umstand kennzeichnet den Umschwung, von dem ich sagen darf, dass ich ihn herbeigefuehrt habe, und der am besten meine Taetigkeit und deren Wirksamkeit charakterisiert. Meine Berufung erhielt ich im Frieden. Mein Amtsantritt erfolgte nach dem inzwischen stattgefundenen Kriege (1866) und dem Friedensschluss, mein fuenfzigjaehrigen Jubilaeum begehe ich in aller Stille mitten im Weltkriege. Moege mir vergoennt sein, auch diesen, und zwar recht bald, friedlich beigelegt zu sehen!

XXXI.

Wien, 7. Maerz 1916. Heute habe ich meine Bibliothek an Herrn Emil Neurath verkauft, darf sie aber, so lange ich will, in meiner Behausung behalten. Dies kam so: Schon lange hatte meine Bibliothek, das Produkt sechzigjaehriger Sammeltaetigkeit und die Gesellschafterin meiner Lebensarbeit, etwas Bedrueckendes fuer mich. Ich konnte aus den oberen Regalen kein Buch mehr herunterholen, weil ich zu aengstlich war, eine Leiter zu besteigen, ferner hat mein Augenlicht abgenommen, und, wenn es nicht sehr hell war, was ja im Winter fast nie der Fall ist, konnte ich kaum lesen. Dann sagte ich mir: "Was soll, wenn Gott mich abberuft, aus meinen Buechern werden?" Beim Umzug geht viel verloren, der Rest muss an den Antiquar verschleudert werden. Nun war zufaellig vor einigen Wochen Herr Erlanger aus Zuerich bei mir und da er meine Bibliothek bewunderte, sagte meine Frau zu ihm: "Kaufen Sie sie, Sie bekommen Sie fuer 5000 K!" Diese Summe hat naemlich vor laengerer Zeit der gelehrte Bibliothekar der Gemeinde, Herr Dr. Wachstein, als den angemessenen Kaufpreis meiner hebraeischen Buecher bezeichnet. Die anderen sind ohne Zweifel 1000 Kr wert. Nun kam heute Herr Erlanger zu mir und sagte, Herr Emil Neurath kaufe die Bibliothek fuer 6000K, belasse sie aber in meiner Behausung, solange ich wolle. Ich habe mich sofort einverstanden erkluert und fuehle mich beruhigt. Herr Emil Neurath ist ein Mann von frommer Gesinnung, geachteter Lebensstellung und ein Freund der juedischen Wissenschaft. Ich habe nicht noetig gehabt, meine Buecher an-oder auszubieten, sondern Herr Neurath hat seinerseits in sehr entgegenkommender, liebenswuerdiger Weise den Ankauf begehrt.

Wir haben uns nicht gesprochen, nicht einmal gesehen, sondern mit Herrn Erlanger, der die Vermittlung aus purer Freundschaft fuehrte, habe ich den Verkauf in zehn Minuten abgeschlossen und aus seinen Haenden auch den Kaufpreis entgegen genommen. Moege es zum Guten sein! Meine Buecher weiss ich nun in frommen, wuerdigen Haenden, non omnis moriar!

XXXII.

Wien, 26. April 1916. Durch die Zeitung ging dieser Tage die Nachricht von dem Tode des beruehmten Schauspielers Siegwart Friedmann, der hier unter Laube am Stadttheater gewirkt hat. Er war mit der bekannten Doennizes vereheiratet -derentwegen sich Lassalle in ein Duell einliess, in dem er ums Leben gekommen ist- und wollte sich scheiden lassen. Deshalb besuchte er mich. Nun war die Ehe eine Mischehe. F. war Jude und seine Frau Christin. Das Gericht, damals noch das Landesgericht, fand unter diesen Umstaenden keine gesetzliche Handhabe zur Vornahme der ~~Trennung~~ Trennung. Ich fand aber nach Beratung mit dem Rabbinat einen Weg, der Friedmann, aber auch seiner Frau Rettung bot und das Landesgericht akzeptierte meinen Vorschlag. Als wir, Friedmann und ich, nach Durchfuehrung der Sache, etwa um halb eins, vom Landesgericht, das damals noch in der Naehة der Burg war, weggingen, verabschiedete er sich bei der Michaeler Kirche von mir mit den emphatisch gesprochenen Worten: "Jetzt gehe ich Minche dawenen". Er meinte die Probe am Stadttheater. Er war im Juedischen sehr bewandert. Ob er als Jude gestorben ist, weiss ich nicht. Was ich erzaehle, mag wohl ueber 40 Jahre her sein. Aber es ist nicht wahrscheinlich, da ihm ein protestantischer Geistlicher die ~~Le~~ Leichenrede gehalten hat.

XXXIII.

Wien, 27. April 1916. Da ich im Vorstehenden einer Begebenheit, die schon lange her ist, gedacht habe, so erwaehne ich noch eine, die auch der Vergangenheit, allerdings der juengeren, angehoert, die aber zu wichtigen Betrachtungen Anlass gibt. Man kann ohnehin in diesem ewigen und abstossenden Einerlei des Weltkrieges nichts Besseres tun, als den Blick nach rueckwaerts wenden. Die Begebenheit, die ich meine und die vor neun Jahren sich zugetragen hat, ist mein Briefwechsel mit Frau Camilla Theimer. Ich kannte diese Frau nur von ihrer schriftstellerischen Taetigkeit. Eines Tages erhielt ich von ihr eine ziemlich umfangreiche Broschuere, deren Titel -er ist mir nicht gegenwaertig- erwarten liess, dass ihr Inhalt den Antisemitismus bekaempfe. Es war aber das gerade Gegenteil der Fall. Da die Verfasserin mich schriftlich um meine Meinung gebeten hatte, schrieb ich ihr folgende Antwort.

An Frau Camilla Theimer

VIII, Josephstaedterstr.23

Wien, 19.12.07.

Hochgeehrte Frau!

Empfangen Sie meinen ergebensten Dank fuer die freundliche Uebersendung Ihrer wertvollen Broschuere. Um darueber mit Ihnen zu diskutieren, muesste ich Sie vorher fragen, wie alt Sie sind. Aber es ist unschicklich, diese Frage an eine Dame zu richten. Ich aber stehe im 73. Lebensjahre, ich war also schon erwachsen, bevor der Name Antisemitismus auf die Welt gekommen ist. Haette ich vor 60 Jahren in meiner Vaterstadt Hildesheim in Preussen, oder vor 50 Jahren als Student in Breslau auf die Frage nach meiner Nationalitaet geantwortet: "Ich bin ein Jude", so wuerde man mich entweder fuer schwerhoerig, oder fuer verrueckt erklaert und mir gesagt haben "Da bist Du deiner Nationalitaet nach ein Deutscher, ein Jude bist Du nur durch Deine Religion". Was ist geschehen, dass dies jetzt anders sein soll? Hat man erst jetzt entdeckt, dass semitisches Blut in meinen Adern rollt? Vielleicht waren

meine Ahnen zu irgend einer Zeit deutsche Christen, die zum Judentum uebergetreten sind? Das Haus Habsburg, so schreibt Gregorovius in seiner Geschichte Roms, war einmal stolz darauf, mit den Pierleoni verwandt zu sein (aus deren Mitte der Papst Anaklet II. hervorgegangen ist), obwohl die Pierleoni Juden waren. Warum soll ich nicht von deutschen Christen abstammen koennen? Verschwören kann ich es nicht und mein Gesicht entscheidet darueber auch nicht. Sie behaupten, gnaedige Frau, dass man den meisten Juden ihr Judentum ansehen koenne. Ich vermag das nicht. Warum soll ich Anderen diese Faehigkeit zuerkennen? Und was nun Sie betrifft, die Sie sich eine Vollarierin nennen, koennen Sie beschwoeren, dass Ihre Ahnen im 16. oder 10. Jahrhundert nicht getaufte Juden waren? Ich nenne mich also einen Deutschen mit demselben Rechte, mit dem ich mich vor 60 oder 50 Jahren ohne Einwendung von irgend einer Seite so genannt habe. Warum auch nicht! Chamisso stammte aus Frankreich und ist ein deutscher Klassiker, die deutschen Generaale Francois und Podbielsky haben den 70er Krieg mitgemacht, ihre Namen deuten ebenso wenig auf deutschen Ursprung wie der Name Kohn, oder wie die Namen der Abgeordneten Chiari und Stransky, die trotz ihres undeutschen Namens das Deutschtum am lautesten fuer sich reklamieren und es den Juden absprechen. War der Praesident des Frankfurter Parlaments, Simson, ein Deutscher? War der Abgesandte dieses Parlaments, der Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone anbieten sollte, Johann Jacobi, ein Deutscher? Diese Maenner aber waren ihrer Religion nach Juden. Also, gnaedige Frau, die jetzige reinliche oder vielmehr unreinliche Scheidung in Deutsche und Juden, die der Antisemitismus vornimmt, weil es ihm gerade in den Kram passt, ist so unberechtigt wie laecherlich. Ernst Schneider unterscheidet sogar zwischen Menschen und Juden. Da waere schon die Scheidung zwischen Menschen und Antisemiten berechtigter.

Dagegen haben Sie vollstaendig recht, wenn Sie den Antisemitismus eine Gemeinheit nennen. Schon das 1. Buch Moses sagt (6,5), wenn auch mit feineren Worten, dass in jedem Menschen ein gemeiner Kerl steckt. Den hat Bismarck zuerst entbunden, denn er war selbst.....das Uebrige denken Sie sich, Stoeker war der Geburtshelfer und der Antisemitismus die Amme. Es ist so angenehm fuer den gemeinen Kerl, sich mit dem Ausruf "verfluchter Jude" von seinem Gemeinheitsbewusstsein, wie er glaubt, zu befreien. Diesem Zweck kam auch das Ariertum zustatten, das, urspruenglich ein sprachwissenschaftlicher Begriff, zu dem Zwecke verweendet wurde, die bereits zurueckgedraengten Juden noch weiter zurueckzudraengen. Was ich von dem Ariertum halte, habe ich bereits erwaeht. Es reicht vielleicht bis zum Grossvater oder Urgrossvater, dann

kommt ploetzlich -wie bei Schoenerer- Schmul Leb Kohn! Dazu kommt die Eigenart des Christentums. Ich achte und liebe jeden Menschen, das gebietet mir das Judentum, aber das Christentum befindet sich in der unbefriedigenden Situation des Hermaphroditen, es leidet an einem inneren Widerspruch. Der Christ kniet vor dem Bilde eines Juden, er ringt die Haende vor dem Bilde einer Juedin, seine Apostel, Feiertage und Psalmen sind juedisch. Ueber diesen Widerspruch kommen gewiss nur wenige hinaus. Die Meisten befreien sich davon durch den Antisemitismus. Aus Rache dafuer, dass sie einen Juden als Gott verehren muessen, machen sie alle uebrigen zu Teufeln. Wer waere berufener gewesen, gegen den Antisemitismus aufzutreten, als die Paepste, die auf dem Stuhl Petri, eines Juden, sitzen. Was Pius X. zu Ihnen gesagt hat, ist sehr schoen, aber urbi et orbi hat er es nicht verkuendet. An dem Feuer des Judenhasses kocht die Kirche ihre Suppe, da man das Feuer des Scheiterhaufens nicht mehr anzuenden kann.

Sie sagen, meine Gnaedige, dass die arischen Voelker die Juden emanzipiert haben. Das ist nicht so. Die arischen Voelker haben sich emanzipiert von der Finsternis des Mittelalters. Das war eine der stillen und allmaehlichen Wirkungen, welche die Bibel des Judentums auf die Menschheit hervorgebracht hat. Diese Bibel hat die Goetzen Egyptens, Babylons, Roms und Griechenlands zerstoert. Sie hat auch die Scheiterhaufen ausgeloescht und die Sklaverei vernichtet. Mithin ist die Emanzipation der Juden nur eine Selbstemanzipation der arischen Voelker. Sie ist erst 60 Jahre alt und Rueckfaelle sind erklaerlich. In zehn, zwanzig Jahren werden sich die arischen Voelker dieses Rueckfalls, und also auch des Antisemitismus schaeemen. Dass das Judentum darunter leidet, ist zweifellos. Es hat mehr und laenger gelitten, aber es besteht seit 3000 Jahren auch heute wie einst. "Die schlechtesten Fruechte sind es nicht, woran die Wespen nagen".

Sie sprechen, meine Gnaedige, von vordringlichen, unterwuerfigen, allzu lebhaften u.dgl. Juden. Die gibt es ohne Zweifel, aber ihre schlechten Eigenschaften stammen nicht aus dem Judentum, das ihnen vielmehr die besten und edelsten zur Aneignung empfiehlt. Indess waere der Antisemitismus sicherlich noch staerker, wenn die Juden lauter Engel oder Goetter waeren. Schon dass es einen unter ihnen gegeben, kann man den Juden nicht verzeihen.

Der Zionismus ist eine innere Angelegenheit des Judentums, die Ihnen deshalb nicht genau bekannt ist. In der Broschuere, die ich Ihnen zu senden mir die Freiheit nehme, habe ich mich naeher darueber ausgesprochen. Das Judentum ist eine Religion, darin liegt seine Bedeutung fuer die Welt. Und wenn in Palaestina alle Juden der Welt in einem freien Gemeinwesen vereinigt waeren, so wuerde dies fuer das Judentum als Religion so viel bedeuten, als wenn alle Freunde der Wahrheit und Er-

kenntnis auf einer weltfremden Insel vereinigt wuerden. Waere ihrem natuerlichen Drange und Berufe, in der Menschheit und auf die Menschheit zu wirken, durch eine Isolation Genuege geschehen? Seit Jahrhunderten hat das Christentum den Juden den Vorwurf gemacht, dass sie sich absondern. Auf einmal soll Die Absonderung das Allheilmittel sein? Das Gift soll jetzt als Gegengift wirken? Das ist keine vernuenftige Therapie. Ich habe Ihnen einige Gedanken aufgezeichnet wozu mich die Lektuere Ihrer wertvollen Schrift angeregt hat. Lassen Sie mich mit nochmaligem Danke und mit dem Ausdruck vorzueglicher Hochachtung schliessen, womit ich bin Ihr ganz ergebener

M. Guedemann
Oberrabbiner

Auf diesen Brief erhielt ich von Frau Theimer ein in heftigem Tone abgefasstes Schreiben, worin sie u.a. sagte, dass ich das Christentum beschimpfe u.s.w. Auf einen derartigen Vorwurf muss ein Jude von christlicher Seite immer gefasst sein, wenn er seine Meinung ueber das Christentum aeussert. Ein Christ darf ueber Juden und Judentum alles sagen. Ich beachtete indessen die Sache nicht weiter, als ich nach Jahr und Tag eine Einladung des Praesidenten der Kultusgemeinde erhielt. Dr. Stern eroeffnete mir, es seien einige Herren bei ihm gewesen, die ihm meinen Brief -ich glaube im Druck- gezeigt und erklaert haetten, Frau Theimer haette Mittel und Wege gefunden, den Brief im Abgeordnetenhaus zur Sprache bringen zu lassen, wodurch ein grosser Skandal entstehen wuerde, Er der Praesident, finde den Brief ausgezeichnet, aber in der jetzigen Zeit gefaehrlich, er wolle deshalb die juedischen Abgeordneten zu einer Sitzung und Beratung ueber vorzunehmende, vorbeugende Schritte einladen und er ersuche mich, an dieser Sitzung teilzunehmen. Die Mitteilung ging mir begreiflicherweise sehr nahe. Ich sagte zwar, mein Brief sei kein oeffentliches Dokument, sondern ein Privatbrief, den kein Fremder zu kontrollieren habe, aber es kam ja nicht

auf mich allein an, sondern auf die grosse Gemeinde, die ich vertrete und der ich moeglicherweise Unannehmlichkeiten verursacht haben koennte. In der Sitzung apostrophierte mich zuerst der fruehere Vorsteher Hof-und Ger.Advok. Dr. Adolf Stein mit den vorwurfsvollen Worten: "Aber wie kann man einen solchen Brief schreiben? Ich kam mir vor, wie wenn ich ein Verbrechen begangen haette. Ich sagte: "Ja soll ich denn nicht meine Meinung sagen duerfen? Wenn man mich dazu herausfordert, noch dazu in einem Privatbrief?" Aber es ueberkam mich doch ein Gefuehl, wie wenn ich etwas angestellt haette. Der Reichstagsabgeordnete Dr. Mahler, ein Zionist, sagte in gedruckter Stimmung und Haltung: "Der Brief hat uns das Rueckgrat gebrochen". Kurz vorher hatte naemlich ein antisemitischer Abgeordneter, Prof. Schmidt, einen Antrag eingebracht, wonach die Juden nur prozentualiter Zulass zu den Mittelschulen sollten finden duerfen. Dagegen wollten die Zionisten scharf vorgehen, was sie nunmehr wegen "gebrochenen Rueckgrates" nicht mehr konnten. Der ersten Sitzung, bei der nichts herauskam, folgte eine zweite, engere. Da erklarte der Abgeordnete Dr. Ofner: "Der Brief wird nunmehr nicht mehr von der Tagesordnung des Hauses verschwinden, und wie frueher die Erklaerung des Dr. Lueger, die Christlich-Sozialen moechten die Universitaeten erobern, auf der Tagesordnung stand, so werde es jetzt mit diesem Briefe geschehen". Der Abgeordnete, Ministerialrat Kuranda, den ich fast noch als Kind gekannt habe, lief unruhig hin und her, wie frueher sein Vater auch zu tun pflegte, wenn er zu einem Schlage ausholen wollte. Endlich richtete er sich vor mir auf und sagte: "Sie wissen, wie ich Sie verehere, aber der Brief ist abgeschmackt". Ich schwieg. Man ging, ohne etwas zu beschliessen,

auseinander, ich wie ein begossener Pudel. Ich will nicht zu erwähen unterlassen, dass der klügste unter den juedischen Abgeordneten, die eingeladen waren, Dr. v. Löwenstein war. Er war naemlich nicht erschienen.

Ich uebersiedelte zum Sommeraufenthalt nach Baden und wartete gespannt und nicht ohne Besorgnis ab, was da kommen sollte. Mit Eifer las ich Morgens und Abends die Sitzungsberichte des Reichsrat, um zu erfahren, ob das von mir angeblich heraufbeschworene Gewitter losbrechen wuerde. Aber der Sommer verging, aber mein Brief kam im Parlament nicht zur Sprache. Nichts verriet, dass man etwas davon wissen oder wissen wolle. Da ging mir erste ein Licht auf. Eine Verleumdung - denn wie ich spaeter erfuhr, hatten einige Zionisten die Frau Theimer dazu angestiftet und den Praesidenten dazu benutzt, mich ins Bockshorn zu jagen - hatte genuegt, die juedischen Abgeordneten in Unruhe zu versetzen und sie um alle Voraussicht und Urteilsfaehigkeit zu bringen. Statt auf meine Seite zu treten, mich zu beruhigen und mir - dem Oberrabbiner - Schutz zu versprechen, taten sie so, als ob ich die Welt in Brand gesetzt haette und ueberboten einander in Beschuldigung meiner Person und in Voraussagung der nachteiligen Folgen meines Briefes. Was waere erst gewesen; wenn solche wirklich eingetreten waeren! Sie haetten wahrscheinlich noch die Scheiter hinzugetragen, wenn man einen Holzstoss aufgerichtet haette, um mich darauf zu verbrennen. Es war ein Glueck, dass die Christlich-Sozialen im Parlament so klug und anstaendig waren, einem Privatbrief die ihm gebuehrende Ruecksicht zu zollen. Ich habe es fuer noetig gehalten, diese Episode vor Vergessenheit zu schuetzen, deshalb habe ich sie hier niedergeschrieben. Frau

Theimer ist nicht weiter der Rede wert. Sie hat sich vor einigen Jahren in Graz wegen eines Liebeshandels selbst oeffentlich in der Zeitung verurteilen muessen, wie mir Dr.Bloch ~~XXXXXXXXXXXX~~ nachgewiesen hat. Ich ueberlasse sie den Zionisten.

Noch eine andere Episode mag hier Platz finden. Sie gehoert der Zeit vor einem Vierteljahrhundert an, als das jetzt geltende Gesetz ueber die aeusseren Rechtsverhaeltnisse der Juden im Reichsrat in Verhandlung stand. Darin war dem Vorstand die alleinige Leitung der Gemeinde zugesprochen. Ich hatte mich bemueht, sowohl den Vorstand, wie Dr.Jellinek davon zu ueberzeugen, dass der Rabbiner an der Leitung teilhaben muesse. Da ich keinen Beistand fand, so ueberreichte ich eine Petition an das Abgeordneten haus, die allerdings erfolglos blieb. Aber der Schritt hatte den Vorstand in Harnisch gebracht. Ich erhielt ein langes Schreiben, das mit der Bemerkung schloss, ich muesste eigentlich in Disziplinaruntersuchung gezogen werden. Dieses Schreiben sendete ich an den Vorstand mit dem Bemerken zurueck, dass ich mir mein Recht, dem Abgeordnetenhouse eine Petition einzureichen, das jedem Hausbesorger zustehe, nicht nehmen lassen werde. Nun trat eine Spannung zwischen dem Vorstand und mir ein, waehrend deren der jetzige Praesident Dr. Stern, der damals noch nicht dem Vorstand angehorte, und der kuerzlich verstorbene Vize-Praesident Dr.Gustav Kohn, der eben erst hineingewaehlt worden war, ueber den modus procedendi mich berieten. Der erstere erklarte mit Bestimmtheit, dass die Zuruecksendung des vom Vorstand an mich gerichteten Schreibens ein Unrecht gewesen sei, was ich denn auch einsah. Andererseits mag auch beim Vorstande die Einsicht eingekehrt sein, dass er zu weit gegangen sei- kurz, eines

Tages kamen zwei Abgesandte des Vorstandes zu mir, der nachmalige Praesident Heinrich Klinger und Herr von Pfeifer, und wir tauschten friedliche Erklaerungen aus, ich nahm das Schreiben des Vorstandes an und die Abgesandten erklarten damit das alte freundschaftliche Verhaelt-
nis wieder hergestellt. Auch David v. Gutmann hatte sich ins Mittel ge-
legt und sich meiner angenommen. Schliesslich lud Baron Albert Roth-
schild den Praesidenten Arminio Kohn und mich ein und versoehte uns.
Wenn ich an diese Episode jetzt zurueckdenke, die uebrigens ohne alle
Schuerfe verlief, so muss ich selbst sagen, dass ich Unrecht hatte.
Die Leitung der Gemeinde d.h. ihre ~~XXXXXXXXXXXX~~ Vertretung nach aussen
gebuehrt dem Vorstande und der Rabbiner soll nichts damit zu tun haben.
Wenn juengere Rabbiner es beklagten, dass der Staat dem Rabbiner nicht
eine bestimmte Stellung einraeume, so bin ich dieser Meinung immer ent-
gegen getreten. Der Rabbiner muss selbst sich eine Stellung erobern,
die wird ihm Keiner streitig machen, waehrend eine ihm von aussen, sei
es durch welche Behoerde immer, ihm bereitete Stellung ihm kein Gewicht
verleihen, sondern immer nur Anlass zu Streitigkeiten und Widerwaertig-
keiten bieten wird. So ist es mir waehrend der 50 Jahre meiner Taetig-
keit in Wien gelungen, unter Gottes Beistand mir eine Stellung zu geben
und zu erhalten, mit der ich zufrieden sein kann.

XXXIV.

Baden, 11. Mai 1916. Der Weltkrieg zieht mich aus der Vergangenheit
in die Gegenwart. Unser Josef schreibt uns aus Hajmasker, dass er und
alle Freiwilligen naechster Tage ins Feld ziehen. Er schreibt: "Alle
sind ueberglaecklich". Gott schuetze ihn und alle! Moege sich das Wort

aus dem diesmaligen Wochenabschnitt an ihm bewahren:

XXXV.

Baden, 29. Mai 1916. Heute Morgen fand das Leichenbegaengnis des vortrefflichen Herrn Emil Neurath statt, der, wie ich oben mitgeteilt habe, meine Bibliothek auf so liebenswuerdige Weise erworben hat und der vorgestern Abend waehrend er machte, ploetzlich einem Herzschnge im Alter von 42 Jahren erlegen ist. Er war lange zuckerleidend, hatte sich aber hier in Baden recht wohl befunden. Noch vorgestern habe ich ihn vor dem Tempel laengere Zeit gesprochen. Sein Tod wird, verdientermassen, allgemein tief beklagt. Ich habe an seiner Bahre eine kurze Ansprache gehalten und dabei den Worten der Sprueche

wie mir scheint, die richtige Deutung gegeben. Der Satz steht scheinbar in Widerspruch mit der Wirklichkeit, denn wie oft werden fromme Maenner in der Jugend dahin gerafft, waehrend boese Menschen alt werden. Allein bei Heiligen ist von Tagen, bei diesen von Jahren die Rede. Dadurch wird der Widerspruch aufgehoben. Denn die Gottesfuerchtigen vermehren die Tage, indem sie ihnen Inhalt geben, zu eben soviel Jahren, die Boesen aber verkuerzen ihre inhaltleeren Jahre zu ebensoviel Tagen. Also die Gottesfuerchtigen vermehren, bereichern die Tage, waehrend die Boesen ihre inhaltsleeren Jahre verkuerzen. Das Andenken des sel. Herrn Emil Neurath sei gesegnet. Seinem gleichfalls vor~~XXX~~ - trefflichem Bruder Oskar gegenueber habe ich mich bereit erklart, vom Verkauf meiner Bibliothek zurueckzutreten, aber dieser lehnte das

Anerbieten mit der Bemerkung ab, dass er die Bibliothek uebernehme und ihren Besitz als eine Ehre betrachte.

XXXVI.

Baden 13. August 1916. Gestern, , waren 50 Jahre seit meinem Amtsantritte abgelaufen. Ein Jubilaeum habe ich nicht begangen. Im Familienkreise haben wir Gott gedankt, er sei gelobt. Unser Josef, der ^{seit} ~~mit~~ dem 16. Mai an der russischen Front steht, hat mir herzlich zu dem Jahrestage meines Amtsantritts gratuliert. Gott erhalte unsern Sohn und moege ihn bald in siegreichem Frieden zu uns heimfuehren!

XXXVII.

Baden, 28. August 1916. Gestern, Sonntag Abend 9 Uhr, ist die zehnte Kriegserklaerung (von Rumaenien) an unsere Monarchie ergangen. Unmittelbar darauf hat Deutschland an Rumaenien den Krieg erklart. Gott schuetze Oesterreich-Ungarn und seine Verbuendeten, die wirklich die Kultur und Sittlichkeit verkoerpern, denn die Entente ist verbruedert mit dem Fluchland Russland, dem Mordland Serbien und den Verraeterlaendern Italien und Rumaenien. Aber was nuetzt das alles? Nachher wird es wieder heissen: "Liebet Eure Feinde!" Das Christentum hat einen Gott der Liebe. Der Weltkrieg ist die groesste Ironie auf das Heil, denn er ist das groesste Unheil der Weltgeschichte.

XXXVIII.

Baden, 10. September 1916. Dem Baron Louis von Rothschild ist wegen seiner grossen Verdienste um die Kriegsanleihen das ~~Kreuz~~ Grosskreuz des Kaiser-Franz-Josef-Ordens verliehen worden. Richtiger waere in diesem Falle das Goldene Vliess gewesen.

XXXIX.

Wien, 6. Oktober 1916. Die Zeitungen vom 5. Oktober enthalten folgende Notiz: "Dispens vom fleischlosen Tag. Der Vorstehung der Wiener israelitischen Kultusgemeinde wurde auf eine Anfrage auf Weisung des Ministeriums des Innern eroeffnet, dass fuer Angehoerige des mosaischen Glaubensbekenntnisses, die uebermorgen am Versoehnungstag Fasten halten, am morgigen fleischlosen Tage die Zubereitung, die Verabreichung und der Genuss von Fleisch und Fleischspeisen zugelassen wird."

XL.

Wien, 22. November 1916. Gestern am 21. November Abends 9 Uhr ist Kaiser Franz Josef I. nach kurzer Krankheit im 87. Lebens- im 68. Regierungsjahre gestorben. Ein wahrer schwindet aus dem Leben, ein Held als Dulder, ein Mann des Friedens mitten im Weltkrieg. Sein Andenken wird gesegnet bleiben, nach einem so langen und schicksalsreichen Leben wird seine Ruhe suess sein.

XLI.

Wien, 27. November 1916. Gestern, Sonntag, 6 Uhr Abends fand im Stadttempel die feierliche Trauerandacht fuer Kaiser Franz Josef I. statt, bei der ich auf Ersuchen des Vorstandes und dem eigenen Beduerfnis folgend die Trauerrede gehalten habe. Ich hatte seit 11 Monaten, seit 2. Januar d.J. nicht oeffentlich gesprochen, dennoch ging die Rede mit voruebergehenden Hustenanfaellen gut von statten und fand vielfache Anerkennung. Da die Rede eine stark persoenliche Note hatte, verdient sie erhalten zu werden. Ich setze deshalb den folgenden Artikel aus der Wahrheit hierher. Der in der Rede erwachnte Abgeordnete war Ignaz Kunda. Der Kaiser hatte sich ihm gegenueber nach Eroeffnung der Welt-

ausstellung so geäußert, da sie durch schlechtes Wetter, Cholera-ge-
ruechte und andere Unannehmlichkeiten sehr beeinträchtigt war.

XLII.

Wien, 3. Dezember 1916.

Donnerstag, als

ich mit Leo aus dem Fruehgottesdienste nach Hause kam, fand ich zu
meiner und unser Aller freudigsten Ueberraschung Josef vor, der einen
20 taegigen Urlaub erhalten hat. An seinen Kleidern haftete noch das
"Feld", in dem er sieben Monate geweilt und gelitten hat, aber er
sieht G.s.D. praechtig aus. Am Sabbat im Tempel erhielt er die Ver-
staendigung, dass er Faehnrich geworden. Gott schuetze und erhalte
ihn bei vollkommener Gesundheit und begluecke die Welt mit baldigem
Frieden!

XLIII.

Wien, 11. December 1916. Heute, Montag 3/4 12 Uhr wurden die Ver-
treter der oestreichischen Judenheit, an Zahl etwa zwanzig aus den
Hauptgemeinden, von Kaiser Karl I. und Kaiserin Zita empfangen. Die
Huldigungsdeputation war durch die Praesidenten Dr. Stern mit dem Mini-
sterpraesidenten Dr. von Koerber verabredet worden. Das Ereignis darf
in jeder Beziehung ein aeußerst denkwuerdiges genannt werden, be-
sonders war die Leutseligkeit und man kann wohl sagen Herzlichkeit
des Kaiserpaares geradezu hinreissend. Ich erinnere mich, dass ich
seit 1879 wiederholt von weiland Kaiser Franz Josef I. sei es als
Mitglied einer Deputation oder allein empfangen wurde, ~~es~~ war immer
wohlwollend, aber zurueckhaltend ~~und~~ und hat nie Einem die Hand ge-
reicht und jeden einer kurzen Unterredung gewuerdigt. Die Kaiserin

ging huldvoll an der Seite des Kaisers die ziemlich lange Reihe der Delegierten ab. Ich kann nur sagen: der Eindruck, den das Verhalten des Kaisers auf mich machte, war bezaubernder. Als der einzige Rabbiner in der Deputation begruesste ich das Kaiserpaar nach seinem Eintritt mit folgenden Worten: "Wollen Ew. Majestaet mir allergnaedigst zu gestatten geruhen, mit bedecktem Haupte die althebraeischen Segensworte im Namen der gesamten oesterreichischen Judenheit ueber Ew. Majestaeten auszusprechen?" Nachdem der Kaiser bejahend genickt hatte, bedeckte ich mich, sprach den hebraeischen Segensspruch und uebersetzte ihn umschreibend, mit entbloesstem Haupte, folgendermassen: "Gepriesen sei der ewige Weltenherr, der in seiner Gnade den Abglanz seiner goettlichen Majestaet auf die glorreichen Haeupter Ew. Majestaeten herabgesenkt hat, und zu dem wir inbruenstig beten, dass dieser Abglanz im immer helleren Lichte des Glueckes, der Freude, des Sieges und des Friedens ueber Euren Majestaeten erstrahlen moege Amen!" Dann hielt oder las vielmehr der Praesident eine sehr schoene Ansprache, worauf der Kaiser die Erwiderung von einem Bogen, den er unter dem Arm hielt und jetzt hervornahm, ablas. Die Erwiderung uebertrifft an Herzlichkeit und Anerkennung alle frueheren derartigen Enuntiationen. Dann sprach der Kaiser laengere Zeit mit dem Praesidenten. Dann wendeten beide Majestaeten sich mir zu, der Kaiser reichte mir die Hand und sagte: "Ich danke fuer den Segen". Als der Kaiser sah, dass ich die Hand an das linke Ohr hielt, um besser zu hoeren, fragte er lauter, wie lange ich im Amte sei. Ich antwortete: "Ueber fuenfzig Jahre Majestaet". Worauf der Kaiser: "Das ist eine lange Zeit". Sodann stellte er die Frage an mich, ob ich ein Wiener sei, worauf ich: "Ein Hannoveraner

Majestaet, aus Hildesheim". Ich glaube, dass auch die Kaiserin mir die Hand gereicht hat, weiss es aber nicht genau. Wir trugen alle auf Befehl wegen der Trauer schwarze Handschuhe. Nach der Audienz liess sich die Deputation in ihrer Gesamtheit photographieren, um, wie der Praesident sagte, das historische Ereignis auch im Bilde ~~XXXXXX~~ festzuhalten. Ein nachtraeglicher Bericht von mir, ueber die Stimmung waehrend des Empfangs, ist anonym("von einem Augenzeugen") in der oesterreichischen Wochenschrift Nr.50 (1916) erschienen. Ich setze ihn hierher.

XLIV.

Wien, 4.April 1917. Heute, den 4.April (12.Nissan) wurde der neue juedische Friedhof eingeweiht. Ein historisches Ereignis. Der bisherige war ein Teil des Zentralfriedhofes und kein ewiger Besitz der israelitischen Kultusgemeinde, die nur das Benuetzungsrecht besass. Der neue Friedhof ist ein besonderer juedischer Friedhof und Eigentum der Kultusgemeinde. Die Feier fand bei gutem Wetter um 11 Uhr Morgens in der provisorischen kleinen Halle des noch ganz unfertigen Friedhofes vor einer kleinen Anzahl geladener Gaeste, Rabbiner, Gemeinde-und Bethausvorsteher statt, machte aber in ihrer Einfachheit und Intimitaet einen tiefen Eindruck. Meine Rede fand Beifall, auch die des Praesidenten, der nach mir sprach. Vor den Ansprachen sang Oberkantor Morgenstern mit Chor , nachher das . Ich habe die Gnade Gottes erlebt, dass ich auf drei Friedhoefern der Kultusgemeinde Wien nacheinander fungiert habe. Ihm sei Preis und Dank!

XLV.

Wien, 5. April 1917. Auch heute muss ich Gott dafuer danken, dass ich von mir sagen kann: ich habe drei Generationen getraut, was wohl wenige Rabbiner von sich sagen koennen. Ich habe naemlich Fraeulein Charlotte Cohn mit ihrem Gatten Robert Freistadt getraut, nachdem ich vor bereits 46 Jahren meine Freunde Salo und Camilla Cohn, die Grosseltern der Vorgenannten, getraut habe. Um dieser Verguenstigung teilhaft zu werden, habe ich ueberhaupt die Trauung vollzogen, welche Funktion ich seit drei Jahren eingestellt hatte. Es war eine vornehme Trauung in Gegenwart von etwa 60 Personen, lauter Verwandten, in den glaenzenden Raeumen des Cohnschen Hauses.

XLVI.

Wien, 4. Mai 1917. Wie nahe wohnen doch Freud und Leid ~~XXXXXXXXXX~~ beieinander, ohne einander zu kennen, wie zwei Leute, die in demselben Hause wohnen und sich fremd sind, bis sie ploetzlich ihre Bekanntschaft machen. Am 5. April, bei der Trauung seiner Enkelin, war Salo Cohn noch so gluecklich, und Samstag, den 21. April hat ihn auf dem Semmering, wo er mit seiner Frau weilte, der Schlag getroffen. Er war sogleich bewusstlos. Ein erneuerter Schlaganfall raffte ihn dahin. Am Sonntag, den 29. April fand sein Leichenbegaengnis auf dem Zentralfriedhof statt. Ich habe gesprochen. Das hat er sich oft im Leben gewuenscht, dass ich ihm die Leichenrede halten sollte, er waere auch mit dieser Rede zufrieden gewesen, wenn er sie gehoert haette. Auch andere haben gesprochen. Ueberhauptwar sein Leichenbegaengnis sehr ehrenvoll, wie er es verdient hat.

Salo Cohn war mein aeltester und bester Freund, auch in gewissem Sinne zugleich der interessanteste und beste Mensch, den ich hier wach-

rend meiner bisherigen einundfuenfzigjaehrigen Laufbahn kennen gelernt habe. Bald nach meiner Ankunft kam er zu mir, denn ich kannte von Breslau aus seine Eltern und dortigen Verwandten. Er hatte die Manufakturbranche in Berlin gelernt, hier aber ging er an die Boerse. Grosse Industrien gab es damals unter den hiesigen Juden nicht, so lockte die Boerse alle juedischen jungen Leute an sich. Alle hiesigen reichen Juden hatten dort ihr Geld verdient, aber sie sahen veraechtlich auf diejenigen herab, die es ihnen nachmachten, in ihren Augen waren die Nachkoemmlinge Emporkoemmlinge. Salo Cohn gewann und verlor, beides war wenig, vielleicht machte er auch von seiner Ellenbogenfreiheit zu ungenierten Gebrauch und manche tadelten mich wegen meiner Freundschaft mit ihm. Aber bald fasste er festen Fuss und ein achtbarer Mann gab ihm seine Tochter zur Frau mit der maessigen Mitgift von 20,000 Gulden Rente, die ich laengere Zeit in Verwahrung hatte. Um wieviel hundertmal hat er diese Summe vermehrt! Er ist als einer der reichsten Maenner und groessten Philanthropen Wiens gestorben. Ich und meine erste Frau waren 1870 bei der "Beschau" zugegen bei dem "Buergermeister von Lainz" dem ein kleiner Kaffeegarten daselbst gehoerte. 1871 habe ich das junge Paar getraut. Seine Frau wurde sein guter Engel. Ich wuesste ihm keinen zweiten zur Seite zu stellen. Er ist stetig ~~XXXXXXXXXXXX~~ aufgestiegen, waehrend alle anderen wie Meteore aufstiegen und verschwanden. Auch in der juedischen Gemeindeverwaltung, in die er schwer Eingang fand, wurden alle Ehren auf ihn gehaeuft, und als treuer Jude setzte er eine Ehre darein, Mitglied des Vertreterkollegiums, Praesident der "Chewra Kadischa", der Volkskueche u.s.w. zu sein. Seine Munifizienz betaetigte er auf allen Gebieten, durch Ankauf von Buecherschaetzen, Schenkungen und testamentarische

Legate. Mir war er, wie ich ihm, ein treuer Freund, er hat mein Vermögen verwaltet, so dass ich beruhigt an die Zukunft meiner Familie denken kann. Auch nicht einem Einzigen sonst bin ich in dieser Beziehung zu Danke verpflichtet. Gott sei Dank! Es war ein einzigartiges Verhältniss zwischen uns beiden, aber es hätte nicht das einzige zu sein brauchen, denn Vielen und sehr Reichen habe ich mich sehr nützlich erwiesen, aber kein einziger hat nur einen Augenblick so wie Salo Cohn mir seine Anerkennung und Dankbarkeit bewiesen. Ich sage es mit Stolz, aber auch mit schmerzlicher Empfindung, dass ich es sagen muss: kein Einziger ausser ihm. Ich habe das alles in meiner Leichenredemehr angedeutet, als ausgesprochen. Möchten so die reichen Juden -die Gemeinden sind dazu nicht reich genug- ihren Rabbinern zur Seite stehen, damit sie ihre Unabhaengigkeit und ihren Mannesstolz behaupten koennen.

XLVII.

Baden, Dienstag, 19. Juni 1917. Es verdient als seltene Naturerscheinung verzeichnet zu werden, dass es seit 28. April, also bis nun seit 52 Tagen nicht geregnet hat. In den Zeitungen heisst es, dass eine solche Trockenperiode seit 1856 nicht da war. Die Hitze ist jedoch nicht allzu gross, auch bemerke ich an den Bäumen des mir gegenüberliegenden erzherzoglichen Gartens nicht den geringsten gelblichen Schein, was sonst um diese Zeit schon der Fall war, aber die Landwirte klagen sehr.

Wir sind seit dem 15. Mai in Baden. Ich habe es hier nie so wunderbar ruhig gefunden, das kommt daher, dass in Baden das Hauptquartier und der Verkehr hierher sehr erschwert ist. Jeder muss einen Pass haben

und diesen oder eine Legitimation auch bei sich tragen. Auch die Versorgung ist schwer. Wir sind in Wien rayoniert geblieben. Am Dienstag faehrt das Maedchen, am Freitag meine Frau und das Fraeulein nach Wien, sie reisen frueh um 6 Uhr ab und kommen gegen halb 2 Mittag mit Ruecksaecken und Tschen, gefuellt mit Broten. Kannen mit abgekochter Milch und anderen Viktualien zurueck. Ein denkwuerdiger Landaufenthalt! Meine Frau will trotz eindringlichster Abmahnung von meiner Seite nicht von dieser Expedition lassen. Freitag, wenn sie selbst faehrt, bringt sie auch Manches heim, das Dienstboten nicht bekommen. Man lernt sich Lebensmittel erbitten, erbetteln, erschmeicheln. Geld hat fast ~~XX~~ keinen Wert, noch Kaufkraft, denn die geringsten Sachen sind unerschwinglich. Ein Kutscher des Erzherzogs hat uns einige Kilo weisses Mehl gebracht, Geld wollte er nicht dafuer, aber Zucker und Kaffee. So geben die Bauern ihre Kartoffeln nur auf Tausch gegen Spiritus, Petroleum u.dgl.

Vorgestern, in der Nacht vom 16. auf 17. um 2 Uhr, wurden wir durch eine fuerchterliche Detonation erschreckt. Alles sprang auf und lief zusammen. Fliegerbomben! Man habe es auf das Hauptquartier abgesehen. In Wien hiess es, Baden verschuettet. Es war aber eine maechtige Explosion auf dem Steinfeld bei Wien-Neustadt. Das ist die Annehmlichkeit des Badener Sommeraufenthaltes im Kriege. Gebe Gott baldigen Frieden! Ich verzeichne noch, dass ein Moebelwagen zur Uebersiedlung nach Baden in diesem Jahre 300 K kostet. Im Frieden bezahlten wir dafuer mit Kutscher und Packen 42 K. In diesem Jahre hatten wir durch Gefaelligkeit einen Streifwagen mit Kutscher und Packer, wofuer wir 100 K bezahlt haben.

XLVIII.

Baden, 24. Juni 1917. Endlich ist gestern (Samstag) Abend ein wohltuender Regen eingetreten und hat die Nacht hindurch angedauert. Das Wetter ist kuehl und regnerisch.

XLIX.

Baden 29. Jnni 1917. Ein Stueckchen oesterreichischer Verwaltung, das aufbewahrt zu werden verdient! Die juedisch-theologische Lehranstalt erhielt seit ihrer Gruendung vom Staate eine jaehrliche Subvention von 10,000 K. In den letzten Jahren haperte es damit, sie wurden nicht ganz ausgezahlt und juengst erhielt das Kuratorium vom Finanzministerium die schriftliche Verstaendigung, dass die Subvention gaenzlich eingestellt werde. Im Kultusministerium erhielt unser Sekretaeer die Andeutung, das Kuratorium moechte den Betrag unter den reichen Juden aufbringen, wovon allerdings in der Zuschrift nichts erwaeht war. Man bemerke: dies zu einer Zeit, in der Milliarden fuer Kriegszwecke verausgabt werden und die Juden sich durch ihre ausserordentliche Opferwilligkeit hervortun. Als kurz vor meiner Uebersiedlung aufs Land die Sache in einer Sitzung des Kuratoriums zur Sprache kam, stellte ich den Antrag, gegen diesen Bescheid aufs Schaerfste in einer Eingabe an das Ministerium zu remonstrieren und hervorzuheben, dass nicht sowohl die Einstellung der Subvention als vielmehr die Verweisung auf die reichen Juden beleidigend sei. Der Antrag wurde angenommen, aber die Ausfuehrung sollte doch suavites in modo geschehen. Die persoenliche Uebergabe schien auch unbequem, da ploetzlich gab das Gesamt-Kabinet Clam-Martinitz seine Demission, so dass die

Uebergabe der ohnehin sehr zahn ausgefallenen Eingabe unterblieb. Inzwischen hat sich folgendes begeben: Der Herausgeber der Oesterreichischen Wochenschrift, Dr. Bloch, wurde in das Pressedepartement des Ministeriums berufen, wo der amtierende Hofrat ihm vorhielt, dass sein Blatt nicht patriotisch genug sei. Block brachte hierauf die Einstellung der Subvention an die juedisch-theologische Lehranstalt zur Sprache, worauf der Hofrat bemerkte: "Das ist eine Dummheit!" Die Sache wurde sofort unter der Hand geregelt. Also der Beschluss zweier Ministerien wird von einem Hofrat als eine Dummheit bezeichnet und kassiert! Ich habe Dr. Stern, der mir dies mitgeteilt, darauf aufmerksam gemacht, dass unsere Lehranstalt im Staatsbudget nicht unter den Lehranstalten, sondern in irgend einem Versteck figuriere, wahrscheinlich um die Aufmerksamkeit der antisemitischen Abgeordneten davon abzulenken. Ich habe zu einer Eingabe geraten, dass man dieses Versteckenspielen aufgebe, die Lehranstalt sollte die erste Post bilden, da sie das alte Bethamidrasch sei, das auch Jesus besucht habe.-

L.

Baden, 9. Juli 1917. Heute frueh hat mich Erzherzog Friedrich angesprochen, oder eigentlich angerufen. Dies kam so: Ich ging etwa um 1/2 & Uhr frueh im Regenwetter allein den Weg zu Rauheneck hinauf. Als ich zehn oder zweielf Schritte gestiegen war, blickte ich nach rechts auf die Strasse zurueck, sah den Erzherzog und gruesste ihn. Er dankte und rief mir etwas zu was ich nicht verstand, worauf ich die Hand ans Ohr legte und rief: "Kaiserliche Hoheit, ich verstehe leider nicht". Ich hatte mich aber schon umgewendet und war schnell zu ihm hinabgestiegen, worauf er laechelnd sagte: "Ich habe gesagt, es ist schlechtes

Wetter". Worauf ich: "Wenn man ein solches Vorbild hat, wie Ew. Kaiserliche Hoheit, darf man das Wetter nicht scheuen". Er sagte, dass er auch schon 62 Jahre alt sei, worauf ich bemerkte, dass ich mich im 83 ten befinde, leider abet schlecht sehe und hoere, so dass ich meiner Frau beduerfe, die mich auf ihn aufmerksam mache, da heute alle Militaers gleich aussehen". Er lachte sehr freundlich, gab mir die Hand und sagte Adieu. Sein ganzes Verhalten war hoechst liebenswuerdig. Die Hofbediensteten erzaelten unseren Dienstboten, der Erzherzog haette von der Begegnung gesprochen und mich einen feinen Mann genannt, auch hinzugefuegt, die ganze Familie mache diesen Eindruck.

II.

Baden, 16. Juli 1917. Gestern ist Martin Cohn zu Grabe getragen worden, genau elf Wochen nach dem Begraebnis seines Bruders Salo. Er war durch drei Jahrzehnte rueckenmarkleidend und litt unsaeglich, deshalb war sein Tod eine Erloesung fuer ihn. Er ist in Marienbad schon in der Nacht von Dienstag auf Mittwoch gestorben, die Ueberfuehrung der Leiche in dieser Eisenbahn schwierigen Zeit dauerte solange, dass das Begraebnis erst am gestrigen Sonntag stattfinden konnte. Er war wie sein Bruder Salo einer meiner besten Freunde, deshalb konnte ich das schon von Marienbad aus an mich ergangene Ersuchen seiner Frau, am Grabe einige Worte zu sprechen, nicht ablehnen. Das Sprechen war mir leicht, aber die ganze Expedition an dem heissen Tage steckt mir heute noch in den Gliedern. Um 8 Uhr frueh fuhren meine Frau und ich mit der Elektrischen zur Bahn, mussten aber fast eine Stunde warten, bis um 9 Uhr4 ein Zug nach Wien ging, der gegen 10 dort eintraf. Am Suedbahnhof erwartete

uns ein Diener der Chewra Kadischa mit einem offenen Fiaker, waehrend ein geschlossener, den ich vorziehe, bestellt war. Nach fast dreiviertelstuendiger Fahrt kamen wir auf dem Zentralfriedhof an. Hier mussten wir wiederum eine Stunde warten, bis das Leichenbegaengnis stattfand. Es waren ausser der Familie sehr viel teilnehmende Freunde zugegen, wie es der Verstorbenen, der ein edler, weit ueber seine Kraefte wohltaetiger Mann war, verdient hatte. Ich und meine Frau sind nicht mit auf das Grab gegangen, weil wir zu dem Zuge 12 Uhr 30 an dem Suedbahnhof sein wollten. Dort angekommen gab ich dem Kutscher 2 K Trinkgeld. In Friedenszeiten waere er mit 50 zufrieden mit einer Krone gluecklich gewesen, jetzt sagte er aber, 2 K seien kein "gutes Trinkgeld", wie ich es ihm versprochen hatte. Hier sieht man den Krieg als Erzieher! Das Schoenste war, dass der Zug 12 Uhr 30 Min. -auch eine Kriegseinrichtung- keine Passagiere nach Baden aufnahm. Wir konnten erst mit dem Zuge 1 Uhr 30 Min. fahren, kamen um 1/2 3 Uhr am Bahnhof und um 3 Uhr zu Hause an. Also von 8-3 hatte die Reise gedauert, ich bin noch heute zerschlagen und erschlafft.

LII.

Baden, 29. Juli 1917. Der Reichskanzler Michaelis macht Enthuellungen ueber Vorgaenge und Aeusserungen in der Geheimsitzung der ~~XXXX~~ franzoesischen Kammer. Diese Geheimnisse koennen doch nur durch bezahlten Verrat zur Kenntniss des deutschen Reichskanzlers gelangt sein. Ebenso hat Wilson Enthuellungen ueber eine Depesche Deutschlands an Mexiko gemacht. Auch diese beruhen offenbar auf bezahltem Verrat. Alle Maechte bedienen sich des Verrats und alle verlangen einen ehrlichen

Heute, am Tischo-beaw ist unser geliebter Sohn Josef nach Laubach gefahren. Gott beschuetze ihn und fuehre ihn gesund zu uns zurueck.

LIII.

Baden 31. Juli 1917. Ich habe mich heute wiegen lassen, ich wiege 75 1/4 Kilo gegen 85-87, die ich seit 40 Jahren gewogen habe und die durch eine Karlsbader Kur immer nur wenig und voruebergehend verkuerzt wurden. Das macht die Kriegsnahrung. Ich kann nicht sagen, dass mir die Verringerung meines Koerpergewichts um 10-12 Kilo Unbehagen verursacht, eher ist das Gegenteil der Fall. Man sieht daraus, dass die Ernaehrung in Friedenszeiten zu uebermaessig ist. Heute zeigte uns ein erzherzoglicher Kutscher das Stueck Brod, das alle Diner fuer den ganzen Tag bekommen, ein Viertel eines runden kleinen Brotes, soviel, wie ein gesunder, zehn-zwoelfjaehriger Knabe zum ersten und zweiten Fruehstueck zu essen pflegt.

Der Hoehepunkt des Kriegssommers und unseres
Badener Aufenthalts 1917.

Seit dem 15. Mai sind wir in Baden, wo jetzt der Sitz des Hauptquartiers ist. Wir mussten alle einen Pass haben, der Stueck fuer Stueck drei Kronen kostete. Wir sind in Wien rayoniert geblieben, weil es fuer die Ernaehrung besser schien, aber wir haben grosse Umstaendlichkeiten und Schwierigkeiten auszuhalten. Dazu dieser entsetzliche heisse Sommer. Seit drei Tagen -heute ist der 31. Juli- haben wir 32-33 C Nachmittags im Schatten. Und bei dieser Hitze muessen die wichtigsten Nahrungsmittel, Brod, Butter, Eier, Milch von Wien geholt werden. Einmal, am Dienstag faehrt das Maedchen nach Wien, am Freitag gewoehnlich meine Frau

und das Fräulein. Meine Frau ist vorzueglich deshalb in Wien rayoniert geblieben, um nach der Rueckkehr in die Stadt gleich die gewohnte Ordnung vorzufinden, da wir sonst wahrscheinlich anderwaerts als bisher zugeteilt worden waeren. Die Schwierigkeit, nach Baden zu kommen, macht die Gegend stiller und einsamer, was mir den Aufenthalt nur angenehmer macht. Gluecklicherweise ist auch der Wald trotz der Hitze nicht welk, da die Naechte ziemlich kuehl und die ersten Morgenstunden, in denen meine Frau und ich in den Wald gehen, frisch sind. Drauf schmeckt mir der Kaffee, meine liebste Nahrung jetzt, am besten, aber Milch bekomme fast nur ich, die anderen trinken meistens Tee. Dabei sind die Lebensmittel, ausser Brod, fast nur auf Umwegen zu erhalten. Infolge der Hoechstpreise verschwinden die Lebensmittel vom Markte und wird nur gegen horrende Ueberzahlung zu haben. Die staatlichen, recht oberflaechlichen Massnahmen, machen die ehrlichsten Leute zu Suendern gegen die Verordnungen der Obrigkeit. Wenn ein reicher Mann eine halbe Million fuer ein Kunstwerk zahlt, warum soll er nicht drei Kronen fuer ein Kilo Kartoffeln zahlen, obwohl der vom Staate festgesetzte Hoechstpreis kaum eine Krone betraegt, wofuer aber keine Kartoffeln zu haben sind. "Alles was einer besitzt, gibt er fuer sein Leben", heisst es in den Spruechen Salomo's. Daran wird der staatliche Hoechstpreis nichts aendern. Ich kenne einen sehr achtbaren Mann, der fuer 70 Kilo weisses Mehl 1,500 Kronen gezahlt hat. Er sagt: ich verdiene taeglich 1100 Kronen, warum soll ich mir das Mehl nicht kaufen? Dagegen ist schwer etwas einzuwenden. Dazu kommt die Misswirtschaft der Aemter. Ploetzlich wurden in diesen Tagen die nach und von Wien Fahrenden angewiesen, ihre Paesse

zu erneuern. Das kostet natuerlich fuer jeden Pass wieder drei Kronen. Wie meine Frau nun vor dem eigens eingerichteten Polizeiamt den Meldezettel der Kurkommission vorweist, sagt man ihr: Ja, Sie sind ja nicht polizeilich gemeldet, wissen Sie, dass Sie dafuer mit 2000 Kronen bestraft werden koennen? Der Kommissar war gnaedig und restringierte die Strafe auf 30 Kronen. Auch diese ist ungerecht, Hier die Begrue ndung: Ich wohne seit 1874 im Sommer in Baden (ausgenommen 1894, wo ich mich in Trauer nach dem Heimgange meiner ersten Frau sel.And. befand). Immer hat die Hausmeisterin mich und meine Familie bei der Kurkommission angemeldet. In diesem Jahre ist nun wegen des Hauptquartiers auch eine polizeiliche Meldung vorgeschrieben worden, was die Hausmeisterin uebersehen hat. Waere es aber nicht einfacher gewesen, wenn die Kurkommission die bei ihr eingegangenen Meldungen dem Polizeiamt mitgeteilt haette. Dann waeren die Strafen entfallen. Aber ein Amt kuenmert sich nicht um das andere. So entstehen fuer den heimischen Buerger Plackereien und Strafen, dass er glauben kann, sich in Feindesland zu befinden. So schoen es in Baden ist, so zaehlen wir doch in diesem Jahre die Tage infolge der Plackereien, Widerwaertigkeiten und Teuerungsverhaeltnisse, bis wir mit Gottes Hilfe wieder nach Wien zurueckkehren koennen, was in Frieden geschehen moege.

LIV.

Baden, 17. August 1917. Soeben, Freitag Nachmittag 5 1/2 Uhr kommt mein Sekretaer vorgefahren und bringt die betruerende Mitteilung, dass der Leopoldstaedter Tempel heute morgen abgebrannt ist. Nur die

Mauern stehen, die linke Gallerie ist eingestuerzt, die rechte beschadigt. Die Wohnhaeuser, auch die Bibliothek unversehrt. Das Ganze ein Werk von drei Stunden, unmittelbar nach dem Gottesdienst zu Ehren des Geburtstag des Kaisers. Gott sei Dank, dass kein Menschenleben zu beklagen ist. Morgen sind es 51 Jahre, dass ich in diesem Tempel meine Antrittsrede gehalten habe.

LV.

Baden, 20. August 1917. Es waere interessant, wenn es dem Papst Benedikt gelaenge, mit seiner Friedensnote den Frieden herbeizufuehren. Es wuerde dadurch die Schlappe, die der Weltkrieg dem Christentum als Weltreligion versetzt hat, einigermassen wett machen. Denn sie, die vorgibt, der Welt das Heil gebracht zu haben, hat das groesste Unheil -den Weltkrieg- nicht verhindern koennen. "An ihren Fruechten sollt ihr sie erkennen", sagt das Evangelium.

LVI.

Baden, 24. August 1917. Der Zar und seine Familie sind von der provisorischen Regierung in Russland nach Tobolsk in Sibirien verschickt worden. Wer haette dies vermuten koennen, als ich in meiner Rede ueber den Beilis-Prozess sagte, Russland werde deswegen vor den Richterstuhl der Geschichte gefordert werden. Ich meinte natuerlich den Zaren, aber durfte ich ihn nennen, ihn, der nach seinem Besuche unseres Kaisers in Muenzsteg, von Kaiser Wilhelm II. in Breslau in einem Toaste als der "maechtigste Monarch in Europe" gefeiert wurde. Immer wiederholt sich unsere alte Geschichte. Wie Pharao ertrank, weil

er die israelitischen Knaben ertraenken liess, so muss der Zar seine sibirischen Verschickungen durch seine eigene buessen.

sagt Gott, "mein ist die Rache und die Vergeltung". Wie mag der Zar jetzt den aermsten der von ihm verfolgten Juden beneiden!

. Es ist etwas Grosses um die Rache, denn sie steht zwischen zwei Gottesnamen: "Ein Gott der Rache ist Gott". "Ja ein Gott richtet auf Erden!"

Der Kaiser hat an seinem Geburtstag mir und einigen anderen hiesigen und fremden Kollegen das Zivil-Kriegskreuz 2.Cl. verliehen.

LVII.

Baden, 2X.September 1917. Ein Bekannter erzahlt mir, dass sein Freund ihm mit dem Ausruf begegnet sei: "Gott sei Dank, mein Sohn hat eine leichte Gehirnerschuetterung". Der Sohn stand naemlich an der Isonzofront und ist durch den nicht lebensgefaehrlichen Unfall jedenfalls lange Zeit untauglich. So etwas muss sich jetzt ein Vater wuenschen, und er muss gluecklich sein, wenn sein Wunsch in Erfuellung geht. Das charakterisiert die herrschende Stimmung.

Nun geht der Sommeraufenthalt bald zu Ende. Am Montag, den 10. September, gedenken wir nach Wien zurueckzukehren. Seit 1874 wohne ich waehrend des Sommers in Baden, seit 1896 in meiner eigenen Villa gegenueber der Weilburg. Aber noch nie hat es mir hier so gefallen. Es war ein schoener Sommer, fast ohne Regen, ohne ~~XXXXXXXX~~ Gewitter, ohne grosse Stuerme, etwas heiss zwar, aber doch ertraeglich. Seit Anfang September ist es kuehler geworden, heute, den 5.September, waren morgens 6 Uhr nur 6 Grad. Wir haben heute ein wenig geheizt, was sonst haeufig geschah, diesmal aber nur heute frueh, denn jetzt Nachmittags sind 18 Grad. Dabei diese wohltuende Ruhe, wenig Menschen und keine Wagen. Waere

die Ursache nicht der Krieg und die Schwierigkeit, nach Baden zu kommen, so waere der Genuss ein vollkommener. Aber auch die Lebensmittelbeschaffung war muehevoll. Einmal in jeder Woche am Dienstag ist ein Maedchen schon sehr frueh morgens nach Wien gefahren und brachte Brod und Milch. Am Freitag fuhr regelmaessig meine Frau mit dem Fraulein oder Leo und sie kamen Nachmittags heim, beladen mit Ruecksaecken und Handtaschen, worin Brod, Milch, Fisch und Fleisch fuer den Sabbat-tisch. An heissen Tagen ueberaus anstrengend. Ich habe nicht das Geringste entbehrt, konnte ganz meiner Gewohnheit oder meinen Gewohnheiten gemaess leben, aber alle Hausgenossen haben aus Ruecksicht fuer mich sich manche Entbehrung auferlegen muessen. Ueber allem schwebte aber die Sorge um unseren Josef. Moege ihn Gott wie bisher in seinen Schutz nehmen, moege mit unserer Uebersiedlung nach Wien und dem bevorstehenden Rosch Haschana der langersehnte Friede kommen!

LVIII.

Wien, 19.Oktober 1917. Ich habe dieser Tage der Israelitischen Allianz in Wien angezeigt, dass ich aus ihrem Vorstande scheide, da mein geschwaechtes Sehvermoegen mich hindert, regelmaessig an dem meist Abends stattfindenden Sitzungen teilzunehmen, und mein mangelhaftes Gehoer den Verhandlungen zu folgen. Darauf habe ich ein Schreiben des Vorstandes erhalten, das ich hier wiedergebe, und das mich bestimmt hat, meine Austrittserklaerung zurueckzuziehen, denn ich werde dadurch von der Teilnahme an den Sitzungen dispensiert und ausserdem ist das Schreiben von einem Wohlwollen erfuehlt, das mich zum

Verbleiben im Vorstand verpflichtet. Das Schreiben lautet:

Israelitische Allianz

zu Wien

Wien II

Untere Donaustr.33.

Wien, 15.Oktober 1917.

Euer Ehrwuerden!

Sehr geehrter Herr Oberrabbiner!

Ihr sehr geschaeztetes Schreiben vom 11.ds. worin Sie uns Ihre Absicht aus dem Vorstande auszutreten anzeigen, indem Sie auf die fuer Sie bestehenden physischen Schwierigkeiten hinweisen, an unseren Sitzungen teilzunehmen, hat uns sehr schmerzlich beruehrt.

Euer Ehrwuerden ist bekannt, mit welcher aufrichtigen Verehrung und ungeteilten Aufmerksamkeit der gesamte Vorstand in allen wichtigen Angelegenheiten Ihren nicht nur durch die hohe Wuerde Ihres Amtes gewichtigen, sondern an sich durch Ihre ueberragende Kenntniss des Judentums und Ihre reiche Lebenserfahrung bedeutsamen Rat zu hoeren gewohnt ist.

Ganz unmoeglich erscheint es uns daher, die von Euer Ehrwuerden gezogene Schlussfolgerung anzuerkennen, wonach sie aus demselben scheiden zu muessen glauben. Ausser dem gegenwaertigen mitunterfertigten Praesidenten, sind Euer Ehrwuerden das einzige seit der Begrueundung unseres Vereines dem Vorstande angehoerende Mitglied. Ihre weitere Zugehoerigkeit zur Leitung unseres Vereines -wie wir hoffen, waehrend noch vieler Jahre, die Ihnen der Allmaechtige gewaehren moege- betrachten wir als eine Ehre fuer unsere Koerperschaft und zugleich als Buergschaft fuer die Erhaltung der Tradition der Hilfswerke der Israelitischen Allianz seit dem Tage ihrer Begrueundung. Wenn Euer Ehrwuerden auch verhindert sein sollten, an unseren Sitzungen teilzunehmen, so hoffen wir, dass

es uns moeglich sein wird, Sie ueber unsere Hilfswerke stets auf dem Laufenden zu halten und in besonderen Faellen Ihre, fuer uns so wertvolle Meinung einzuholen.

Indem wir Euer Ehrwuerden daher instaendigst bitten, von Ihrer Absicht, aus dem Vorstande auszutreten im Interesse unserer Sache Abstand zu nehmen, verbleiben wir

mit dem Ausdrücke vorzueglicher Hochachtung

Fuer den Vorstand

der "Israelitischen Allianz zu Wien"

Dr. Alfred Stern

Dr. Kuranda

N. Pappenheim

LIX.

Wien, 24. Oktober 1917. Luege und Unwahrhaftigkeit halte ich fuer die schwersten Suenden. Man haelt sie nicht fuer Verbrechen, aber sie erzeugen sie. Sie haben auch den Weltkrieg verschuldet und verzoegern den Frieden. Die Voelker haben sich seit Jahrtausenden vorgelogen, dass das Heil gekommen sei, bis mit dem Weltkrieg das groesste Unheil ausgebrochen ist. Sie haben sich so lange die Liebe in die Tasche, oder vielmehr in die Herzen gelogen, bis endlich deren wahrer Inhalt als der schrecklichste Hass herausgeplatzt ist. Welcher Unfug wird mit dem Worte Gerechtigkeit von Wilson, von den Englaendern getrieben, wieviel Luege und Unwahrhaftigkeit steckt in dem, wie der deutsche Staatssekretaer Herr v. Kuehlmann ganz richtig sagte, "verschaeften" Worte Desannektion, das die Franzosen erfunden haben, um Deutschland Elsass-Lothringen wegzunehmen. Die Deutschen und ihre Verbuendeten sind nicht besser. Alle Voelker luegen sich rein und fehlerlos, und doch hat jedes den Weltkrieg mit verschuldet. Wie viel haben wir Juden

seit Jahrtausenden unter der Luege des Heils und der Menschenliebe gelitten! Die juedische Geschichte ist der Niederschlag der Weltluege. Das Judentum lehrt: "Das Siegel Gottes ist die Wahrheit". Ich habe mir diesen Grundsatz all meine Lebtag vor Augen gehalten, und so oft mich auch Trauungs- und Leichenreden verlockten, unwahrhaft zu sein, so bin ich doch meines Wissens niemals von der Wahrheit abgewichen. Der selige Vize-Praesident Dr. Gustav Kohn nannte mich einen Fanatiker der Wahrhaftigkeit. Einmal musste ich einem reichen Manne den Nachruf halten, an dem nicht viel zu ruehmen war. Als ich der Gattin meinen Besuch machte, ueberschuetete sie mich mit Vorwuerfen. Auch der Schwiegerohn ein Christ, es war der Bildhauer Netter, der das Haydn-Standbild auf der Mariahilferstrasse und die Statue Walthers von der Vogelweide in Bozen geschaffen hat- mischte sich ins Gespraech und meinte, meine Rede sei ganz gut, aber zu kuehl gewesen. Ich antwortete: Meine Temperatur entsprach derjenigen, die der Verstorbene mir einfloesste. Als die Gattin dann noch weiter sprach, unterbrach ich ~~XX~~ sie und sagte: "Verehrte Frau, Sie meinen, dass Ihr Gatte besser war, als meine Rede. Das soll man auch von dem Nachruf sagen, den man mir einst halten wird". Damit empfahl ich mich. Um wieder auf den Weltkrieg, diese ausgewachsene Frucht der Weltluege, zurueckzukommen, wo ~~XXXX~~ bietet die Geschichte einen Treubruch, aehnlich dem, den der Koenig von Italien begangen hat. Dreissig Jahre hat er an dem Dreibund festgehalten, um jetzt unter nichtigen Vorwaenden nicht bloss davon ab-, sondern auch den Dreibundmaechten, mit denen er durch dreissig Jahre verbunden war, in den Ruecken zu fallen. Mit Recht hat der selige Kaiser Franz Josef I. diesen

Treubruch ein Vorkommnis genannt, das in der Geschichte nicht seines Gleichen hat, aber nicht genug damit. Die Alliierten haben diesen Wort- und Treubrecher als Bundesgenossen aufgenommen. England, das Millionen Pfunde jaehrlich fuer die Verbreitung der Bibel und fuer die Judenbekehrung ausgiebt, England, dieser Chorege und Wortfuehrer der Alliierten, laeuft wie ein kochender Topf ueber von dem Wortschwall der Barbarei und der Gerechtigkeit, aber der Treubruch Italiens ist ihm willkommen gewesen, um den Kreis der Alliierten, die angeblich fuer Recht und Gerechtigkeit kaempfen, zu erweitern und zu staerken. Welche Falschheit, welche Verlogenheit, welche Verseuchung und Vergiftung durch die Luege. Wie geistig verarmt und herabgekommen muss das jetzige Menschengeschlecht trotz seiner Kultur, deren es sich ruehmt, die aber auch nur erlogen ist, sein, wenn es nicht einen einzigen Propheten gleich den alten hervorzubringen vermag, der den Voelkern, allen ohne Ausnahme, die Maske der Verlogenheit von den Gesichtern reisst und ihnen zu Gemuethe fuehrt, dass sie tief in den Abgrund der Luege versunken sind. "Liebet die Wahrheit und den Frieden!" Ohne Wahrhaftigkeit, kein Friede. Moege Gott uns bald beides bescheren!

LX.

Wien, im November 1917. Am 1. ds.Mts. ist der Erste Sekretaer unserer Gemeinde, Dr. Theodor Lieben, gestorben. Er hatte sich die Leichenrede und den Chorgesang verboten, was getadelt wurde und was auch ich missbilligen muss. Da er im Dienste der Gemeinde stand, durfte er den Kultus der Gemeinde nicht ablehnen. Der fungierende Chorist, der die Gebete sprach, war an das oeffentliche Einzelauftreten nicht

gewoehnt und wurde ohnmaechtig, kam aber bald zu sich. Immerhin war die Funktion gestoert. Dr. Lieben war ein tuechtiger, rechtschaffener und guter Mensch. Ich habe ihm in der "Lehrerstimme" vom 15. November einen ehrenden Nachruf, wie er ihn verdiente, gewidmet. In den frueheren Kapiteln dieser Aufschreibungen habe ich von dem unheilvollen Wirken mancher Gemeindesekretaere gesprochen. Dr. Lieben dagegen war eine Zierde dieses Berufes.

Bei dieser Gelegenheit trage ich nach, dass der selige Heinrich Klinger, als er Praesident wurde, nicht als Parnas () aufgerufen oder bezeichnet werden wollte, angeblich, weil auch der Zigeunerhaeuptling so genannt werde. Mir war dies immer unerklaerlich. Lange nach seinem Tode fiel mir ein, dass der Zigu~~aner~~haeuptling Primas genannt wird und es steht ausser Zweifel, dass Klinger Parnas und Primas verwechselt hat. Heute noch wird infolgedessen der Praesident als
zur Thora gerufen. Interessant ist, dass der erste Bischof oder Primas von Ungarn durch die gleiche Benennung des Zigeunerhaeuptlings in der Fuehrung seines Titels sich nicht hat stoeren lassen.

Jetzt fallen mir manchmal Nachts, während ich wach oder halbwach liege, laengst vergangene Ereignisse ein. Vielleicht ist das, wovon ich jetzt erzaehlen will, durch den jetzigen Weltkrieg in meiner Erinnerung wachgerufen worden. Am 18. Oktober 1863 wurde vom Magistrat der Stadt Magdeburg, wo ich damals Rabbiner war, eine Jubilaeumsfeier der Voelkerschlacht bei Leipzig abgehalten, wozu ich auch eingeladen war. Auf dem Markte war eine Tribuene errichtet, auf der der zweite

Buergermeister, dessen Name mir ~~XXXXXXXXXX~~, entfallen ist, der erste hiess Hasselbach, dem einmal im preussischen Herrenhause ein Junker Namens Waldau-Steinhoevel zugerufen hatte: "Was zahlt Herr Hasselbach?" die sehr eindrucksvolle Festrede hielt. Am Ende gedachte er der Gefallenen und rief: "Entbloessen wir die Haeupter...!" Ploetzliche Stille. Dann noch einmal: "Entbloessen wir die Haeupter!" Wieder war ploetzliche Stille, die einen peinlichen Eindruck machte. Endlich verstanden die nach Hunderten zaehlenden Anwesenden und nahmen die Huete ab. Dies war frueher nicht geschehen, weil der Redner barhaeuptig sprach und also den Zuhoeerern nicht demonstrieren konnte, was er meine. Das halb ernste, halb komische Ereignis blieb mir lange im Gedaechtnis, auch der sehr richtige Gebrauch der Mehrzahl ("die Haeupter") statt der Einzahl ("das Haupt"). Dann schwand mir der Vorfall aus dem Gedaechtnis, bis er heute Nacht wieder lebhaft mir vor Augen trat.

Ich habe in diesen Tagen den in der "Monatsschrift" veröffentlichten Briefwechsel zwischen Zunz und Mannheimer gelesen, aus dem Einiges schon frueher (bei Maybaum) erschienen ist. Es macht einen traurigen Eindruck, wenn beide mit Wehmuth bekennen, dass eine Institution nach der anderen, und mancher Tuechtige unter die dahinsinkt. Anfangs sieht sich auch Mannheimer ueber seine Reformbestrebungen unangenehm enttaeuscht, und er macht einen Unterschied zwischen dem und Zunz oder sich selbst. Spaeter ist Mannheimer beruhigter und befriedigter und ist erfreut, dass er auch innerhalb der Orthodoxie anerkannt ist. Ein Beweis die folgende Mitteilung meines sel.Freundes und Kollegen J.H. Fleissig s.A. Dieser kam einmal in den letzten Jahren Mannheimers

nach Wien, hoerte ihn am Samstag predigen und machte ihm seinen Besuch. Er hoerte aber im Zimmer Mannheimers einen lauten Wortwechsel und zoegerte anzuklopfen. Endlich entschloss er sich dazu und trat ein. Wie Mannheimer seiner ansichtig wurde, ging er schnell auf ihn zu und sagte ihm: "Herr Religionslehrer Breuer, der zugegen war, macht mir heftige Vorwuerfe darueber, dass ich die Talmud-Thora unterstuetze. Nun sagen Sie, wen Sie jetzt bei meiner Predigt gesehen haben? Schoch-tim, Talmud-Thora Lehrer und dergleichen Leute!" So hatte Mannheimer zuletzt erkannt, dass sein Wirken und Lehren in den orthodoxen oder konservativen Kreisen Wurzel geschlagen hatte, waehrend er den sogenannten aufgeklaerten Kreisen laengst gleichgueltig geworden war. Ich habe da angefangen, wo Mannheimer aufgehoeert hatte, und ich kann Gottlob heute in meinen 83. Lebensjahr sagen: "Ich habe mich nicht getauescht

Dieser Tage wurde Felix Kuranda, einer der Direktoren des Bankvereins, ein Sohn von Ignaz Kuranda, ein wuerdiger Mann und treuer Jude begraben. Er musste es erleben, dass einer seiner Soehne gefallen ist. Diesen liess er auf dem katholischen Teil des Woeblinger Friedhofes begraben, weil ihm der Platz sehr zusagte. Alle Mahnungen, dies zu unterlassen, waren vergebens gewesen. Jetzt ist er nun selber auch in diesem Grabe auf den katholischen Teil des Friedhofes beigesetzt worden. Der Praesident fragte mich nun wie sich der Prediger, ~~XXXXX~~ Kantor und Chor verhalten sollten. Ich entschied, dass die Feier in der Zeremonienhalle nach juedischem Ritus stattfinden solle, dass aber bei der eigentlichen Bestattung die juedischen Funktionaere nicht mitzuwirken hatten, da diese auf dem katholischen Friedhof nichts zu

suchen haben. Ich erzähle dies wegen folgenden Umstandes: Als der juedische Friedhof auf dem Zentralfriedhof im Jahre 1879 in Gebrauch genommen wurde, liess Ignaz Kuranda, wie er mir selbst erzählt hat, heimlich und eigentlich unberechtigt, an der Seite des juedischen Begrabnisplatzes eine lebendige Hecke anlegen, um wenigstens durch diese Scheidewand eine Abgrenzung von dem christlichen Friedhof und den Kreuzen zu bewirken. Der Sohn hat ganz im Gegensatz zu dem Vater sich mitten unter christlichen und mit Kreuzen besetzten Graebnern bestatten lassen.

LXI.

Wien, 29. Januar 1918. Seit vielen Tagen liegt ein dichter Nebel ueber Wien, der sich seit vorgestern so verdichtet hat, dass es tagsueber nicht heller ist als waehrend einer winterlichen Morgen-Daemmerung. Es wird in allen Wohnungen wie zur Nachtzeit beleuchtet. Ich habe dergleichen nie erlebt. Es hat auch die Natur sich in den Weltkrieg gemischt.

LXII.

Wien, 15. Maerz 1918. Wie die Zeitungen berichten, hat Lloyd George bei der Jahresversammlung des Nationalrates der Freikirchen im Citytempel- also bei einer kirchlichen Feier!- von der letzten Rede des Kanzlers gesagt: "Der Geist der Vorherrschaft ist ein immer noch vorhandener Dolch, der in die Bergpredigt eingewickelt ist". Sehr gut! Man koennte dazu mit dem Talmud sagen "er weissagt, ohne zu wissen was". Lloyd Georges hat mit seinen Worten

unbewusst den Geist des Christentums enthüllt: Heidentum in die Bergpredigt eingewickelt! In demselben Augenblick verlangt die Entente die ganze hollaendische Flotte, das neutrale Holland muss seine Matrosen in das Sperrgebiet schiecken und den U-Booten aussetzen, damit England und die Entente durch diesen Gewaltstreich mehr Schiffsraum bekomme. "Heil", das vor 2000 Jahren erschienen ist, wie siehst du aus, wenn man dich aus der Bergpredigt herauswickelt!

LXIII.

Wien, 15. April 1918. Am 7. Tage des Pessachfestes (4. April) las mir meine Frau die Rede vor, die der Aussenminister Graf Caernin beim Empfange der gemeinderaetlichen Deputation gehalten hat. In dieser Rede war ausdruecklich gesagt, dass die Judenfrage in Rumaenien geloeset sei und dass kuenftighin die Juden daselbst gleichberechtigte Staatsbuerger sein wuerden. Ich war von dieser Mitteilung so begeistert, dass ich mir vornahm, sogleich darueber einige Worte im Tempel zu sprechen, was ich auch tat. Ich sagte, ein Hochgefuehl muesse uns erfuellen, dass die Nachricht von der Loesung der Judenfrage in dem modernen Egypten uns an demselben Tage zukomme, an welchem wir die Nachricht von der Loesung der Judenfrage in dem alten Aegypten in der Thora gelesen haben. Daran knuepfte ich einige Worte der Erinnerung an die gaenzlich fehlgeschlagene Deklaration zu Gunsten der rumaenischen Juden vor 40 Jahren auf dem Berliner Kongress, sowie einige Dankesworte an Gott und die verbuendeten Kaiser. Ich war sehr gut bei Stimme, obwohl ich seit 5/4 Jahren nicht mehr im Tempel gesprochen habe, und

allgemein riefen die paar Worte einen starken Eindruck hervor, der einige Tage nachwirkte. Es war ein Ereignis. Angeblich soll sich Herr von Kuehlmann in Rumaenien in der Judensache kuehl verhalten, ja abgewehrt haben. Heute steht leider in den Mittagszeitungen die ueberraschende Nachricht, dass Czernin seine Demission ueberreicht habe, die auch angenommen sei. Ob wegen des Duells mit Clemenceau in der Sache des Kaiserbriefes, oder wegen seiner Stellung gegen die Tschechen, man weiss es nicht. Vielleicht haben wir Juden den Ruecktritt Czernins besonders zu bedauern.

Praesident Dr. Stern machte mir gestern Elogen wegen meines "Nationaljudentum". Er hat es gelesen, um sich fuer seine Audienz bei dem Ministerpraesidenten Dr. von Seidler vorzubereiten, dem er entgegen den Zionisten- sagen will, dass wir Juden keine Lust haben, die "Nationalitaeten" in Oesterreich unsererseits zu vermehren. Ich erinnere mich, dass bei dem Erscheinen der Schrift Hofrat Dr.D.H.Mueller mir gesagt hat, er habe eine sehr guenstige Besprechung der "Neuen Freien Presse" ueberreicht, die aber abgelehnt worden sei.

LXIV.

Wien, 25.April 1918. Ein wichtiger Tag fuer unsere Gemeinde, habemus papam. Am gestrigen Abend wurde Oberrabbiner Dr. Chajes zum Rabbiner am Tempel der Inneren Stadt und stellvertretenden Oberrabbiner gewaehlt. Seit vier Jahren, seitdem ich offiziell mich zurueckgezogen habe und nur hie und da oeffentlich redete, begann ein foermlicher Sturm- und Wettlauf auf die von mir bekleidete Stelle. Nun wird Ruhe einkehren und jeder Rabbiner sich in seinem Kreise zu Hause fuehlen.

Der Praesident hatte die Wahl des Dr.Chajes beschleunigt und fast ueberhastet. Die Vertrauensmaennerversammlung war von angesehenen Gemeindemitgliedern besucht, Baron Louis Rathschild, Dr. Philipp von Gomperz, Abgeordneter Julius Ofner u.A. waren zugegen. Die Ansprache des Kandidaten war inhaltsreich und wuerdig, ein Curriculum vitae und ein Programm. Die Rede wurde sehr beifaelig aufgenommen. Nachdem Dr.Chajes sich entfernt hatte, sagte ich meine Meinung ueber ihn und empfahl seine Wahl waermstens. Ich kam mir vor, als wuerde ich mich selber begraben, wie R. Ismael die Stelle von Moses' Begraebnis auffasst:

"er begrub sich selbst". Wie Gott will. In der nachfolgenden Plenarsitzung wurde Dr.Chajes mit 20 Stimmen von 26 Anwesenden gewaehlt. Moege es zum Guten sein! Ungefaeher 52 Jahre nach meiner Wahl im Jahre 1866.

LXV.

Baden, 26. Mai 1918. In der oesterreichischen Wochenschrift von vorgestern 24. Mai, lese sich, dass zum ersten Male in Preussen ein Richter juedischen Glaubens Landgerichtsdirektor geworden ist, und zwar heisst er Cohn und ist am Landgericht Berlin I. berufen. Dabei erinnern ich mich wie vor 60 oder 62 Jahren, als ich am Seminar in Breslau war, ein Erlass des damaligen preussischen Justizministers Simon erschien, der die Gymnasialdirektoren beauftragte, die juedischen Schueler von der Juristerei abzumahnern, weil sie keine Aussicht haetten Richter zu werden. Wo ist Simon und sein Erlass? Gott ist eben

LXVI.

Baden, 2. Juli 1918. Heute lese ich in der Zeitung, dass ein Sektionschef Ritter von Weil im Ministerium des Aeusseren Geheimrat und Exzellenz geworden ist. Natuerlich ein Christ. Ob auch schon sein Vater getauft war, weiss ich nicht, aber sein Grossvater war ein Jude, Hofrat von Weil, der im Pressbuero des Ministeriums des Aeusseren angestellt und Mitglied vieler juedischer Vereinsvorstaende war. Der besuchte mich, als ich eben nach Wien gekommen war und erzaehte mir, dass der Minister Buol-Schauenstein ihm unter Versprechungen nahegelegt habe, sich taufen zu lassen. Er ueberlegte das mit seiner Frau, beide kamen ueberein, dem Judentum treu zu bleiben, und er bekræftigte diesen Entschluss mit dem Segensspruch "Gelobt seist Du Gott, der Du Deinen Namen heiligst in der Oeffentlichkeit". Diesen Segensspruch pflegten die Maertyrer des Mittelalters anzurufen, wenn sie den Scheiterhaufen bestiegen oder sonst wie Blutzeugen ihres Glaubens wurden. Hofrat Weil ist kein Blutzeuge des Judentums geworden, also war jener Ausruf uebertrieben, er entlockte mir ein stilles Laecheln, aber immerhin ist er bis an sein Lebensende ein treuer Jude geblieben. Er war Onkel und Schwiegervater des Dichters Mosenthal, der auch ein treuer Jude war und dem nach seinem Tode Dingelstadt einen Nachruf der "Gartenlaube" gewidmet hat, der mit den Worten anfangt: "Mosenthal stammte von armen, obwohl juedischen Eltern". Welche Bosheit liegt in diesen Worten! Bei der Gemeinde wird eine Stiftung Mosenthal verwaltet, die vorschreibt, dass der Empfaenger der Zinsen Vater einer

neugeborenen Tochter sein, und dass er dieser bei der Thora den Namen Ida, nach dem Vornamen von Mosenthals jung verstorbener Frau, einer geborenen Weil, geben muss. Ob der mir uebrigens ganz unbekannte Exzellenzherr von diesen Daten seiner Aszendenz weiss oder wissen will? Hofrat von Weil, der, wie ich glaube, aus Frankfurt a/M stammte, hatte daselbst einen Bruder Jakob Weil, der ein Mann von Notoritaet war. Von ihm wird Folgendes erzaehlt: Als im Jahre 1840 Moses Montefiore in der sogenannten Ritualmordaffaire von Damaskus in Konstantinopel gewesen war und auf der Heimreise Frankfurt a/M beruehren sollte, beschloss die dortige juedische Loge, ihn durch Veranstaltung eines Festmahles zu ehren. Jakob Weil machte darauf aufmerksam, dass Montefiore sehr fromm sei, nur kosher esse und dass deshalb das Festmahl in einer koscheren Restauration stattfinden muesse. Die Mitglieder der Loge weigerten sich lange, den Vorschlag anzunehmen, bis Jakob Weil erklarte: "Dass trefe nicht trefe ist, gebe ich zu, dass aber kosher trefe ist, kann ich nicht zugeben". Worauf man sich auf die koschere Restauration einigte.

LXVII.

wird

Baden, 5. Juli 1918. Es ~~ist~~ wieder sehr viel Unfug mit den Worten Assimilant, assimilatorisch getrieben. Wer ist mehr Assimilant, der Nationaljude, der den Sabbat, die Speisegesetze uebertritt und von der juedischen Religion nichts haelt, oder der fromme Jude, der Sabbat, die Speisegesetze u.s.w. streng beobachtet und sich als deutscher Jude bekennt? In Blochs Wochenschrift vom heutigen Datum steht ein langer

Artikel ueber die Ursache des jetzt wieder in Bluete stehenden ungarischen Antisemitismus. Daran knuepft Bloch selbst einen laengeren Artikel, worin er die ungarischen Juden scharf hernimmt, weil sie in juedischen Versammlungen gegen die Einwanderung juedischer Fluechtlinge aus Galizien protestiert haben. Das war gewiss schon vom humanen Standpunkte, geschweige vom juedischen unrecht. Die galizischen Juden erschienen den ungarischen als Fremde, nun betrachten die Christen in Ungarn die ungarischen Juden selbst als Fremde. Also Mass fuer Mass. Die Ungarn erleiden eine gerechte Strafe. Darin hat Bloch in gewissem Sinne recht, obwohl der Antisemitismus den ungarischen Juden nicht erspart geblieben waere, wenn sie sich auch nicht der Einwanderung der galizischen Juden widerersetzt haetten. Darin hat aber ~~XXIX~~ Bloch unrecht, dass er nun gegen die Assimilanten loszieht und sagt, das sich Hineindraengen der Juden in andere Voelker sei die Ursache des Antisemitismus. Das Verdauungsvermoegen der Voelker sei begrenzt, es koenne die an sie herandraengenden Juden nicht verdauen. Das ist doch gewiss falsch. Hat man denn die Juden im Mittelalter nur deshalb verfolgt, vertrieben, verbrannt, weil sie unverdaulich waren? Die Juden haben sich doch gewisslich damals nicht assimilatorisch benommen. Der Antisemitismus ist eine periodische Volkskrankheit. Die Voelker muessen gesund werden, dann werden sie ihre Mitmenschen, auch wenn sie Juden sind, verdauen und vertragen.

LXVIII.

Baden, 8. Juli 1918. Zwei grosse Fehler werden heute von den Juden gemacht. Erstens dass sie bei der Untersuchung ueber die Ursachen

des Antisemitismus zugestehen, dass auch den Juden irgend welche Schuld daran zur Last zu legen sei. Mit diesem Zugestaendnis einer noch so geringen Schuld ist schon unsere Sache verloren, geben wir das Kleinste zu, so waechst es ins Riesenhafte. Unsere einzige Schuld ist unsere Existenz, das Festhalten an unserem Glauben. Wir muessen mit dem Talmud sagen danken wir Gott, dass wir nicht lauter Engel sind, denn in diesem Falle wuerde der Antisemitismus keine Grenzen kennen. Er ist eine nicht juedische Volkskrankheit, wie der Brunnenvergiftungsglaube oder der Ritualmordglaube, wir haben diese Volkskrankheiten nicht verschuldet und koennen nicht zu ihrer Beseitigung beitragen, sie muss von selbst vergehen, wie sie von selbst entstanden ist. Der Antisemitismus ist nur, wie schon Macaulay (der freilich das Wort noch nicht, wohl aber die Sache kannte) in seiner grossen Parlamentsrede sagte, mit einer Bekaempfung der Rothaarigen zu vergleichen. Wenn sie entstuede und um sich griffe, was haetten da die Rothaarigen verschuldet und was koennen sie dagegen machen? Der zweite Fehler ist das Gerede von der angeblich notwendig erfolgenden Aufloesung des Judentums. Das Judentum ist bei der Entstehung des Christentums schon ebenso alt gewesen wie dieses jetzt ist, dennoch fehlt es ihm nicht an Jugend, und die zweielf Millionen Juden, die es jetzt gibt, sind jedenfalls ungleich mehr als die 600 000 Mann mit Frauen und Kindern, die aus Egypten gezogen sind.

Aber wer nur an die Aufloesung denkt, der ist selbst schon aufgelooest.-

LXIX.

Baden, 16. Juli 1918. Der Krieg stellt die einfachsten und unerschuetterlichsten Begriffe auf den Kopf. Der Feldrabbiner Dr. Samuel Lemberger, der an der rumaenischen Front steht, hat uns zur groessten Freude meiner Frau und unser aller schon frueher und auch jetzt wieder eine reichliche Anzahl Kilos Brotmehl aus Bukarest durch die militaerische Versandstelle zugehen lassen, jedesmal, ohne den Preis anzugeben. Ich dankte ihm herzlichst, bat aber um die Angabe des Preises und bemerkte ihm Folgendes: Der Talmud sagt:

die Leute meinen, das Gebot zu geluesten entfalle, wenn man den begehrten Gegenstand zu bezahlen beabsichtigt. Das ist falsch, das Verbot erstreckt sich auch auf diesen Fall. Ebenso kann man sagen "ein Geschenk ist eine unbezahlte Gabe". Das war bis jetzt richtig, ist es aber jetzt infolge des Krieges nicht mehr, deshalb ist selbst das noch so teuer bezahlte Brotmehl ein Geschenk, wofuer man danken muss, weil man es fuer noch so viel Geld nicht kaufen, sondern nur durch freundschaftliche Zuwendung erlangen kann.

LXX.

Baden, 17. Juli 1918. Heute ist in den Zeitungen zu lesen, dass das Kaiserpaar bei seiner Fahrt durch Pressburg vor dem Tempel anhielt. Dort begruesst sie der Oberrabbiner und die Vorsteher unter einem Baldachin mit Thorarollen in ihren Armen. Das erinnert mich an die fuenfzigjaehrige Jubelfeier des Stadttempels, bei der auch dem damaligen

Praesidenten Dr. Ignaz Kuranda zugedacht war, eine Thorarolle waehrend des Umgangs zu tragen. Kuranda weigerte sich dessen, wie man sagte, weil man die Anwesenheit des damaligen Kultusministers Dr. Stremayr erwartete. Dieser erschien jedoch nicht. Kuranda war mir die Thorarolle "me chabbed". Ich besätze noch seine Karte, mittels deren er mich mit dieser Ehre betraute, -um ihr selbst zu entgehen.

XXI.

Baden, 1. August 1918. Zur Amtseinfuehrung des stellvertretenden Oberrabbiners und Rabbiners am Stadttempel Herrn Dr. H. P. Chajes, den 3. August 1918 1/2 9 Uhr vormittags" versendet der Praesident Einladungen mit dem Vermerk "Festkleidung", obwohl der 3. August Sabbat ist. Vor 52 Jahren, am selben Sabbat betrat ich zum ersten Mal die Kanzel in der Leopoldstadt, ohne Einfuehrung, ohne dass Einladungen ausgesendet würden, nur Joseph Wertheimer und Moritz von Goldschmidt, Wilhelm Gutmann waren vom Vorstand zugegen.